Ex Libr: Ios: Ant: Imhof de
Spielberg Coll: Ecc: S. Petri
Præp: et S. Maurit: Dec: A.V.

Gs
6345
-2-

Briefe über die Schweiz

von

C. Meiners

Kön. Grosbrittan. Hofrath und ord. Lehrer der Weltweisheit
in Göttingen.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Zweiter Theil.

Zweite durchaus verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit Bewilligung des rechtmässigen Verlegers.

Tübingen 1791
In der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

Briefe über die Schweiz,

von

C. Meiners,

Königlich Großbritannischem Hofrath,
und ordentlichem Lehrer der Weltweisheit
in Göttingen.

Zweyter Theil.

Erster Brief.

Bern, am 23. Jul. 1782.

Liebster Freund,

Ungeachtet ich voraus sehe, daß ich diesen Brief erst in drey oder vier Wochen abschicken werde, (denn ich denke den Gotthart hinabzusteigen, und die Italiänischen Vogteyen, und selbst Mayland zu besuchen,) so will ich doch ein jedes freyes Stündchen dazu nutzen; alles Merkwürdige, was mir aufstößt, für Sie und meine übrigen Freunde sogleich aufzuschreiben, weil sich sonst meine Beobachtungen zu sehr anhäufen, und in diesem Gedränge manche wahrscheinlich sich verlieren würden.

Als wir vorgestern von Nidau nach Bern reisten, dachten wir nicht, daß wir noch heute hier seyn würden. Allein Bern übt auf uns eine unsichtbare, und unwiderstehliche Zauberkraft aus. Wenn wir einmal da sind, so finden sich immer angenehme Hindernisse, die uns aufhalten. Doch haben die Erkundigungen, die Herr Professor Abel, und ich vor unserer Abreise in die kleinen Cantone von erfahrnen Personen einziehen wollten, uns viel mehr Zeit gekostet, als wir uns vorgestellt hatten. Diese Erkundigungen, die man in keiner Reisebeschreibung, und

Geographie der Schweiz findet, und die nichts desto weniger für einen Reisenden höchst wichtig sind, bestehen hauptsächlich in den Fragen: wie man eine jede Tagereise einrichten: wo, und unter welchen Bedingungen man Führer oder Begleiter finden, und wo man an einem jeden Orte einkehren solle: welche Gegenstände man vorzüglich zu beobachten, an welche Personen man sich zu wenden, und wie man sich allenthalben, besonders gegen Wirthe zu betragen habe: wie viel Wäsche, Kleidungsstücke, und andre Bequemlichkeiten, und Nothwendigkeiten man mitnehmen müsse, u. s. w.

Es ist allerdings rathsam, auf dieser Fußreise sich mit so wenigem Gepäcke, als nur möglich, zu beschweren, und mein Freund, und ich haben daher alle unsere Habseligkeiten in ein kleines Felleisen zusammen gepackt. Wäsche, Strümpfe, und starke sowohl, als bequeme Schuhe sind die Hauptstücke, womit man sich versehen muß. Einer unsrer gütigen Freunde hat uns auch einen Vorrath von Chocolade, und Kirschwasser mitgegeben. Das letztere empfiehlt man auf Bergreisen vorzüglich, weil nichts die verlornen Kräfte so schnell herstellen, und wenn es mit Wasser vermischt ist, so angenehm und gefahrlos kühlen soll. Auf Reisen nimmt man es in flachen umflochtenen Bouteillen mit, die ohngefähr ein Quartier halten mögen.

Zu den Nothwendigkeiten einer Bergreise rechnet man auch den sogenannten Alpen-Stock, oder einen hohen, glatten, und einige Finger dicken Stecken, der unten mit einem spitzigen und starken Eisen ver-

sehen ist, damit man ihn desto leichter in einen harten und steinigten Boden hineintreiben, und sich daran halten könne. Alle meine Freunde wünschen mir Glück dazu, daß ich die Reise in die kleinen Cantone nicht in zu großer Gesellschaft mache, weil man alsdann in Gefahr sey, in manchen Wirthshäusern keine Betten zu bekommen, oder von den Wirthen, die zu große Haufen von Reisenden, und die damit verbundene Beschwerlichkeiten scheuen, abgewiesen zu werden.

Unterseen, am 24sten Jul. Nachmittags um $1\frac{1}{2}$ Uhr.

So eben bin ich hier angelangt, und habe außer unsrem Schiffer, der uns als Begleiter durch die kleinen Cantone führen wird, auch gleich einen Fuhrmann bedungen, der uns auf einem kleinen Leiterwagen von hier bis Lauterbrunnen, und Grindelwald, und dann meine Frau von dem letztern Orte nach Unterseen zurück bringen soll. Während daß unser ehrlicher Schweizer (denn dies scheint er zu seyn) füttert und anspannt, will ich Ihnen unsere heutige Reise beschreiben, wenn es mir anders der Jubel der Soldaten aus dem Oberlande erlaubt, die von Genf zurückgekommen sind, und in unserm Wirthshause mit ihren Freunden und Verwandten auf ihre glückliche Zurückkunft trinken.

Wir fuhren heute Morgen schon vor vier Uhr von Bern ab, und legten die drey Meilen bis Thun in weniger, als vier Stunden Zeit zurück. In der ganzen Schweiz haben wir keine schönere Wege, und kein

so fruchtbares, oder besser bebautes Land, als zwischen Bern und Thun gefunden. Felder und Wiesen sind gewöhnlich mit grünen Hecken eingefaßt, und mit herrlichen Obst- besonders Kirschbäumen bepflanzt, mit welchen letztern auch ein grosser Theil der Chaussee an beiden Seiten besetzt ist. Den Wohlstand der Einwohner beweisen die häufigen Dörfer, die im ganzen Canton Bern, so weit wir ihn bereist haben, nicht so reich an neuen und netten Häusern sind. Diese Häuser scheinen nicht nur geräumig, sondern auch bequem zu seyn, selbst alsdann, wenn die Wände von Brettern aufgeführt, und die Dächer mit Schindeln gedeckt sind. Nichts ist auffallender, als der Unterschied zwischen den hölzernen Wohnungen, die man disseits des Thuner-Sees, und jenseits desselben, besonders in Unterseen antrifft. Die erstern sind groß, wohl unterhalten, und haben sowohl an der Erde, als im zweyten Stock bequeme Zimmer. Die andern sind meistens kleiner, niedriger, schmutziger, und mit Splittern von Holz bedeckt, die von großen unordentlichen Haufen von Steinen niedergedrückt werden. Nahe vor Thun sahen wir zuerst ganze Heerden von dem großen so genannten Schweizer-Vieh, das sich in den niedrigen Gegenden der Schweiz eben so wenig findet, oder erhält, als in Teutschland, oder in andern flachen Ländern. Einer der angesehensten teutschen Fürsten kaufte hier vor einigen Jahren selbst eine beträchtliche Menge der schwersten Kühe auf, und bezahlte das Stück mit zwanzig bis vier und zwanzig neuen Louisd'or. So wie wir uns Thun näher-

ten, wurden die Kröpfe häufiger und größer, und einige male sahen wir zwergartige Kinder mit so ungeheuren Auswüchsen und Kröpfen, daß ich glaube, daß sie den Wallischen Cretins nicht viel nachgeben. Die Stadt Thun ist noch elender gebaut, als ich es wegen ihrer reichen Gemeinheiten, und drückenden Gilden vermuthet habe. Als wir im Wirthshause abstiegen, war das Schiff, das uns über den See setzen sollte, und das Mittagsessen, was wir während der Fahrt verzehren wollten, schon bereit, weil ein guter Freund aus Bern sich die Mühe genommen hatte, alles zum Voraus zu bestellen. Wir hätten also ohne Verzug ins Schiff steigen können, wenn wir nicht noch auf die so sehr gerühmte Aussicht vom Kirchhofe in Thun neugierig gewesen wären. Dieser Kirchhof liegt viel höher, als die Stadt, und man muß eine große Anzahl von Stuffen steigen, ehe man hinaufkommt. Die Aussicht von dieser Höhe hat mir aber nicht so prächtig, oder merkwürdig geschienen, als ich dieselbe hatte beschreiben hören. Sie unterscheidet sich von der, die man auf den Spatziergängen in Bern hat, nur darin, daß man die Schneeberge näher, und von der auf dem See dadurch, daß man mehrere Berge, oder doch mehrere Theile derselben übersieht. Weit interessanter fand ich die Lage des Schlosses Spiez, was vormals der Bubenbergischen, und jetzo der Erlachischen Familie gehört *). Der Garten dieses

*) Was ich für das Schloß Spiez gehalten hätte, schreibt mir ein Freund aus Bern, sey ein Landgut Schadau,

Schlosses läuft eine nicht geringe Strecke in den See hinein, und man kann daraus nicht nur die Stadt Thun, die Aar, die aus dem See mit einem heftigen Geräusche herausfließt, ferner beyde Ufer des Thuner-Sees, und alle auf- und abfahrende Schiffe, sondern auch das ganze Amphitheater der Bernischen Schneeberge überschauen. Als wir dies Schloß vorbeyfuhren, wiederholte man uns die Geschichte der Bubenbergischen Familie, die unter allen alten und edlen Geschlechtern dem Staat die meisten großen Feldherren und Regenten gegeben hat. Von diesem ehrwürdigen Stamm waren kurz vor seinem Untergang nur noch zween Sprößlinge, ein Sohn und eine Tochter übrig, die beide an einem Tage mit zweyen Erlachischen Geschwistern vermählt wurden. Unter andern Ergötzlichkeiten des Hochzeitfestes nahm man eine Spatzierfahrt auf dem Thuner See vor. Man verspätete sich aber, oder man wagte sich zu weit: die Schiffenden wurden von einem plötzlichen Ungewitter und Sturm überfallen, und aller Bemühungen ihrer Führer ungeachtet, in den Wellen des aufgewühlten Sees begraben. Durch diesen traurigen Unfall erlosch die Bubenbergische Familie, und ihre grossen Besitzungen kamen an das Haus Erlach *). Die

welches einem Herrn May gehört. Das Schloß Spiez liege zwo Stunden von Thun, gleichfalls am rechten Ufer des Sees.

*) Ein junger Bernischer Gelehrter hat mich aufmerksam darauf gemacht, daß die Geschichte des Untergangs der Bubenbergischen Familie eine bloße Sage sey, die sich

Länge des Sees wird nur auf sechs, und die Breite auf eine Stunde geschätzt. Ich wundere mich allemal, daß er keinen grösseren Umfang hat, so oft ich bedenke, daß er alle Gewässer aufnimmt, die von den höchsten Eisgebirgen der Schweiz, von der Gemmi bis an die Grimsel, und von den unermeßlichen Bergstrecken herabkommen, welche die Vorgebürge der mit ewigem Schnee bedeckten Felsmassen ausmachen. Wenigstens muß man den Thuner See alsdann klein finden, wenn man ihn mit dem weit grössern Neuenburger, dem Bieler, und Murtner See vergleicht, welche der Jura allein füllt und unterhält, ungeachtet seine höchsten Gipfel keinen immerwährenden Schnee tragen, und der Abschnitt zwischen Orbe und Biel nicht so viele Stunden beträgt, als die Bergketten, die sich gegen den Thuner See hinneigen. Ohne solche Wasserbehälter, als der Thuner, und die übrigen Seen in der Schweiz sind, würden die

durch keine Urkunden beweisen lasse. Unterdessen ist die Zeit der Erlöschung der Bubenbergischen Familie ungewiß, indem einige sie mit dem Ritter Adrian von Bubenberg im J. 1506., andere mit einem Bubenberg gleiches Namens 1564. aussterben lassen. Stettler I. 387. II. 215. Auch die Art, wie das Schloß Spiez an das Haus Erlach gekommen ist, wird auf eine sehr verschiedene Art erzählt. Stettler I. 215. Leu in seinem Lexicon: Artikel Spiez. Es ist zu verwundern, daß so wichtige und neue Begebenheiten der Bernischen Geschichte so ungewiß sind. Die Beweisstellen, die ich angeführt habe, sind mir von dem vorher erwähnten jungen Gelehrten mitgetheilt worden.

flächern Theile dieses Landes bald gänzlich verwüstet, und unbewohnbar gemacht werden. Die Natur selbst höhlte diese tiefen, und vielfassenden Becken an den Füßen der höchsten Gebirge aus, damit sie die wilden Bergwasser, die sich bey dem plötzlichen Schmelzen des Schnees von den höchsten Gebürgen herunterwälzen, bald aufnehmen und ihre zerstörende Wuth brechen möchten. Das fürchterlichste unter allen Bergwassern, was man in der Absicht, es zu bezähmen, und weniger schädlich zu machen, in den See hinein geleitet hat, ist die Kander, die sich oft mit solchen ungeheuren Fluthen in den See stürzt, daß die Stadt Thun, und die umliegenden Gegenden dadurch überschwemmt werden. Das Wasser des Thuner Sees scheint trüber, als das von den übrigen Seen, die wir bisher gesehen haben; allein kein anderer zeigt auf seiner Oberfläche so schöne Decorationen, und so abwechslende Scenen, als der Thuner. Seine hohen Ufer hängen gerade in einem solchen Winkel gegen, oder über dem See, daß alle Felsen, Bäume, und Stauden bis auf die kleinsten Einschnitte der Blätter treu und unverändert, auf dem hellen Wasserspiegel dargestellt werden. Die Ufer dieses Sees sind sich fast eben so ungleich, als die des Bieler Sees. Am linken sieht man mahlerische Weinberge, Felder, Wiesen und häufige Dörfer bis an den Beaten Berg, wo ehemals ein Einsiedler in einer Felsenhöhle wohnte, oder bis an ein Vorgebürge, die Nase genannt. Von diesem Vorgebürge an besteht das linke Ufer in hohen, meistens nackten, und oft

senkrechten Felswänden, an welchen es durchaus unmöglich wäre anzulanden. Selbst auf diesen fürchterlichen, und unersteiglich scheinenden Felsen erblickt man nicht selten einzelne Häuser und sogar Dörfer, ungeachtet man nicht begreifen kann, wie ihre Bewohner sich auf diesen schwindelnden Höhen ernähren, und zu andern Menschenkindern herabkommen können. Das rechte Ufer ist niedriger, und scheint vielweniger fruchtbar und bebaut zu seyn, als das entgegengesetzte. An dieser rechten Seite des Sees fallen das Stockhorn, und der Riesenberg am meisten in die Augen, unter welchen der letztere der höchste, und zugleich der fruchtbarste ist. Das Stockhorn hatte in seinen höchsten Klüften noch große Schneemassen, die dieses Jahr schwerlich verschwinden werden. An den beyden Seiten des Riesenbergs öffnet sich das Siemen, Frutigen, und Kander Thal, von welchen Thälern ich vielleicht noch eins, oder das andere besuchen werde. Während der ganzen Fahrt hatten wir entweder die beyden Eiger, oder die Jungfrau, oder die Gemmi vor uns, deren Spitzen von der Sonne so stark glänzten, daß die Augen, besonders wenn man das Teleskop brauchte, den Schimmer nur einige Augenblicke ertragen konnten. Die vier Ruderer, mit welchen unser Schiff besetzt war, arbeiteten so stark, daß wir schon um 12½ Uhr das Ende des Sees erreichten, und beym neuen Hause anlangten, welches eine kleine halbe Stunde von Unterseen entfernt ist. So bald man das Ende, oder vielmehr den Anfang des Thuner Sees erreicht hat, so

ist es, als wenn man auf einmal nicht bloß in ein anderes Klima, (denn die Hitze war größer, als wir sie noch bisher in der Schweiz erfahren hatten) sondern in eine andere Natur versetzt würde. Die Berge werden plötzlich höher, drohender, und rücken näher zusammen: Weinberge und Fruchtfelder hören, die erstern gänzlich, die andern fast ganz auf: Häuser und Hütten haben eine ganz andre Bauart, indem viele der letztern aus bloßem Blockwerk, oder in Vierecken bestehen, die aus über einander gelegten, und mit den Enden zusammen passenden Balken aufgeführt sind: selbst die Menschen haben ein ganz anderes Ansehen, als die übrigen Bewohner des Cantons. Sowohl der Weg nach Unterseen, als die Wiesen und Gärten, die an beyden Seiten liegen, sind mit Kirschbäumen besetzt, deren Früchte man eben sammlete, um sie zu trocknen, und das berühmte Kirschwasser daraus abzuziehen. Man bot uns allenthalben, wo wir nur stehen blieben, mit der größten Freundlichkeit Kirschen an, und wir erhielten für einige Batzen nicht nur viel mehr, als wir brauchten, sondern auch ein Körbchen oben drein. Alle Kirschen, so viel wir ihrer sahen, schienen nur von zweyerley Art zu seyn, die einen waren hellroth, die andern schwärzlich von Farbe: Beyde säuerlich, wenig fleischicht, und nicht sehr schmackhaft. Wenigstens würde ich es nach dem bloßen Geschmack nicht vermuthet haben, daß man aus ihnen ein viel kräftigeres Kirschwasser, als aus allen Kirschen, die in niedrigern Thälern wachsen, bereiten kann. Die

Schneeberge schienen uns jetzt so nahe, daß man sie nur für eine kleine Stunde entfernt hätte halten sollen; ich vermied es aber sorgfältig, sie aufmerksam zu betrachten, um nichts von dem Eindruck zu verlieren, den sie machen müssen, wenn man sie in der größten Nähe sieht; doch war es unmöglich, die Augen von zwoen Spitzen des Wetterhorns abzuziehen, die weit stärker, als der übrige Cörper des Berges, und vollkommen, wie stark vergüldete Thurmköpfe glänzeten.

Lauterbrunnen am 25sten Jul.
Morgens um 6 Uhr.

Ungeachtet wir die letzte Nacht, oder vielmehr heute früh erst um ein Uhr zu Bette gegangen sind, so kann ich doch schon seit einer halben Stunde nicht mehr schlafen. Wenn die Einbildungskraft auf einmal mit so vielen neuen Bildern erfüllt, und das Herz von so vielen starken Empfindungen gerührt worden ist, als wir gestern empfangen haben, so ist es fast nicht möglich, eines langen und ungestörten Schlafs zu geniessen. Das, was man gesehen, und empfunden hat, regt sich noch immer nach, oder gräbt sich tiefer ein, und läßt weder die Sinne, noch die Phantasie zu einer vollkommnen Ruhe kommen.

Als wir gestern Unterseen verließen, fanden wir den Weg an beyden Seiten noch eine gute Strecke mit Kirschbäumen besetzt, unter deren Schatten wir fortfuhren. Diese Obstbäume hören nicht lange vor dem Anfange des Lauterbrunner Thal, oder der Ver-

einigung der beyden Lütschinen auf. Die Ruinen des Schlosses Unspunnen, die man Reisenden zu zeigen pflegt, und die hohen Felsen der Eisen-Flühe, die Jupiter mit seinen Blitzen zersprengt, und verbrannt zu haben schien, waren mir viel weniger interessant, als die Lütschinen, die Hunnenflühe, und der Sausbach, die einzigen recht merkwürdigen Gegenstände, die wir zwischen Unterseen und Lauterbrunnen antraffen. Die Lütschine ist ein Gletscher Wasser, das von den Schneebergen und Gletschern, die das Lauterbrunner Thal einschließen, vorzüglich von der Jungfrau herabkommt, und sich bey Zwey-Lütschinen mit einem andern Wasser gleiches Namens vereinigt, das aus dem Grindelwald herunter fließt. Die Lütschine durchbraust das Lauterbrunner Thal mit eben der unbeschreiblichen Kraft und Geschwindigkeit, womit der Rhein sich bey Schaffhausen herunter stürzt. Ihr tiefes, und mit ungeheuren Felsen besätes Bett ist so abschüssig, daß man niemals sagen kann, daß sie irgendwo im eigentlichsten Sinne dieses Worts fließe. Ihr ganzer Lauf ist eine Reihe an einander hängender beständig abwechselnder Wasserfälle, die bald durch ihr Geräusch, bald durch die Wellen und Strudel, die sie bilden, bald durch die Formen von Felsen, von welchen sie herabschiessen, oder an welchen sie sich brechen, das Auge an sich ziehen. Wegen der unaufhörlichen Fälle ist der Strom größtentheils so dick mit Schaume bedeckt, daß man die eigentliche trübe Weiße, wodurch sich Gletscherwasser von allen andern unterscheiden, oft

nicht erkennen kann. Wenn man die Lütschine einmal erreicht hat, so bleibt man ihr immer zur Seite, und nicht selten schwebt man auf dem engen Wege, der meistens nicht mehr, als den kleinen Wagen, auf welchem man fährt, und zur Noth den Fuhrmann, der das Pferd beständig an der Hand leitet, halten kann, in so grausenvoller Höhe über ihrem Abgrunde, daß man an solche Aussichten gewohnt seyn muß, wenn man den Blick in die wüthende Lütschine aushalten will. An der linken Seite steht die sogenannte Hunnenflühe, welcher Fels einer alten aus Quadersteinen aufgeführten Bastion so ähnlich sieht, daß alle Topographen und Reisebeschreiber diese Aehnlichkeit bemerkt haben, und kein Reisender sie leicht übersieht, der auch nicht weiß, daß sie schon andern vor ihm aufgefallen ist. An dem Ufer, an welchem man fährt, stürzt sich von eben der Gebirgkette, von welcher der Staubbach herabkommt, der Sausbach herab. Dies war das erste Bergwasser, in dessen Bett ich deutliche Spuren der unwiderstehlichen Gewalt sah, mit welcher solche Bergströme sich zu gewissen Zeiten in die Thäler ergießen. Das ganze Bett war mit zentnerschweren Felsstücken belegt, denen man es ansah, daß sie noch nicht lange ihre gegenwärtige Stellen erhalten, und daß der Bach sie in den Augenblicken seines Grimms mit eben der Leichtigkeit, als jetzt die leichtesten Wasserblasen, fortgewälzt hatte. Ohngefähr eine Viertel-Stunde vor dem Dorfe Lauterbrunnen erblickten wir zum erstenmale den Staubbach, der in der Ferne einer ruhigen,

fast unbeweglichen, und nirgends unterbrochenen Säule von schäumendem Wasser, oder vielmehr einem breiten unbeweglichen Stücke weißen Tuches oder Linnens, das man von dem Felsen herabgelassen hätte, ähnlich ist. Gleich nachdem wir vor dem Pfarrhause abgestiegen waren, und dies war Abends um 6 Uhr, eilten wir, so geschwind wir konnten, diesem Phänomen zu. Wir betrachteten den Fall lange sowohl von vorne, als von beyden Seiten, allein wir stimmten alle in dem Urtheile zusammen, daß der Ruhm des Staubbachs viel größer, als seine Verdienste sey, und daß man ihm zuviel Ehre erweise, wenn man ihn mit dem Rheinfalle bey Schaffhausen vergleiche. Der Anblick des Staubbachs, den man sowohl vor dem Pfarrhause, als auf der Gallerie desselben beständig vor Augen hat, gewährt zwar ein neues wunderbares Schauspiel, das die Neugierde reizt; bringt aber keine von den Rührungen und Betrachtungen hervor, die ich beym Rheinfall in mir wahrnahm. Man entdeckt nirgends Spuren von der unbegreiflichen Kraft und Geschwindigkeit, wodurch der Rheinfall so groß und Seelenerhebend wird, und wenn einmal die erste Neugierde befriedigt ist, ja selbst während der ersten Beobachtung, bleibt man eben so ruhig und kalt, als man vorher war. Zwar ist die Höhe, von welcher der Staubbach herabfällt, viel beträchtlicher, als die des Rheinfalls. Denn man schätzt die erstere, wie ich glaube, etwas übertrieben, auf neunhundert Schuh; allein diese Höhe, die mächtig wirken würde, wenn der Fels, von wel-

chem der Staubbach sich herabstürzt, ganz allein da stünde, trägt jetzt wenig zur Verstärkung des Eindrucks bey, da man seit dem Eintritt in das Lauterbrunner Thal beständig von eben so hohen, oder noch höhern Bergen umringt war, und man noch überdem rund um sich her viel höhere Berge, besonders die unersteigliche Jungfrau vor sich sieht, deren niedrigster Fuß sich über die Felswand erhebt, an welcher der Staubbach herabschießt. Selbst das Geräusch, was der zerstäubende und sich wieder sammlende Bach verursacht, ist so geringe, daß man es nur in der Nähe hören kann, und daß es auch in der Nähe von dem fürchterlichen Getöse gleichsam verschluckt wird, was die in ziemlicher Entfernung, und in der Tiefe strömende Lütschine hervorbringt. Wenn aber der Bach bey anhaltendem Regen, oder heftigen Ungewittern plötzlich angeschwellt wird, so soll er mit einer furchtbaren Gewalt Felsstücke herabrollen, die durch ihre wiederholten Fälle von einer Wand auf die andre, ein unaufhörliches Donnern verursachen müssen. Nicht lange vorher, als wir in Lauterbrunnen anlangten, schien es, als wenn ein starkes Ungewitter kommen würde, allein in weniger, als einer Stunde zerstreuten sich alle Wolken, und mit ihnen verschwand die Hoffnung, den verstärkten Laut und Wiederhall des Donners in diesem engen, und mit den höchsten Bergen von Europa umgebenen Thal zu hören. Eben deßwegen, weil der Staubbach nichts wahrhaftig großes hat, kann man ihn viel besser beschreiben, und zeichnen, als den Rhein.

fall, und wenn Sie das Blatt, auf welchem Herr Aberli den Staubbach gezeichnet hat, aufmerksam betrachten, so werden Sie sich den Eindrücken, welche der wirkliche Anblick erzeugt, unendlich mehr nähern, als wenn Sie die freylich weniger schöne Zeichnung eines andern Künstlers vom Rheinfall ansehen. Der Bach stürzt sich aus einer mit Tannen besezten Höhe in zween schäumenden Strömen, von welchen der rechte der stärkste ist, über den Rand einer steilen mehrere hundert Schuhe hohen Felswand weg, an welcher er in sichtbaren, aber sich immer verdünnenden Wellen bis ohngefähr an die Hälfte seines Falls herabzugleiten scheint. Dies Herabglitschen ist zwar eine bloße Täuschung, indem der Bach sich wirklich vom Felsen losreißt, und in den leeren Luftraum hinein stürzt; allein diese Täuschung schwächt doch den Eindruck des ganzen Schauspiels nicht wenig, da die Wassermasse durch das sanfte Hinabglitschen vieles von ihrer Kraft zu verlieren, oder eine sanftere Bewegung zu erhalten scheint, als man sich einbildet, daß sie sonst würde gehabt haben. Ohngefähr gegen die Mitte der Felswand ist es, als wenn der Bach aufhörte eine zusammenhängende Wassermasse zu seyn, und als wenn seine sich immer mehr und mehr zuspitzenden und divergirenden Wellen, in Staubwolken aufgelöst würden. Diese aufgelösten Dünste sammlen sich aber bald auf einer hervorragenden Felsbank wieder, und rinnen in vier bis fünf kleinen Strömchen, und unzähligen einzelnen Tropfen in ein nicht sehr tiefes Loch hinab, in welches wir ohne Ge-

fahr, und ohne einmal ganz durchgenäßt zu werden, hinuntersteigen konnten. Wegen der Höhe des Falls verbreiten sich die zerstäubten Tropfen, wie ein feiner Regen, auf einige hundert Schritte, aber nicht so stark und so weit umher, als ich nach mehreren Beschreibungen erwartete. Wenn man den Bach von der Seite betrachtet, so kommt es einem vor, als wenn man in eine Wolkensäule hinein sähe, die durch beständig veränderte Windstöße, in jedem Augenblicke neue Richtungen, Gestalten, und wenn Sie dies Wort anders verstehen, Wallungen erhielte. Der Weg vom Pfarrhause bis an den Rand des Beckens, in welches der Bach hinabfällt, ist äußerst beschwerlich, weil man in dem nassen Grase eine beträchtliche Anhöhe hinansteigen muß, die allmälig aus den von oben herabgewälzten Steinen entstanden ist. Nachdem wir den Staubbach für diesmal genug beobachtet zu haben glaubten, legten wir uns unter dem Fall, aber doch so, daß wir von dem Staubregen nicht erreicht werden konnten, auf den weichen mit wohlriechenden Kräutern und Gräsern reich bewachsenen Wiesengrund hin, um uns den Empfindungen ganz zu überlassen, welche der nahe und ungestörte Anblick eines der höchsten Schneeberge, und seiner Nachbaren in uns hervorbringen würde. Wir hatten zuerst den Mönch, oder den untersten steil abgeschnittenen Felsenfuß der Jungfrau, die erhabenen Gipfel der Jungfrau selbst, das Groß- und Breithorn samt ihren Gletschern, alle von einer erhebenden Abendsonne erleuchtet, vor uns, und zur rechten

Seite andere Felsengebürge, an deren einem der kleine Staubbach milchweiß herabschoß. Sobald ich meine Augen zum erstenmale recht aufmerksam auf die Jungfrau heftete, (und dies hatte ich bisher vermieden, um mir nicht vorzugreifen, und die Fülle des Genusses nicht zu schwächen) so war es, als wenn ich den ganzen Tag über noch nichts merkwürdiges gesehen hätte. Stille Bewunderung, und Anbetung, und Demüthigung vor dem unbegreiflichen Schöpfer solcher erhabenen Werke waren mit dem ersten Blick verbunden, und diese Empfindungen waren nicht etwa Rührungen des ersten hinreißenden Augenblicks, sondern sie dauerten in der Seele eben so lange fort, und kehrten eben so oft wieder, als ich die Jungfrau betrachtete. Ungeachtet man hier gleichsam in eine ganz erstarrte und vielleicht nie belebte Schöpfung hineinschaut, so offenbaret sich doch der Schöpfer gewiß nirgends herrlicher, als in diesen Wüsten der Natur, und ich glaube kaum, daß irgend ein nicht ganz gefühlloser Mensch die Jungfrau zum erstenmale betrachtet hat, ohne von ihren Höhen sich unmittelbar zu ihrem unsichtbaren Urheber hinauf zu schwingen. Wo man seine Augen auch hinwendet, drängen sich von allen Seiten her erschütternde Bilder und Spuren von Allmacht, Ewigkeit, und Unermeßlichkeit auf. Wer anders, als der Allmächtige, konnte diese Felsmassen aufthürmen, deren Höhen menschliche Augen kaum zu erreichen, und von deren Umfange sie immer nur einen kleinen Theil zu umfassen, im Stande sind? Wer anders, als der Ewi-

ge konnte diese Berge gründen, die so vielen uns unbekannten Jahrtausenden getrotzt haben, und die vielleicht nicht eher, als mit dem Ende der Zeiten, oder der Umformung aller vergänglichen Dinge aufhören werden? Als wir die Jungfrau zuerst ansahen, war noch fast ihr ganzer Cörper, so weit er mit dem nur zum Theil sich erneuernden Schneemantel angethan ist, von der Abendsonne erleuchtet, die aber bald ihren goldnen Schmuck von dem blendendweißen nie entweihten Busen zurück zog, und nur allein ihr jungfräuliches Antlitz röthete, das niemals von einem andern Bräutigam, als von den Strahlen der Sonne und von Sturmwinden, wenn diese anders sich so weit erheben können, geküßt worden ist. Daß Stürme den Saum des Gewandes der Jungfrau von Zeit zu Zeit heftig schütteln, zeigen die tiefen wellenförmigen Furchen, die ich mit meinem Teleskop bis zu beträchtlichen Höhen deutlich wahrnahm, die aber gegen den ehrwürdigen Scheitel hin zu verschwinden schienen. Einen erhabenern und zugleich schönern Berg, als die Jungfrau ist, giebt es, glaube ich, auf der ganzen Erde nicht, wenn man anders über die Schönheit eines Naturwerks urtheilen kann, dessen Bestimmung man nur im allgemeinen erkennt, und von welchem man noch vielweniger einzusehen im Stande ist, ob es seiner Bestimmung vollkommen entspricht. Schön nenne ich die Jungfrau vorzüglich deßwegen, weil man in allen ihren vom Thale aus sichtbaren Theilen, nicht das geringste Mißverhältniß bemerkt, und nirgend etwas hervorsticht, was

bloß Grauen und Entsetzen erregte, oder sonst unangenehme Empfindungen und Bilder erweckte. Ihr Fuß ist so breit und fest, daß er den darauf gestützten ungeheuren Cörper ohne Mühe und Wanken tragen zu können scheint. Bald über dem Fuß nimmt der Umfang des Berges ohngefähr in solchen Verhältnissen mit der steigenden Höhe ab, in welchen die Kunst Thürme, Pyramiden, oder andere emporsteigende Werke abnehmen lassen würde, die einen festen Grund, und nirgends ein drückendes Uebergewicht haben sollten. Man sieht nirgends gräßliche Schründe, oder kahle abgeschnittene Felswände, die Denkmäler und Erinnerungen vormaliger großer Verwüstungen sind, und zugleich daran erinnern, daß das, was jetzo so fest steht, dereinst auch wanken und fallen könne. Der ganze Berg, wie man ihn aus dem Standpuncte wahrnimmt, den ich nahm, scheint noch eben so unversehrt, und in eben das Gewand eingehüllt zu seyn, womit die Natur ihn bald nach seiner Entstehung bekleidete. Diese Vorstellung verliert man, wenn man über den Fuß der Jungfrau von Lauterbrunnen nach dem Grindelwald geht, wie ich anfangs zu thun die Absicht hatte; denn alsdann sieht man die fürchterlichen Schründe und Felswände, die das Erklimmen der Jungfrau unmöglich machen; auch hört man das Krachen der Lauinen, die niemals fallen, ohne die Felsmasse, die sie trug, zu verwunden, und große Bruchstücke in die sich öffnenden Abgründe hinunter zu reißen. Es bleibt aber doch immer wahr, daß die Jungfrau in der Nä-

he sowohl als in der Ferne weniger zerrissen scheint, und viel ununterbrochener und tiefer mit Schnee bedeckt ist, als die übrigen Schneeberge im Bernischen Oberlande.

Die Schneeberge haben in der ganzen Schweiz und noch mehr in den ihnen nah gelegenen Thälern ihre Anhänger, wie die streitenden Parteyen in den unruhigen Freystaaten. Schon in Bern entschieden und stritten einige für die Ehre oder die höchste Höhe der Jungfrau: andere für die des Schreckhorns, und so die Genfer für die des Mont Blanc *). Diese Strei-

*) So sehr ich auch die höchsten unter den Alpen bewundere, so kann ich doch nicht umhin, es für einen Trugschluß zu erklären, wenn Herr Bourrit (Tom. II. ch. 8.) sie für höher, als die höchsten Spitzen der Andes oder Cordilleras ausgeben will. Darin hat dieser Schriftsteller Recht, daß die Americanischen Gebirge nicht so große und mannigfaltige Schönheiten haben, als die Schweizerischen, daß sie weder durch so prächtige Wasserfälle, noch durch so furchtbare Lauinen, noch durch so unermeßliche Eisfelder, oder glänzende Eismassen in Erstaunen setzen: daß sie endlich von ihren bebauten Füßen und erreichbaren Höhen weniger majestätisch ins Auge fallen; allein dessen ungeachtet kann man nicht sagen, daß sie weniger hoch, als die Alpen seyen. Der einzige richtige Maasstab der wahren Höhe von Bergen ist ihre Erhabenheit über dem Meere. Nach diesem Maasstabe übertrifft der Chimboraçao den Mont Blanc über 800 Toisen, und selbst der Pitchincha und Coraçon, auf welchen die Französischen und Spanischen Astronomen ihre Beobachtungen und Messungen anstellten, sind höher, als der Mont Blanc. Von dieser wahren Höhe zieht Herr B. die Höhe des Erdreichs ab, auf welchem Quito und andere Städte liegen, und das 1600 bis 1700 Toisen über dem Meer erhaben ist, und rechnet die Höhe der Americanischen Berge erst von dem Puncte an, wo Cultur und Menschenwohnungen aufhören; allein er bedenkt nicht, daß die hohen Thäler und Abhänge der Andes nur deßwegen bis zu einer erstaunlichen

tigkeiten können nicht eher entschieden werden, als bis alle diese Berge mit einer größern Genauigkeit, als bisher geschehen ist, gemessen werden. Wenn ich aber bis dahin einem der Bernischen Berge meine Stimme geben sollte, so würde ich ohne Bedenken für die Jungfrau entscheiden, freylich nur nach einem Augenschein, der leicht trügen kann. So oft ich die Morgen- oder Abendröthe an den Bernischen Schneebergen beobachtet habe, so oft habe ich auch bemerkt, daß die Jungfrau am frühesten erleuchtet wurde, und am spätesten ihren rosenfarbnen Glanz verlor. Ganz entscheidend ist diese Beobachtung nicht, weil das Schreckhorn, das allein mit der Jungfrau wetteifern kann, nach der Seite hin, von welcher man es beständig sieht, so steil abgeschnitten ist, daß kein Schnee darauf zu haften, und also auch die nackte Felswand die schwächeren Strahlen der auf- und untergehenden Sonne nicht so lebhaft, und in so große Entfernungen zurück zu werfen im Stande ist, als die beschneite Spitze der Jungfrau. Das Schreckhorn könnte unerleuchtet, oder mit Nacht bedeckt zu seyn scheinen, wenn es wirklich von den Sonnenstrahlen, aber nicht so stark erleuchtet würde, daß man es in beträchtlichen Entfernungen sehen könnte.

Höhe fruchtbar sind, weil sie unter der Mittagslinie liegen: daß der Mont Blanc in der Nachbarschaft von Quito gar keinen ewigen Schnee beherbergen, und der Pitchincha hingegen an die Stelle des Mont Blanc versetzt noch tiefer mit Schnee bekleidet seyn würde; daß man zuletzt, wenn man die ganze Höhe der Americanischen Berge mit dem Auge fassen will, sie nicht von den höchsten ersteiglichen Puncten, sondern von dem Ufer der Südsee, oder von der Südsee selbst überschauen müsse.

Als wir vom Staubbach zurück kamen, glaubten wir, daß das Tagewerk unsrer Beobachtungen jetzo geendigt wäre. Allein wir sahen und hörten am letzten Abend, und in der letzten Nacht noch so viel merkwürdiges, daß ich zweifle, ob ich heute im Grindelwald Zeit genung haben werde, Ihnen alles umständlich zu schreiben. Einen reichern Tag als den gestrigen, haben wir auf unserer ganzen Reise nicht gehabt, und werden ihn auch schwerlich wieder erhalten.

Grindelwald, Mittags um 1. Uhr.

So eben sind wir hier heftig erhitzt, und nicht wenig ermüdet angekommen. Es würde uns unmöglich seyn, sogleich etwas zu besehen, und zu unternehmen, bevor wir uns nicht ein wenig erholt und gestärkt haben. Bis dahin will ich mir die Zeit mit Schreiben vertreiben, und da fortfahren, wo ich gestern stehen geblieben bin.

Bey unserer Rückkehr vom Staubbach trafen wir einen ganzen Haufen von Soldaten, die von Genf zurückgekommen waren, mit ihrem Herrn Pfarrer, und zween Preußischen Herren im Gespräch an, in deren Gesellschaft wir die Reise von Unterseen bis Lauterbrunnen gemacht hatten. Einer dieser Herren, der schon oft hier gewesen war, und die Sitten sowohl, als die Sprache der Schweizer vollkommen verstand, bat die zurückgekommenen Krieger, ihre Gewehre loszufeuren, um das Echo, dessen starke Stimme wir schon aus dem wiederholten Geschrey ei-

niger Hirten auf den benachbarten Alpen wahrgenommen hatten, aus seinen verborgenen Sitzen noch mehr hervorzulocken. Die Soldaten brannten ihre Gewehre gegen die Kette von Gebirgen ab, die dem Pfarrhause gegenüber liegt, weil der Herr Pfarrer sagte, daß der Schall alsdann am öftersten und stärksten zurückgegeben würde. Noch nie habe ich einen so prächtigen Wiederhall, und ein dem Donner so nahe kommendes Geräusch gehört, als aus den auf einander folgenden Schüssen entstand. Zuerst prallte der Schall mit vielfach verdoppelter Kraft von den Bergen wieder, mit welchen das Lauterbrunner Thal zunächst eingezäunt ist. Wenn er aber aus den Tiefen dieses Thals herausdrang, so kam er von den Höhen, und aus den Höhlen der Jungfrau so oft, und so langsam zurück, daß keiner von uns Neulingen die verschiedenen Schalle für Fortsetzungen und Wirkungen eines Schusses, sondern vielmehr für das Geprassel eines heftigen, aber etwas fernen Donners gehalten hätte. Nach dieser Uebung ließen die jungen Oberländer sich bewegen, mit einander zu ringen, oder wie es in der ganzen Schweiz heißt, zu schwingen. Die Kämpfer entkleideten die obere Hälfte des Cörpers bis aufs Hemd, und wanden alsdenn um die rechte Lende in Ermangelung der dazu bestimmten Schwinghosen, ein Schnupftuch, an welchem allein sie sich anfaßten, und aus dem Gleichgewicht zu bringen suchten. Sie standen bisweilen Minuten lang mit den Schultern gegen einander gestemmt, als wenn sie unbeweglich wären, und lauerten auf den günstigen Augenblick,

in welchem einer dem andern etwas abgewinnen könnte. Wenn die Ringer einander an Kräften und Gewandtheit ziemlich gleich waren, so brauchte es mannigfaltige Künste und lange Bestrebungen, bis einer gänzlich Sieger wurde. Der Sieg in dieser Art des Kampfs wird nicht durch den Fall eines Ringers, der sich wieder aufraffen, und alle seine Kräfte noch anwenden kann, sondern durch den Fall auf den Rücken entschieden, in welcher Lage der Ueberwundene den Kampf nicht wieder herstellen kann. Diese und ähnliche Leibesübungen sind nicht bloß im Bernischen Oberlande, sondern in allen kleinen Cantonen gewöhnlich, in welchen die Jugend an gewissen feyerlichen Tagen, die sie in dem Helvetischen Calender mit dem Namen der Schwingtage bezeichnet finden, zusammen kommt, und vor gewissen Richtern, in Gegenwart ihrer Mädchen, ihrer Landsleute, und vieler Fremdlinge ihre Kräfte zeigen. Solche gymnastische Uebungen werden aber, wie die ursprüngliche Alpenmusik, immer seltener, und verständige Männer sehen dieses mit Recht als traurige Vorboten des Verlusts der alten und einfältigen Sitten, und der Mannheit der Vorväter an. So viel ich weiß, waren die cörperlichen Uebungen von jeher in demjenigen Theile der Schweiz eingeschlossen, in welchem der Hirtenstand den einzigen, oder doch vornehmsten Stand ausmacht. In den größern Cantonen, in welchen Wein- und Ackerbau, nebst allerley Manufacturen getrieben werden, blieb den Einwohnern von ihren anhaltenden Arbeiten nicht so viel Zeit übrig, daß sie in gymna-

stischen Uebungen einen gewissen Grad von Geschicklichkeit hätten erwerben können.

Als die Ringer ihre Kraft im Schwingen genug gezeigt hatten, ließen sie sich bereden, uns noch einige Proben von ihrem Tanzen zu geben. Diese Tänze des Bernischen Hirtenvolks waren nicht nur viel feuriger, als das ihnen sonst ähnliche Walzen in Schwaben, sondern auch viel Ausdrucksvoller, und mit lebhafteren Geberden verbunden, als in der Hauptstadt des Cantons. Sowohl die Tänzer, als Tänzerinnen beobachteten den Tact aufs genauste, und zeigten eine bewundernswürdige Behendigkeit, die man von dem Ackerbauenden Landvolk nicht erwarten kann, weil dieses durch beständiges und saures Arbeiten eine durch die strengste Kriegszucht kaum zu überwindende Steifigkeit erhält.

Nach allen diesen ergötzenden Auftritten setzten wir uns endlich zu Tisch, der so gut besetzt war, als man es in einer großen Stadt nur hätte verlangen können. Unter den Gerichten waren uns besonders zwey ganz neu: ein großer nicht geräucherter, sondern an der durchdringenden Bergluft getrockneter Schinken, und dann Gemsenfleisch. Der erstere hatte eine schönere rothe Farbe, und war zarter und schmackhafter, als ich je einen Westphälischen gegessen habe. Das letztere war weniger zart, als das Fleisch von anderm Wild, auch hatte es nach dem Urtheile meiner Zunge nicht den eigenthümlichen Wohlgeschmack, weßwegen es von größern Kennern, als ich zu seyn mir anmaße, so sehr geschätzt, und so theu-

er bezahlt wird. Wegen der sanften Abendluft aßen wir nicht im Hause selbst, sondern auf der Gallerie vor dem Hause, wo man das Plätschern des Staubbachs, und das Rauschen der Lütschine beständig hören kann. Nach Tische gingen wir wieder auf den Staubbach zu, um ihn in der Nähe beym Mondscheine zu betrachten. Als wir uns demselben näherten, stieg die Göttin der Nacht eben hinter der Jungfrau herauf, die in dem bescheidneren und weißlichem Schimmer des Mondes nicht weniger majestätisch, als in dem lebhafteren Glanze der Abendsonne war. Dem bloßen Augenscheine nach war es von der Spitze der Jungfrau bis zum Monde, der auf ihrem Haupte zu ruhen schien, nicht so weit, als aus dem Thale bis auf den Gipfel des unersteiglichen Bergs. Als der Mond so hoch herauf kam, daß er den Staubbach erleuchten konnte, so wurden wir auf einmal durch das schönste und prächtigste Schauspiel überrascht, das mich mit dem Staubbach gleichsam wieder aussöhnte. Der Bach wurde durch das Licht des Mondes wenigstens noch einmal so breit und voll, als wir ihn bey Tage gesehen hatten, und die ganze Wassersäule glänzte nicht anders, als wenn eine unbeschreiblich reiche Masse des reinsten Silbers an der Felswand herabgeflossen wäre. Dieser Anblick war über allen Ausdruck feenhaft und bezaubernd, und ich bin überzeugt, daß der Staubbach sich nur beym Mondschein in seinem vortheilhaftesten Lichte zeigt. Der kleine Staubbach schimmerte fast noch stärker, als der große, und goß sich, wie eine kleinere Silberader von einer gleichen Höhe herab.

Die Regenbogen, die man beym Mondscheine in dem größern Bache sehen soll, fanden wir nicht; statt deren aber Bogen von weißlichem Lichte, in denen ich wenigstens keine Farben unterscheiden konnte. Als wir heute Morgen unser Frühstück zu uns genommen hatten, gingen wir Reisende alle in feierlicher Procession wieder auf den Staubbach zu, um die schönen Regenbogen zu sehen, welche die Sonne in den aufgelösten Tropfen des zerstäubten Baches bildet. Um diese Erscheinung zu beobachten, muß man sich dem Fall mehr, als man sonst nöthig hat, und mit Gefahr, ein wenig naß zu werden, nähern. Ich stieg bis an den Rand und zum Theil in die Grube hinab, in welcher sich die Gewässer des Baches wieder sammlen. Je näher man dem Fall kommt, und je dichter die Dünste oder der Staubregen werden, desto schöner und lebhafter werden die Farben der Regenbogen, die man wahrnimmt, oder vielmehr nur die des Kleinern und Untern, denn der Obere und Grössere ist immer unvollendet, und hat auch mattere und trübere Farben. Diesen letztern sieht man nur alsdann, wenn man der Tiefe nahe kommt, in welcher der Bach sich wieder sammlet. Der kleinere hingegen umschließt schon viel eher die Füße des Wanderers, und es ist immer, als wenn man auf seinen beiden Spitzen stünde. Aus der Natur der Sache werden Sie es sich leicht erklären können, warum ein jeder einen andern Regenbogen sieht, und warum der Regenbogen, von welchem man umfangen wird, sich mit bewegt, wenn man seine Stelle verändert. Es ist mir lieb, daß

ich diese Regenbogen gesehen habe, weil alle Reisebeschreiber ihrer vorzüglich erwähnen. Uebrigens scheinen sie mir zu den geringsten Merkwürdigkeiten des Staubbachs zu gehören, und ich glaube also, daß Reisende, die bey trübem Wetter nach Lauterbrunnen kommen, sich leicht trösten können, wenn sie diese Regenbogen nicht sehen.

Kurz vorher, ehe wir abreisten, wollte ich mich noch mit meinen eigenen Augen überzeugen, ob, und wie weit der Strom des Staubbachs von der obern Felswand wegfalle! Ich ging deßwegen auf einen Baum zu, der rechts vom Pfarrhause einzeln, und auf einer nicht schwer zu ersteigenden Höhe steht. Unter diesem Baum sahe ich, daß der Staubbach sich um viele Fuße von der Felswand entfernt, über deren obersten Rand er herunter stürzt.

Ohngefähr um neun Uhr nahmen wir von dem Herrn Pfarrer, einem belebten und gesprächigen Mann, Abschied. Ohne die Gastfreundschaft, die er ausübt, würden Fremde gar nicht wissen, wo sie in Lauterbrunnen bleiben sollten, weil kein Wirthshaus da ist, das nur eine kleine Gesellschaft aufnehmen, und auf eine erträgliche Art bewirthen könnte. Die Dankbarkeit der Reisenden hat den Herrn Pfarrer in Lauterbrunnen in Stand gesetzt, ein schönes und geräumiges Haus zu bauen, in welchem er mehrere nicht zu zahlreiche Gesellschaften bequem unterbringen kann*).

*) Das Haus selbst hat die Regierung bauen lassen. Zur Möblirung desselben aber hat den Herrn Pfarrer allerdings die häufige Ankunft von Fremden veranlaßt.

Die Zimmer sind niedlich möblirt, und die Betten so reinlich und gut, als man sie kaum in den besten Gasthöfen antrifft.

Schon bey unsrer Abreise war die Hitze sehr groß, und diese Hitze nahm noch um viele Grade zu, als wir in das Grindelwaldthal hinein fuhren. Die Lütschine, die aus den Gletschern des Wetter- und Schreckhorns ausfließt, und das ganze Thal durchströmt, ist weniger wasserreich, und hat auch nicht so viele Fälle, und einen so reißenden Lauf, als ihre Schwester im Lauterbrunner Thale. Das Grindelwaldthal selbst aber ist noch weit interessanter, als das letztere. Die Berge, die man an beiden Seiten hat, sind viel höher, ihre Gipfel seltsamer gestaltet, und ihre Abhänge steiler, als im Lauterbrunner Thale. Man findet auf dem Wege in den Grindelwald auch viel gräßlichere Spuren von Verwüstungen, welche die von den hohen Gebirgen plötzlich herabschießenden Bergwasser angerichtet haben. Strecken von mehreren hundert Schuhen in der Breite waren ausgewühlt, und mit Haufen von Graus, und fürchterlichen Felsstücken bedeckt. Hin und wieder lagen in großen Entfernungen von den nächsten Gebirgketten Häusern-ähnliche Felsmassen, von welchen ich noch jetzo nicht begreife, wie sie an ihre gegenwärtgen Stellen gekommen sind. Es scheint freylich unläugbar, daß sie Trümmer von ehmaligen Bergfällen seyen, allein ihre Entfernung von den nächsten Bergen ist so groß, daß man es für fast unmöglich halten muß, daß ihre eigene Schwere sie an ihre jetzigen Plätze gebracht habe. Hinter

einigen dieser Felsmassen waren Häuser oder Hütten errichtet, die durch sie allein gegen die Wuth von Bergwassern geschützt werden. Der Weg in den Grindelwald ist viel rauher und steiler, als der nach Lauterbrunnen, und ich habe ihn deßwegen größtentheils zu Fuße gemacht. Nicht weit von dem Dorfe Grindelwald kommt man an Stellen, wo man die Schneeberge, die diesem Dorfe am nächsten liegen, und die Jungfrau zugleich übersehen kann. Auch hier zeigte sich die Jungfrau schöner, und erhabener, als die übrigen Berge. Die Gletscher des Grindelwalds, die man in einiger Entfernung von dem Dorfe dieses Namens entdeckt, sahen in der hohen Mittagssonne schwarz, und schmutzig aus, und machten neben den Bergen, zwischen welchen sie sich hervordrängen, eine sehr armselige Figur. Je mehr man sich dem Dorfe nähert, desto fruchtbarer wird das Thal, desto geräumiger werden die Häuser, und desto schöner die Einwohner. Wir sahen bey unsrer Ankunft ganze Haufen von Grindelwaldern von allerley Alter und Geschlecht, die so eben aus der Kirche kamen, wo der Herr Pfarrer der Vorsehung für die glückliche Rückkehr seiner Pfarrkinder von Genf gedankt hatte. Wir erstaunten über die große Menge von schönen Personen, und besonders von jungen Mädchen, die uns freundlich Blumensträuße anboten. Die Rosen, die man uns schenkte, hatten einen so ungewöhnlichen und eigenthümlichen Wohlgeruch, daß ich jedesmal, wenn ich ihre süßen Düfte einzog, niesen mußte, als wenn ich Taback genommen hätte. So wie das ganze Dorf

Grindelwald viel wohlhabender, und auch besser bebaut ist, als Lauterbrunnen, so findet sich in jenem auch ein viel schöneres und geräumigeres Wirthshaus, in welchem man billig und gut bewirthet werden soll. Das hiesige Pfarrhaus ist nicht so neu, und so modisch möblirt, als das in Lauterbrunnen, aber vielleicht eben so bequem. Wegen seines hohen Alters und seiner Kränklichkeit nimmt der Herr Pfarrer nicht gerne Reisende mehr auf, wenn sie ihm nicht besonders empfohlen sind. Wir bewohnen ein Zimmer, in welchem wir die Aussicht in den Garten des Pfarrhauses, und auf den untern Grindelwaldgletscher haben, von welchem letztern ich Ihnen nicht eher etwas sagen will, als bis ich denselben in der Nähe gesehen habe.

An dem Abend desselbigen Tages.

Jetzo kann ich Ihnen melden, was die so oft beschriebenen Gletscher auf mich hier für einen Eindruck gemacht haben. Erst einige Stunden nach Tische, da sich die Hitze gemäßigt, und der Himmel sich ein wenig bewölkt hatte, machten wir uns auf den Weg, um den untern Grindelwaldgletscher zu besehen, der zwischen dem Mettenberg, und dem Eiger herabhängt. So nahe der Gletscher auch zu seyn schien, so brauchten wir doch eine gute halbe Stunde, um ihn zu erreichen. Der Fußsteig führt neben einer Menge von Häusern weg, aus deren Jedem fast ein Mädchen entweder mit Blumen, oder mit einem kleinen Vorrath von Erdbeeren hervor trat. Nicht weit von dem

untern Gletscher strömt die schwarze Lütschine vorbey, die aus dem obern Gletscher herabkommt, und ihren Beynamen nicht weniger verdient, als die weiße Lütschine, die aus dem erstern ausfließt, und sich bald mit ihrer Schwester vereinigt. Als wir uns dem Gletscher näherten, empfanden wir auf einmal einen so heftigen Wind, daß wir kaum vorwärts gehen, und fast keiner von uns den Hut auf dem Kopfe behalten konnte. Dieser aus den Gletschern hervordringende Wind ist nur in ihrer Nachbarschafft, und nur alsdann fühlbar, wenn die äußere Luft durch die Strahlen der Sonne erhitzt worden ist. Alsdann strebt die in den Höhlen der Eisgewölbe eingeschlossene kältere Luft, sich mit der äußern in Gleichgewicht zu setzen, und strömt mit der Gewalt eines heftigen Sturms so lange hervor, bis die den Gletscher umgebende Atmosphäre bis auf einen gewissen Grad abgekühlt ist. Dieser Gletscherwind ist also gemeiniglich gegen Abend am stärksten, nimmt gegen die Nacht ab, und hört mit anbrechendem Morgen fast ganz auf. Er ist so schneidend und durchdringend, daß er denjenigen, die sich ihm nach einer heftigen Erhitzung aussetzen, höchst gefährliche Erkältungen, und selbst tödtliche Entzündungen zuziehen kann. Diese, gleichsam periodischen, und mit Eistheilchen geschwängerten Winde, die täglich aus allen Oeffnungen der Eisthäler und Gletscher hervorbrechen, sind gewiß eine wichtige Mitursache, daß die Schweiz ein vielweniger warmes Klima hat, als andre Länder in Europa, die unter gleicher Breite liegen. Der

Vorgrund des Gletschers ist nicht bebaut, sondern mit Steinen überdeckt, und mit kleinen Gesträuchen und Stauden bewachsen. Beyde gehen so nahe an den Gletscher hinan, daß auch wir mit der einen Hand das Eis berühren, und mit der andern Erdbeeren pflücken konnten. Zwischen der Linie, wo alle Vegetation aufhört, und der vordersten Reihe von Eispyramiden, ist ein kahler mit Grand und einzelnen Eisstücken angefüllter Platz, der gleichsam der Spielraum des Gletschers ist, und von welchem er sich in den letzten Jahren zurückgezogen hatte. Am genauesten untersuchten wir denjenigen Theil des Gletschers, wo die weiße Lütschine aus einem hohen Eisgewölbe hervorrauscht, das jetzt aus vier ellendicken Lagen von Eis bestand, und durch allenthalben herabrinnende Tropfen den Gletscherbach vermehrte. In der Nähe machte der Gletscher freylich einen ganz andern Eindruck, als vorher, da wir ihn in größerer Ferne sahen; allein auch selbst in der Nähe haben weder die Eisthäler, noch die eigentlichen Gletscher etwas Großes, wenn man nicht gerade das Glück hat, solche Feenpalläste anzutreffen, als Herr Bourrit beschrieben, und vielleicht nur allein gesehen hat. Ich setze das letztere mit Fleiß hinzu, weil ich schon einigemal bemerkt habe, daß dieser Schriftsteller gerne ins Schöne mahlt. Die Gletscher sind weniger neue Gegenstände, als die hohen Alpen, oder als die prächtigen Wasserfälle der Schweiz. Sie lassen sich deswegen auch viel mehr mit bekannten Dingen vergleichen, und ohne wirklichen Anblick vorstellen, selbst

alsdenn wenn man die in der Nähe der Pole schwimmenden ungeheuren Eisberge und die majestätischen Eisgerüste nicht gesehen hat, womit die Natur die Länder, und Inseln jenseits dem sechszigsten Grade Südlicher, und dem fünf und sechszigsten Nördlicher Breite ewig befestigt hält, oder doch den größten Theil des Jahrs zu ummauren pflegt. Eisthäler sind große Strecken, oder Massen von ewigem Eise, womit der Grund zwischen zwoen Ketten von Schneegebirgen ausgefüllt ist. Ein solches Eisthal ist dasjenige, von welchem sowohl die Grindelwald- als die Haßlithalgletscher ausgestoßen werden, und dessen ganze Breite wir aus den Fenstern des Pfarrhauses bis an das Viescherhorn übersehen können. Dies Eisthal ist das Größte, oder eins der Größten in der ganzen Schweiz, indem es von der Grimsel anfängt und in einer Länge von mehr, als zehn Stunden hinter der ganzen Reihe der Bernerischen Berge bis dahin fortläuft, wo diese letztere mit den Walliser Bergen zusammenstoßen. Solche Eisthäler sind bisweilen ganz eben, meistens aber wechseln auf ihnen kleine Hügel und Vertiefungen ab, die dann und wann mit fürchterlichen Spalten durchschnitten sind. Derjenige Theil des Eisthals, den man von Grindelwald aus entdeckt, ist vier Stunden weit gangbar. Wenn man einen großen See oder Fluß zugefroren gesehen hat, so kann man sich eine ziemlich annähernde Vorstellung von einem Eisthale machen. Von diesen Eisthälern sind die Gletscher verschieden. Diese letztere kann man kleinere oder größere Arme nennen, welche

die Eisthäler zwischen den Oeffnungen hoher Schneeberge, hinter welchen sie liegen, herausstrecken. Sie sind mehrere hundert, oder auch tausend Schuh breite, nicht allein unebene, sondern auch nach allerley Richtungen gespaltene Eistafeln, die an einer mehr oder weniger schiefen Fläche herabhängen. Je steiler die Felswand ist, an welcher ein Gletscher herabhängt, desto höher sind die Eispyramiden, in die er zerschnitten ist, und die durch fürchterliche Spalten, oder Abgründe von einander getrennt werden. Diese Spalten entstehen aus dem geschmolzenen Wasser, welches im Sommer aus dem Eisthale herab rinnt, sich immer tiefere und tiefere Bette gräbt, und zuletzt die schiefe Eistafel, fast in lauter einzelne, oder doch Reihen von Pyramiden verwandelt, deren Höhen, Richtungen, und Gestalten unendlich verschieden sind, und denen man es kaum ansieht, daß sie ehmals ein zusammenhängendes Ganze ausmachten.

Schon mehrere Beobachter haben die Gletscher nicht unrichtig mit einem aufgebrachten Meere verglichen, dessen Wogen durch einen plötzlichen Frost in einem Augenblicke unbeweglich gemacht würden. Auch haben die Gletscher viele Aehnlichkeit mit den großen Eismassen, welche der Wind im Winter an den Ufern großer Ströme übereinander treibt, nur daß die Eisstücke an dem Gestade solcher Füsse nicht so pyramidalisch, als die Eismassen der Gletscher sind. Wegen der gräßlichen Schründe, welche die eigentlichen Gletscher nach allen Richtungen durch-

schneiden, sind die letztern entweder gar nicht, oder doch nur Gemsen und ihren Jägern, und auch diesen nicht allenthalben zugänglich. Das Eis des untern Grindelwaldgletschers ist viel schmutziger, als das, was man auf Strömen und Seen sieht, weil die Eisthäler durch die Gletscher als Canäle, oder Oeffnungen alle ihre Unreinigkeiten ausleeren. Kein Gletscher schließt, wenigstens im Sommer nicht, an die Seiten der Berge an, zwischen welchen er herunter hängt, sondern alle sind von den nächsten Wänden durch Schründe getrennt, die natürlich daher entstehen, daß die von der Sonne erwärmten Felswände die benachbarten Eislagen bis auf eine gewisse Entfernung zerschmelzen. Neben dem untern Grindelswaldsgletscher kann man an beyden Seiten, vorzüglich an der linken hinauf steigen, wo ein enger, beschwerlicher, und für ungeübte Fußgänger an mehrern Stellen gefährlicher Pfad über den Rücken des Mettenbergs fortläuft. Weil ich keine Lust hatte, ein Märtyrer meiner Neugierde zu werden, so setzte ich der letztern Schranken, ungeachtet ich die hintere nach Wallis gekehrte Seite des Schreckhorns gerne gesehen, und auch eben so gerne einen Blick in das Eisthal der Länge nach gethan hätte. Vormals ging zwischen dem Mettenberg und dem Eiger ein Paß nach Wallis, der aber schon seit langer Zeit verschlossen ist. *) Man zeigt in der Kirche des Dorfs

*) Ein sehr unterrichteter Freund schreibt mir, daß dieser Paß nach Wallis eine bloße Ueberlieferung sey, die weiter keinen Grund habe.

Grindelwald noch eine Glocke aus der Capelle der heiligen Patronella, deren Stäte jetzo mit ewigem Eise bedeckt ist. Das Krachen des Eisthals war mir fast merkwürdiger, als der Anblick der Gletscher. Dies Krachen wird bald durch die Entstehung neuer Spälte und Schründe, bald durch den Einsturz von Eisgewölben, bald durch den Fall von Lauinen, die von den hintern Seiten der Schneeberge auf das Eisthal hinabstürzen, verursacht. Diese Geräusche sind eben so sehr verschieden, als ihre Ursachen, und sich selbst so ungleich, daß man sie nicht für dieselbigen Phänomene halten sollte. Bald ahmen die Gletscher einen nahen, oder fernen, und lange nachtönenden Donner so natürlich nach, daß man immer von neuem betrogen wird. Bisweilen gleicht ihr Krachen einem Geprassel, welches entstehen müßte, wenn man Tausende von Pferden in vollem Lauf über eine hohe eherne Brücke jagte. Zu einer andern Zeit äffen sie das Pfeiffen des Sturmwindes, oder das Brausen von Wasserfällen, oder von mächtigen Strömen nach, denen durch die Oeffnung von Schleusen oder Dämmen auf einmal ein Ausfluß verschafft wird. Unter den hohen Bergen des Grindelwalds macht vom Grindelwald aus betrachtet keiner einen solchen Eindruck, als das Wetterhorn, weil man es in seiner ganzen Höhe fassen, und an dessen scharfen Ecken, und Spitzen die characteristischen Eigenthümlichkeiten ursprünglicher Berge am deutlichsten wahrnehmen kann. Die übrigen Berge übersieht man nicht ganz, weil man ihnen zu nahe ist, und die obersten

Gipfel durch die hohen und breiten Fundamente verdeckt werden. Die Ordnung, worin man sie erblickt, hatte ich mir schon gleich nach meiner Ankunft in Bern gemerkt. Zur Linken sieht man zuerst das Wetterhorn, von dessen Höhen der Milchbach schäumend herabfließt, und meinen Augen nur als ein weisser sich schlängelnder Faden erschien. Auf das Wetterhorn folgt der Mettenberg, von dessen Rücken das Schreckhorn, eine fürchterlich hohe Felspyramide empor steigt, die man im Grindelwaldthale gar nicht sieht, weil sie auf dem Hintertheile des Mettenbergs steht. An den Mettenberg gränzen die beyden Eiger, die wiederum mit der Jungfrau zusammenhängen. Zwischen dem Mettenberg und den Eigern entdeckt man jenseits des Eisthals in der Reihe der Walliser Berge das Viescherhorn, das von Ferne mit den Bernischen Gebirgen in gleicher Linie zu seyn scheint. An den Füßen der Eiger wächst die sogenannte Arve, eine Art von Tannen, die sich am häufigsten an den Schneebergen, seltner auch in den Klüften, und an den Abhängen des Jura, besonders im Münsterthal findet. Die Frucht der Arve (Pinus Cembra) ist in Ansehung der Figur den Tannzapfen sehr ähnlich, unterscheidet sich aber auf eine vortheilhafte Art durch die Heilkräfte der kleinen Nüsse, die sie enthält. Der Saft dieser Arvennüsse ist eine von den kräftigsten Arzeneyen für erschöpfte, auszehrende, oder an der Lunge leidende Personen. Ich kenne in Bern eine angesehene Familie, aus welcher wenigstens drey bis vier Personen ihr Leben der Milch der Arvennüs-

se zu verdanken haben. Man nimmt etwa hundert und zwanzig Nüsse, preßt den Saft heraus, der ungefähr eine kleine Tasse füllt, und trinkt diesen lieblichen Saft Morgens früh nüchtern. Selten soll man diese Cur einige Wochen fortsetzen, ohne ihre heilsamen Wirkungen zu spüren, wenn anders einem zerrütteten Cörper noch aufgeholfen werden kann. *) Das beste bey dieser Cur ist dieses, daß man sich während derselben gar keine beschwerliche Enthaltungen auflegen, und alles das genießen darf, was gesunden Menschen nicht untersagt ist. Das Pfund dieser Nüsse gilt im Grindelwald nur wenige Batzen, wenn die Witterung der Frucht nur einigermaßen günstig ist. Als wir von dem Gletscher zurückkamen, unterhielten wir uns im Angesichte des Wetterhorns, und des obern Grindelwaldgletschers mit dem Herrn Pfarrer über allerley physische, und moralische Merkwürdigkeiten dieser Gegend: über die Sitten der Einwohner, über die Kühnheit der Gemsjäger, die Natur des Klima, die fürchterliche Gewalt von Lauinen, u. s. w. Auch hier hörte ich den Wiederhall der Klagen, die in allen gebirgigten Gegenden der

*) Wenn ich durch meine Nachrichten von den Heilkräften der Arvennüsse etwas zu der starken Versendung derselben nach Teutschland, die man seit einigen Jahren bemerkt hat, beygetragen haben sollte, so wünschte ich doch zugleich, daß die kranken, oder kränklichen Personen, die sich der Milch der Arvennüsse bedienen wollen, dieses nicht ohne Zuziehung ihres Arztes thun mögen, weil ich in den Schriften selbst Schweizerischer Aerzte finde, daß diese Milch nicht immer so kräftig sey, als einige meiner Bekannten sie gefunden hatten, und daß sie unter gewissen Umständen sogar schädlich werden könne.

Schweiz erschallen, daß ausländische Pracht, und besonders überhandnehmende Völlerey, die alte Unschuld und Einfalt verdrängen, wodurch die Bewohner dieses Thals vormals so glücklich waren. Der Mißbrauch hitziger Getränke verdirbt hier nicht bloß die Sitten, sondern auch viel schneller, als anderswo, den Cörper, weil alle Entzündungen und Verletzungen der Lungen in der feinen und scharfen Luft, die man an den Füßen der höchsten Schneeberge, und in der Nachbarschafft der Gletscher einathmet, viel gefährlicher als anderswo, und mit eilenderen Schritten zum Tode hinführen. Die Gemsjäger sind auch hier im Durchschnitt die verwegensten, und meistens nichtswürdigsten Leute, die eine mit den größten Gefahren und Beschwerlichkeiten verbundene Lebensart ergreifen, weil sie anhaltende und ordentliche Arbeiten scheuen. Die Gemsjagd ist eine Art von Glücksspiel, das denen, die sich demselben ergeben, fast die Denkungsart, und Sitten der Spieler von Profession einflößt. Wenn der Gemsjäger einige Zeit hintereinander glücklich ist, und mehrere Gemsen erlegt, so verpraßt er den leicht erworbenen Gewinn fast eben so schnell, als er ihn erlangt hat, in der schmeichelnden Hoffnung, daß das Glück ihm auch in der Folge günstig seyn werde. Wird alsdann diese Hoffnung getäuscht, so fällt er in drückendste Dürftigkeit, die ihn aber nicht vorsichtiger macht, weil er, wie alle Menschen, die zu gewissen Zeiten auf einmal viel, und in andern gar nichts gewinnen, selten daran denkt, zu sparen, sondern sich einen guten Tag zu machen.

Was so viele Reisebeschreiber von der Kühnheit der Gemsjäger erzählt haben, ist vollkommen wahr, und läßt sich noch durch mancherley Zusätze vermehren. So verfolgte zum Beyspiel ein Jäger aus dem Grindelwald eine Gems an der Felswand des Mettenbergs, die einige tausend Schuh fast senkrecht empor steigt, und an ihrem obern Theile, dem Scheine nach, nur einige schmale hervorragende Bänke hat, von welchem man kaum glauben sollte, daß ein Vogel da sitzen, viel weniger, daß eine Gems, oder ein Mensch darauf stehen könnte. Der erhitzte Jäger verstieg sich endlich so weit, daß er weder vorwärts, noch rückwärts konnte, und von der schmalen Felsbank, auf welcher er stand, herunterglitschte. Dieser Fehltritt müßte seinem Leben auf einmal ein Ende gemacht haben, wenn er nicht so glücklich gewesen wäre, sich mit dem einen Fuße an dem Felsen fest zu halten. Hier hing er in unzugänglichen Höhen, über einem fürchterlichen Abgrunde, ohne alle Hoffnung, daß irgend ein Mensch ihm würde zu Hülfe kommen können. Der Gemsjäger, an dessen Leben alle seine Mitbrüder verzweyfelten, ließ nichts unversucht, um aus seiner gefährlichen Lage zu kommen. Er schwenkte sich an seinem Fuße so lange hin und her, bis er sich zuerst irgendwo mit den Händen anklammerte, dann einen festen Stand gewann, und endlich von den gefährlichen Stellen in sichere hinabsteigen konnte. Die Gewandtheit und das Glück, womit die Jäger beständige Gefahren überwinden, macht viele so kühn, daß sie sich fast muthwillig in

solche Gefahren wagen, in denen sie umkommen. Nur noch vor wenigen Jahren machten sich zween Jäger an einem Morgen auf den Weg, ungeachtet auch sonst sichere Fußsteige durch Glatteis schlüpfrig geworden waren. Sie kamen bald auf einen engen abhängigen Pfad, der an dem Rande des obern Grindelwaldgletschers fortgeht, und an der einen Seite unersteigliche Felswände, an der andern Seite einen scheuslichen Abgrund hat. Auf diesem Pfade glitschte einer von den Ebentheurern aus, und stürzte ohne Rettung in den Schrund hinab. Der Unglückliche wurde durch die vielen Eiszacken, in welche er fiel, so sehr verstümmelt, daß man an seinem Leichnam kaum eine menschliche Gestalt wieder erkennen konnte. Einige ihm ähnliche Wagehälse zogen ihn unter den augenscheinlichsten Gefahren eines ähnlichen Schicksals aus der gräßlichen Tiefe hervor, und ihre ganze Belohnung war ein Soff, oder ein Trinkgeld, welches der Vater des Verunglückten auf die Wiederfindung seines Sohnes gesetzt hatte.

So unleidlich die Hitze im Sommer ist, so anhaltend und herbe ist der Winter im Grindelwald. Es geschieht bisweilen, daß die Häuser bis an das Dach beschneyt werden. Bey einem so tiefen Schnee öffnet man sich gemeiniglich nur Ausgänge aus den Häusern, und freye Aussichten aus den obersten Scheiben der Fenster; auch bahnt man sich durch die Strassen einen engen Fußsteig, der einzelne Menschen, und Thiere fassen kann. Vorübergehende kann man alsdann aus den Fenstern nicht sehen, sondern nur hö-

ren, ausgenommen wenn sie hohe Stangen, oder andre Instrumente auf dem Rücken tragen. Der Herr Pfarrer ist ein verständiger Mann, der den verdienten Ruhm strengerer Sitten hat, als seine Amtsbrüder im Oberlande gewöhnlich haben sollen *). Er ist nicht bloß der geistliche Hirt seiner Heerde, sondern auch ihr leiblicher Arzt, und im Nothfall Geburtshelfer bey schwergebährenden Weibern. Durch die Hülfe, die er seinen Pfarrkindern oft als Arzt und Wundarzt geleistet hat, ist er nicht nur ihnen theurer, sondern auch allen, die ihn kennen, verehrungswürdiger geworden. Um seiner medicinischen Verdienste willen hat er mehrmalen die rühmlichsten Zeugnisse, und auch Belohnungen von der Regierung in Bern erhalten.

Im Haßlithale, Nachmittags um 1 Uhr.

Ich habe vielleicht jetzo schon den beschwerlichsten Theil meiner Fußreise überstanden. Vor etwa einer halben Stunde langten wir in einer Senn- oder Schäferhütte an, wo die meisten Reisenden sich zu erfrischen pflegen. Man findet aber nichts, als fette Milch, Käse, und sogenannte Käsebutter, oder die Molken, die von den Käsen zurück bleiben, und noch mit vielen Fetttheilchen angefüllt sind. Mit der letz-

*) Personen, die mit den Charakteren, und Verdiensten der Pfarrer im Oberlande bekannt sind, haben gewünscht, daß ich diese Stelle weggelassen hätte, weil es im Oberlande mehrere Geistliche gebe, die sich mit dem sonst verdienstvollen, und jetzo verstorbenen Herrn Pfarrer Kuhn im Grindelwald nicht gerne hätten vergleichen lassen.

tern, und der herrlichen Niedel, oder der fetten Milch habe ich meinen unauslöschlichen Durst zum Theil gestillt, der meinen Hunger selbst verzehrt hatte. Die Käsebutter war noch warm, und um desto heilsamer für den aufs äußerste erhitzten Cörper. Ich finde mich durch diese Molken, die zu einer jeden andern Zeit Eckel in mir würden erregt haben, außerordentlich erfrischt und gestärkt. Vielleicht würde ich es weniger seyn, wenn ich starke Getränke, und nährende Speisen zu mir genommen hätte. Ich sitze vor der Hütte, die so niedrig und dunkel ist, daß man, wenn man aus dem hellen Mittagslichte hineinkommt, fast nichts unterscheiden kann.

Heute um fünf und ein halb Uhr gingen, mein Freund Abel, ich, unser Begleiter, und Träger, in demselbigen Augenblicke rechts, als meine Frau links wieder auf Unterseen zufuhr. Der Wagen, auf welchen ich oft mit Sehnsucht zurückblickte, entsank bald unsern Augen, und nun gingen wir mit einem starken Schritte unsern Weg fort. Noch ehe ich es vermuthete, waren wir vor dem obern Grindelwaldgletscher, der einige tausend Schuh, und wenigstens achtmal breiter zu seyn scheint, als der untere. Sein Eis ist viel reiner, und heller, als das des Kleinern; seine Pyramiden aber weniger hoch, und nicht so unordentlich durch einander geworfen. Der Wasserfall, den man an der rechten Seite sieht, ist schön, aber doch nur einer von denen, die man in der Schweiz nicht bemerken zu dürfen glaubt. Von dem Gletscher steigt man gleich ziemlich steil die Scheideck hinan, die

jetzo über und über grünt, aber noch vor vierzehn Tagen in einer Nacht mit so tiefem Schnee bedeckt wurde, daß einer meiner Freunde, der das Haßlithal besuchen wollte, nach Bern zurückkehren mußte. Je höher wir hinanstiegen, desto dichter, und kürzer wurde der Wasen, auf welchem wir gingen, desto balsamischer die Gerüche der Bergkräuter, desto lebhafter und schöner die Farben von Blumen, aber auch desto einsamer und beschwerlicher der Weg. Unsere Schuhe glätteten sich bald so sehr ab, daß wir fast immer die Hälfte des Raums, den wir zurücklegten, wieder rückwärts glitschten, und selten einen festen Tritt thaten. Außer unsern eignen Stimmen hörten wir nur noch das Geläute und Geblöcke von fernen Heerden, das Geschrey einzelner Hirtenknaben, und das traurige Gezwitscher von Bergschwalben, die an den nackten Wänden des Wetterhorns, an welchen sie nisten, ängstlich herumflogen, und ihren öden Aufenthalt zu beklagen schienen. Fast bis um zehn Uhr gingen wir in dem Schatten des Wetterhorns, ungeachtet wir gewiß eine halbe Stunde von dem Fuße dieses Berges entfernt waren. Als uns aber das Wetterhorn seinen Schirm entzog, fühlten wir die Hitze des Tages, und die Beschwerlichkeiten des Steigens auf einmal so sehr, daß wir alle Viertel- oder halbe Viertel-Stunden einige Augenblicke stehen bleiben mußten. Unser Träger, ein sonst munterer Schneider aus dem Grindelwald, würde gleich dem geduldigsten unter allen Lastthieren, wenn es übertrieben wird, ohne Klagen liegen geblieben seyn, wenn ihm nicht

mein Kirschwasser neue Kräfte gegeben, und unser Führer ihm eine Zeitlang das Felleisen abgenommen hätte. Niemals habe ich einen betrügerischern Berg, als die Scheideck bestiegen. Wenn man ihn vom Grindelwald aus sieht, so glaubt man, daß man ihn in einigen Stunden ersteigen könnte, und eben so bildet man sich während des Klimmens selbst ein, daß die nächste Anhöhe die letzte seyn werde. Allein immer zeigen sich neue Gipfel, bis man zuletzt fast Kräfte und Geduld darüber verliert. Erst gegen halb zwölf krochen wir den letzten Hügel der Scheideck hinan, auf den wir uns als auf ein gelobtes Land freuten. Als wir die höchste Spitze der Scheideck erreichten, brachen wir beide zugleich in Ausrufungen von Bewunderung aus, und es war uns, als wenn unsere Knie gelähmt oder gebeugt würden, um niederzufallen, und anzubeten. Wir sahen auf einmal eine neue Welt vor uns, auf deren Anblick uns niemand vorbereitet hatte, und entdeckten die ganze Kette von Schneebergen vom Wetterhorn bis nahe an den Titlis hin. Auf eben dieser Höhe stellten sich uns die Bernerischen Berge vom Wetterhorn bis an die Jungfrau viel besser und deutlicher, als in den Thälern dar. Hier erhielten wir zuerst ein merkwürdiges und richtiges Bild von der Höhe des Wetterhorns, und eine ganz andere Vorstellung, als wir würden erhalten haben, wenn wir eben diesen Berg vom Grindelwaldthal aus richtig gemessen hätten. Wenn man von den Schweizerischen und Americanischen Schneebergen liest, daß sie 10, 15, 16, 20000 Schuh hoch sind, so erstaunt man

freylich über die Größe dieser Zahlen, und dies Erstaunen nimmt zu, wenn man die Höhe der Berge mit der Höhe der höchsten Cörper, die man zu sehen gewohnt ist, vergleicht, und zum Beyspiel findet, daß ein einziger Berg eben so hoch ist, als der höchste Thurm einer Stadt, wenn man ihn funfzig, sechszig, und noch mehrmalen auf einander setzte. Allein man kann doch das Bild eines Thurms, oder eines jeden andern Objects, nach welchem man die Schneeberge schätzt, nicht so ausdehnen, und vergrößern, als man Zahlen zusammenfügen kann. Die Einbildungskraft erliegt und verwirrt sich, wenn sie das Bild eines Thurms nur noch ein, oder einigemale größer machen will, als sie es durch das Auge empfangen hat, und man stellt sich also freylich etwas gewaltig großes, aber doch nichts bestimmtes, und die Einbildungskraft erhebendes vor, wenn man sich eine 10, 15, oder 20000 Schuh hohe Masse denkt. Wenn ich Ihnen aber sage, daß man von Bern bis Thun, und von Unterseen bis an den Grindelwald wenigstens neun Stunden Weges beständig bergan fahren müsse, daß wir wenigstens fast sechs Stunden brauchten, ehe wir den Gipfel der Scheideck erreichten, und daß wir auf der Höhe der Scheideck, die oft noch gegen das Ende des Junius in kalten Nächten mit tiefem Schnee bedeckt wird, nicht viel mehr, als mit dem Fuße des Wetterhorns parallel, und ungefähr den Stellen gegenüber waren, wo noch die Reste ehemaliger Schnee-Lauinen lagen, so werden Sie sich aus diesen Datis mehr, als aus allen andern ein leb-

haftes Bild von der entsetzlichen Höhe der Schneeberge machen können, unter denen das Wetterhorn noch keines der größten ist. Ueberhaupt muß man, wenn man die Erhabenheit der Schneeberge über andere hoch scheinende Gebirge recht wahrnehmen will, die erstern entweder in der größten Nähe, besonders auf den Gipfeln der nächsten ersteiglichen Berge, oder auch in nicht zu kleiner Entfernung betrachten. In beiden Fällen, besonders im erstern, erheben sich die Schneeberge bis zu ihrer wahren Größe, und ihre Nachbaren verschwinden zu ihrer unbedeutenden Kleinheit herab, wenn sie vorher vom Thal aus betrachtet, oft mit den erstern zu wetteifern, oder sie gar noch zu übertreffen scheinen.

Das Herabsteigen von der Scheideck war fast noch beschwerlicher, als das Hinaufsteigen, weil der Fußpfad sehr gähe, und mit lauter kleinen, untreuen, unter den Füßen wegrollenden Steinen bedeckt war. Ehe wir die Hütte, wo wir jetzo ausruhen, erreichten, sahen wir noch zuerst den Schwarzwaldgletscher, der in der Mitte mit Schnee bedeckt, und viel weniger steil, und mit minder hohen Pyramiden aufgemauert war, als die Gletscher im Grindelwald. Viel merkwürdiger aber war uns eine Schneelauine, die von der Höhe des Wetterhorns herabkam. Solche Lauinen sind im hohen Sommer viel kleiner und seltener, als im Winter und Frühling; wir freuten uns also nicht wenig, diese fürchterliche Naturerscheinung, wenn auch gleich nur im Kleinen, doch mit eignen Augen zu sehen. Wir waren dem Orte, wo sie hin=

abstürzte, nicht so nahe, daß wir in die geringste Gefahr hätten kommen können; wir waren aber auch nicht so entfernt, daß wir sie nicht gleichsam von ihrer ersten Entstehung an, zu beobachten im Stande gewesen wären. Gleich bey dem ersten Krachen, das der Sturz der von dem ersten Gipfel des Wetterhorns herabrollenden Schneemasse verursachte, machte uns unser Führer auf das, was wirklich geschah, und auf den Schauplatz der Handlung aufmerksam. Wir sahen die sich immer vergrößernde Schneemasse mit zunehmendem Krachen von einem Absatze des Felsens auf den andern stürzen, und als sie endlich die Erde erreichte, so schien es, als wenn sie den erschütterten Boden durchbrechen wollte. Die Lauine brauchte meinem Bedünken nach so viel Zeit, um von dem Gipfel, wo sie sich zuerst entsponnen hatte, bis auf die Erde herabzukommen, daß man jemanden, der dies Phänomen noch gar nicht gekannt hätte, noch vor dem letzten Fall, die Natur desselben kürzlich hätte erklären können. Beym letzten Sturze wurde die Luft mit so vielem Schneestaube angefüllt, daß man die dichtere Masse, die den entsetzlichen Schlag hervorbrachte, davor nicht erkennen konnte.

Meyringen Abends um 7 Uhr.

Noch nie, glaube ich, bin ich so müde und erschöpft gewesen, als ich mich jetzo fühle, aber auch niemals habe ich meine Müdigkeit, bevor ich mich setzte, weniger bemerkt, weil das erhabenste Schau-

spiel, was sich mir auf meiner ganzen Reise dargeboten hat, mich meinen Zustand, und fast mich selbst vergessen ließ. Nur mit Mühe kann ich mich auf das besinnen, was ich einige Stunden vorher gesehen habe, und fast mit Wiederwillen schreibe ich es nieder. Ich werde mich so kurz als möglich fassen, um Ihnen meine noch frischen Eindrücke mittheilen, und jetzo, da alle meine Nerven noch zittern, ein schwaches Bild des prächtigsten unter allen Wasserfällen entwerfen zu können.

Ohngefähr um halb drey Uhr brachen wir von unsrem Ruheplatze auf, den wir zuletzt unter dem Schatten einiger Bäume in der Nachbarschaft der Hütte genommen hatten, und gingen mit erneuerten Kräften das Thal hinab, das sich immer gäher senkt, und enger zusammen zieht. Wenn ich die wenigen Dörfer, oder Haufen von elenden Cabanen ausnehme, womit dieser obere Theil des Haßlithals nur sparsam bestreut ist, und deren Einwohner mit ihren Heerden größtentheils auf den Alpen versteckt waren, so findet man in diesem Bergthal fast keine Spur von Cultur, oder vom Daseyn der Menschen, und nirgends kann man sich meiner Meynung nach fester, als hier davon überzeugen, daß das Hirtenleben eine viel geringere Vervielfältigung des menschlichen Geschlechts hervorbringe, als Wein- und Ackerbau. Wenn ich das ganze Thal mit meiner Einbildungskraft wieder durchlaufe, so fällt mir doch auch nicht ein einziges Plätzchen ein, welches man schön, oder reizend hätte nennen können. An der linken Seite wird es von

hohen oft unzugänglichen Alpen eingeschlossen, die meistens mit dunklen Tannenwäldern besetzt sind; und rechts sieht man fast nichts, als Gletscher, oder kahle Felswände, und unersteigliche Schneespitzen. Die furchtbarste Mauer des Haßlithals ist das Wetterhorn, das sich vom Grindelwald an der Seite der Scheideck weg mehrere Stunden in Oberhaßli hinein erstreckt.

Wo die Felsen des Wetterhorns aufhören, da steigt der schönste unter allen Gletschern, die ich noch gesehen habe, der Rosenlauingletscher von dem Fuße des Engelhorns herab. Dieser Gletscher übertrift selbst den obern Grindelwaldgletscher an der schönen Bläue und Reinigkeit des Eises und alle übrigen an der Höhe der Eispyramiden, und an der Breite und scheinbaren Tiefe von Schründen. Das obere Haßlithal liegt viel höher, als das Grindelwald- und Lauterbrunnerthal, und der Winter muß hier also auch viel länger und trauriger, als in den beyden letztern Thälern seyn. So rauh aber auch die Natur im Oberhaßlithal ist, so sanft und wohlgebildet, und man kann hinzusetzen, so glücklich sind die Einwohner. Fast alle Mannspersonen, die ich sah, (Weiber und Mädchen kamen uns hier nicht vor) hatten einen schönen und schlanken Wuchs, eine blühende und im geringsten nicht verbrannte Farbe, und so feine und freundliche Züge, als ich in einem so einsamen abgesonderten Völklein nicht erwartet hatte. Diese Hirten nähren sich größtentheils mit Milch und Käse, die sie mir, wo ich aus Neugierde einkehrte, mit der größten Bereit-

willigkeit anboten. Ihre Häuser oder vielmehr ihre Hütten ruhen auf hölzernen Unterlagen, und schweben einige Schuh über der Erde oder dem Boden, damit die Luft von allen Seiten durchstreichen, und die Käse desto eher trocknen, und desto länger erhalten möge. Man verkauft alle Käse an die Walliser, von denen sie wieder nach Italien hin abgesetzt werden. So bald man den Reichenbach zur linken Hand hat, so ziehen sich die Berge und Felsen näher zusammen, der Fußsteig wird immer rauher, und die Gegend öder oder wilder, so daß es zuletzt scheint, als wenn alle Triebkraft der Natur ausgestorben sey, oder aussterben wolle. Um desto malerischer, und reizender ist der erste Blick auf Meyringen, und das fruchtbare untere Haßlithal, das von der Anhöhe, wo die Berge sich öffnen, wie ein einziger trefflich bereiteter, und in regelmäßige Beeten, oder Felder abgetheilter Garten erscheint. Der Anblick dieses Thals hat alle Reisende bezaubert, und zwar nicht bloß durch seine Fruchtbarkeit, und die sorgfältige Cultur, die man durchgehends wahrnimmt, sondern auch durch eine Wirkung des Contrastes, indem man immer aus traurigen oder gar fürchterlichen Wildnissen in dasselbe hinabsteigt: man mag aus dem Grindelwald, oder von Engelberg, oder von der Grimsel herabkommen. Schon ziemlich lange vorher, ehe wir ins Haßlithal hinunter schauen konnten, hörten wir ein dumpfes Getöse, das durch den Fall des Reichenbachs verursacht wurde, und dies Getöse machte mich auf das, was wir bald sehen sollten, viel aufmerksa-

mer, als die Lobreden unsers Führers, der aber doch richtiger, und nachdrücklicher davon redete, als irgend ein Reisebeschreiber, den ich gelesen habe. Dieser merkwürdige Fall ist ungefähr eine kleine Stunde von Meyringen, dem Hauptflecken des Haßlilandes entfernt, und um ihn recht zu sehen, muß man einen beträchtlichen Theil des Berges, den man an einer andern Seite herabgestiegen ist, wieder hinan klettern. Der Zugang ist äußerst beschwerlich, und wenn man nicht vorsichtig ist, selbst gefährlich. Die Anhöhe nämlich, die man hinansteigen muß, und die ganz mit schönem Grase bekleidet war, ist nicht nur steil, sondern auch schlüpfrig, und gegen das tiefe Bett des Baches abhängig. Als wir dem Fall auf einige hundert Schritte nahe kamen, wurde der Staubregen schon mit einer solchen Gewalt, und so dichte auf uns zugetrieben, daß wir kaum mehr vor uns hinsehen konnten. Wir rückten ihm nichts destoweniger bis auf vierzig, oder dreyßig Schritt entgegen; näher mochte ich aber doch nicht hinzugehen, ungeachtet unser Führer uns sagte, daß man bis an den Rand des Kessels hinabsteigen könne. Wir mußten uns schon auf dem Platze, wo wir standen, fast jede Minute umkehren, wenn wir es aushalten wollten; und ich konnte also leicht schließen, daß man, wenn man den ganzen furchtbaren Fall in einem engen Behälter über sich hätte, den Gebrauch aller seiner Sinne verlieren, und viel weniger, als auf unsrem Standpuncte, würde sehen können. Als ich den ganzen Sturz vor Augen hatte, vergaß ich Schneeberge, Gletscher, Laui-

nen, und selbst den Rheinfall, der von allen merkwürdigen Seiten betrachtet mit dem Fall des Reichenbachs nicht verglichen werden kann. Noch nie habe ich ein solch betäubendes Erstaunen empfunden; nie ist meine Einbildungskraft durch irgend einen Gegenstand so ausgefüllt, und mein Verstand so heftig und anhaltend angespannet worden, als durch dieses bewundernswürdige, und fast möchte ich sagen, einzige Schauspiel. Ungeachtet wir vom Reichenbach bis nach Meyringen eine Stunde zubrachten, und unterwegens manches merkwürdige antraffen, so waren doch meine Sinne wie bezaubert, alle meine Kräfte gleichsam gefesselt, und ich hörte und dachte nichts als den Fall des Reichenbachs. Noch jetzo ist meine Phantasie in so heftiger Arbeit, daß ich vielleicht nach einer Stunde Mühe haben werde, sie loszureissen, und in einige Ruhe zu bringen. Der Reichenbach entspringt auf einer der höchsten Alpen, womit das obere Haßlithal eingefaßt ist, und nimmt in seinem Laufe alle Quellen der übrigen Alpen, und die Wasser aller Gletscher auf. Schon einige Stunden vor seinem Falle wird er eben so wüthend, als die Lütschinen, und wälzt Felsenstücke und abgerissene Bäume, die von den steilen Abhängen der Berge in ihn hineinfallen, mit unwiderstehlicher Gewalt fort. Beym Falle selbst bricht er zwischen zween Felswänden in einer schiefen Richtung hervor, und stürzt sich in ein unsichtbares Felsenbecken, das die Natur selbst zu seiner Aufnahme hingearbeitet zu haben scheint. Aus diesem Becken reißt er sich wiederum mit einer

solchen unglaublichen Kraft und Geschwindigkeit, mit einem so fürchterlichen Ungestüm, und Reichthum von Wasser heraus, daß ich nicht begreifen kann, wie man die Vorzüge des Reichenbachs vor allen andern Wasserfällen bisher hat übersehen können. Freylich ist das Bett des Rheins viel breiter, und die ganze Masse seiner Wasser größer, als die des Reichenbachs, allein die Breite eines fallenden Wasserstroms trägt nur wenig zur Verstärkung des Eindrucks bey, und die größere Masse von Wasser ist beym Rhein mehr vertheilt, oder nirgends so zusammengedrängt, als beym Reichenbach. Den Fall des letztern hört man in der Entfernung von mehr, als einer Stunde ganz deutlich, und fast in eben der Entfernung kann man den Stoß einer jeden herabschießenden Welle oder Wassersäule, und die furchtbaren Schläge der Felsstücke hören, die mit den Wellen in das Becken, und aus diesem an die nahen Felswände geworfen werden. In der Nähe ist sein Brüllen stärker, als das des heftigsten Donners, und so angreifend, daß man gewiß in wenigen Minuten ganz betäubt werden würde. Er erregt durch seinen Sturz einen eben so heftigen Luftstrom, als wir den Tag vorher an der Mündung des untern Grindelwaldgletschers empfunden hatten. Wir mußten einigemale alle unsere Kräfte zusammen nehmen, um uns gegen die Anfälle dieses Sturmwindes zu erhalten, der bald durchdringend kalt, bald aber so heiß war, daß man hätte ersticken mögen. Der Reichenbach wirft nicht bloß Welle über Welle her, sondern ehe noch die erste den Abgrund erreicht, stürzt

eine zweyte, dritte, vierte hervor, und reißt alle diejenigen, über welche sie sich herwälzt, und mit denen sie eine einzige ungeheure Säule bildet, mit zerstörender Kraft in die gräßliche Tiefe hinab. Fast jede herabschießende Fluth oder Welle spritzt nach allen Seiten und Richtungen milchweiße Ströme mit einer Heftigkeit aus, als wenn sie durch den Druck einer gewaltigen Maschine hervorgetrieben würden. Die Höhe des Falls läßt sich nicht gut bestimmen, weil der Abgrund, in welchem der Bach sich verliert, stets mit dicken fast undurchsichtigen Wolken bedeckt ist. Ich schätze sie aber auf hundert funfzig bis zweyhundert Fuß, und würde sie noch höher angeben, wenn es gewiß wäre, daß der Staubbach von einer Höhe von neunhundert Schuhen herabfalle. Die Staubwolken, welche der Reichenbach ohne Unterlaß bildet, sind viel dicker, steigen viel höher, und werden unzertrennt viel weiter fortgetragen, als beym Rheinfall. Des heftigen Sturms ungeachtet, der von dem Bache herweht, erheben sie sich senkrecht hoch über sein Bett empor, und ziehen, so weit das Auge reicht, dem Strom des Baches nach. Sie feuchten in einem Umfange von einigen hundert Schritten den Wiesengrund so sehr an, daß man sich dem Fall unmöglich nähern kann, ohne nasse Füße zu bekommen. Eben deßwegen, weil sich vom Reichenbache ungleich mehrere und dichtere Nebel empor heben, zeigt er auch bey hellem Sonnenschein ganz andre, und ohne Vergleichung prächtigere Phänomene, als alle andere berühmte Wasserfälle. Wenn nämlich der Cranz von

Wolken, womit er beständig umringt ist, von der hohen Mittagssonne erleuchtet wird, so bildet er nicht bloß einen oder mehrere Regenbogen, sondern Feuerströme, indem alle Dünste mit den Farben des Regenbogens glänzen.

So sehr ich auch auf dem Wege vom Reichenbach bis Meyringen in mich gekehrt, und mit den Scenen, die ich eben gesehen hatte, beschäftigt war, so fielen mir doch die von allen Reisebeschreibern bemerkte Schönheit der Weiber und Mädchen, wie die Scheuslichkeit ihrer Kleidung auf. Man kann sichs kaum vorstellen, was das hohe Schürzen der Röcke, welche die Haßlerinnen bis unter die Arme tragen, besonders großen Personen für eine zugleich ungeheure, und lächerliche Gestalt giebt. Auch die artigsten Mädchen gewöhnen sich dadurch an einen Gang, der mit dem schwerfälligen schiebenden Schritt der meisten Mönche, besonders der Capuziner eine große Aehnlichkeit hat. Die Brücke über die Aar, die das ganze Thal durchströmt, ist erst vor wenigen Jahren neu von Holz erbauet worden. An den Seiten liest man nicht nur die Namen der Magistratspersonen, unter deren Regierung sie aufgeführet wurde, sondern auch die Namen der Zimmermeister, und Arbeiter, welche sie verfertigt haben. Der Flecken Meyringen ist groß, schön gebauet, und mit Wäldchen von Obstbäumen umgeben. Die Hauptstraße, die in den Flecken führt, ist an beyden Seiten mit vier bis sechs Schuh hohen Mauern eingefaßt, die man als Dämme oder Schuzwehre gegen

die Ueberschwemmungen mehrerer Bäche hat errichten müssen, die sich dem Reichenbach gegenüber von viel höhern Bergen, als wovon der Staubbach herabkömmt, in drey, oder fünf, oder noch mehrern gewaltigen Fällen herabstürzen. Unter diesen Bächen ist keiner, der nicht wasserreicher wäre, als der Staubbach, und der nicht als ein Wunder der Natur besucht zu werden verdiente, wenn er einzeln wäre, und nicht gerade den Reichenbach zum Gegenbilde hätte. Allein wenn man den letztern kurz vorher gesehen hat, so hat man für die übrigen kein Auge, und keine Bewunderung mehr, und man kann mit Recht von den erhabenen Werken der Natur in der Schweiz sagen, daß sie nicht nur die Seltenheiten aller übrigen Länder, sondern auch sogar viele einheimische Wunder vernichten.

Die Gewalt der Bäche, die dem Reichenbach gegenüber so prächtige Wasserfälle bilden, läßt sich aus den fast beyspiellosen Verheerungen abnehmen, die ein einziger derselben vor etwa zwanzig Jahren angerichtet hat. Der Alpbach nämlich brach im Jahr 1764 auf einmal mit einer so ungeheuren Wuth über Meyringen, und das benachbarte Thal los, daß es schien, als wenn er nicht bloß alle Einwohner, und ihre Wohnhäuser auf ewig verschütten, sondern auch das ganze Gebirge, von welchem er herunter kommt, in das Thal hinabwälzen wollte. Er schwemmte mit seinen Fluthen eine so unglaubliche Menge von Steinen und Grand herab, daß er die Wiesen, Felder, und selbst Häuser zehn, zwanzig, ja an manchen

Stellen bis dreyßig Schuh hoch damit bedeckte. Ohne die unauslöschliche Liebe, welche die Freyheit gegen den väterlichen Boden einflößt, würden die unglücklichen Bewohner von Meyringen ihre verödeten Fluren verzweyflungsvoll verlassen haben, anstatt, wie sie wirklich thaten, die Haufen von Schutt wegzuräumen, und starke Schutzwehre gegen ähnliche Ueberfälle aufzuführen. Der Gasthof zum wilden Mann hat ein stattliches Ansehen, und große sowohl, als reinliche Zimmer, wiewohl man hier schon merkt, daß man nicht mehr im eigentlichen Bernergebiet ist. *) Die Lage dieses Wirthshauses ist so glücklich, als nur eine in Meyringen seyn kann, denn vorn hinaus sieht man die prächtigen Wasserfälle der drey vorher erwähnten Bäche, und auf der hintern Gallerie, hört man nicht nur das Donnern des Reichenbachs, sondern man erblickt auch einen Theil seiner schäumenden Wellen, und die Gipfel einiger Schneeberge. Wenn wir nicht einen Begleiter bey uns hätten, mit welchem wir zufrieden zu seyn Ursache haben, so würden wir hier einen sichern Mann, einen Schuster, haben bekommen können, der für einen sehr billigen Preis schon oft Reisende durch die kleinen Cantone, besonders auf die Grimsel, die Fur-

*) Dieser Ausdruck ist einigen Lesern in Bern aufgefallen. Ich setzte aber das Haßlithal nicht deßwegen dem Berner Gebiet entgegen, weil ich glaubte, daß jenes einen andern Herrn, als die Regierung in Bern hätte, sondern weil Bern über die Landschafft Haßli nicht solche Rechte ausübt, und es nicht auf eine solche Art von Bernischen Landvögten regieren läßt, wie seine übrigen Landschafften.

ka, und den Gotthard geführt hat. Ich lege jetzo meine Feder nieder, weil ich nach dem Rathe guter Freunde meine Beine zuerst mit kaltem Wasser, und dann mit Kirschwasser waschen, und reiben will; durch welches Mittel man sich nicht nur am sichersten gegen das Wundgehen der Füße verwahren, sondern auch am schnellsten die zu sehr angespannten, und erschöpften Muskeln wieder stärken kann. Ich werde mich freuen, wenn dieses Mittel geprüft ist, denn ich empfinde noch immer krampfartige, und schmerzhafte Zuckungen in den fleischigten Theilen der Beine. Man rechnet von Grindelwald bis Meyringen nur sechs Stunden, allein ich glaube gewiß, daß dieser Anschlag zu geringe ist *).

Am 27sten, Lungern in Unterwalden ob dem Wald, Morgens um 9¼ Uhr.

Der großen Ermüdung des gestrigen Tages ungeachtet, brachten wir heute noch vor fünf Uhr, so frisch und munter, als wenn wir gestern gar nicht gegangen wären, von Meyringen auf. Wir nahmen nicht den nächsten Weg nach Engelberg, der von Meyringen über den Engstlenberg hinführt, weil

*) So sehr ich aber die Beschwerlichkeiten dieses Weges empfunden habe, so würde ich doch einem jeden Reisenden rathen, zu den drey Tagen, die man auf die Reise in das Lauterbrunner- und Grindelwaldthal zu verwenden pflegt, noch zween zuzugeben, und über die Scheideck und durch das Haßlithal zurückzukehren. Wenn man diese drey Thäler besucht hat, so kann man sich mit Recht rühmen, daß man das größte, und merkwürdigste in der Schweiz gesehen hat.

wir uns vor den rauhen und gefährlichen Fußsteigen fürchteten, von denen ich abschreckende Beschreibungen gelesen hatte. Auch wollten wir nicht gerne den größten Theil von Unterwalden einbüßen, und wir gingen deßwegen auf den Brünig zu, der das Haßlithal von Unterwalden trennt. Noch nie habe ich ein einsameres, und melancholischeres Gebirge durchwandert. Man stößt alle Augenblicke auf eingestürzte, oder erstorbene, und verstümmelte Tannen, die dem durch nichts zerstreuten, und durch alles was ihn umringt, zu schwermüthigem Nachdenken gestimmten Wanderer stets das Bild des Todes, und der Vergänglichkeit vorhalten. Selbst die Felsstücke, womit der Weg bestreut ist, oder auf welchen wir ausruhten, waren mit traurigem Moose bewachsen, oder auch von der Zeit zerfressen, und hatten das Ansehen von verwitterten Trümmern, oder zerschlagenen Leichensteinen. Nur selten hörten wir das Geschrey eines einsiedlerischen Spechts, dem niemand antwortete, und eben so selten öffnete sich zur Linken der dunkle Wald, womit der ganze Berg bewachsen ist. Selbst diese Aussichten gewährten uns fast niemals den Anblick merkwürdiger, oder erfreulicher Gegenstände, das süße Tageslicht ausgenommen, dessen wir bey dem heitersten Himmel in den schattigten Gängen fast ganz beraubt waren. Je weiter wir fortgingen, desto enger und unfruchtbarer wurde das Haßlithal, und desto lauter tönte die schnelle Aar zu uns herauf. Nur hin und wieder wurden die hohen und kahlen Berge, die sich uns gegenüber auf-

thürmten, durch einige sonst unbedeutende Wasserfälle belebt. Beym Zollhause, welches fast auf der obersten Höhe des Brünigs liegt, scheidet sich das Berner, und Unterwaldner Gebiet. Als wir auf der andern Seite des Bergs nach Unterwalden hinabstiegen, wurde der Wald noch dicker, die Fußsteige noch enger und rauher, und die Landschafft noch wilder, als sie vorher war. Wir gingen sehr lange, ohne einen einigen Menschen anzutreffen, und nur erst in der Nachbarschafft von Lungern hörten wir die weit tönenden Hiebe von Holzhauern. Der größte Theil der Waldungen, welche der Brünig auf der Unterwaldner Seite trägt, scheint gar nicht genutzt zu werden; und ich wüßte auch nicht, wie man die gefällten Stämme fortbringen wollte. Wenn man nicht weit von dem untersten Fuße des Brünigs entfernt ist, so kommt man an einige sehenswürdige Felsenhöhlen oder Felsendächer, die über den Fußsteig herhangen, und so breit sind, daß eine nicht kleine Gesellschafft darunter einen Zufluchtsort gegen Regen, und Ungewitter finden könnte. Lungern zeigte uns zwar nicht den Reichthum der Zürchischen, und Bernischen Dörfer; die gut erhaltenen Häuser aber, und das gesunde Ansehen der Einwohner, bewiesen uns doch, daß die letztern mit ihrem Zustande vollkommen zufrieden seyen. Wir kehrten in den Adler ein, dessen Wirth zugleich Schulmeister, Organist, und Schiffer war, indem er uns nachher mit seiner Tochter über den Lungerer See brachte. Wir konnten hier weder Fleisch, noch Fische bekommen, und muß-

ten uns also außer einer Schüssel Erdbeeren mit einem süßlichen Eyergericht begnügen, das nur der Hunger allein genießbar machen konnte. Der Unterwaldner Käse wird für einen der besten gehalten, und desto theurer bezahlt, je älter er ist. Unser Wirth glaubte uns in dem Fragment von einem funfzehnjährigen Käse eine große Leckerey vorzusetzen, allein wir fanden ihn so holzigt, und unschmackhaft, daß wir gern zu dem jüngern, und weniger geschätzten zurückkehrten.

Sarnen, am 28sten Morgens um 3 Uhr.

Ich fahre fort meine gestrige Reise zu beschreiben, weil die Hitze, und noch mehr die unerträglichen Mücken mich keine einzige Stunde haben ruhen lassen. Wir stiegen gestern erst um zwey Uhr in ein kleines Schiff, und setzten der Länge nach über den Lungerer See, der ungefähr eine Stunde lang, und eine halbe breit ist. Von Kaisersstuhl aus, wo wir ans Land traten, gingen wir fast anderthalb Stunden, ehe wir das Zollhaus am Ufer des Sarnersees erreichten, der ungefähr noch einmal so breit, als der Lungerer ist. Hier mußten wir eine gute Stunde warten, ehe wir weiter fahren konnten, weil ein heftiges Ungewitter über die hohen Berge daher rauschte, die Unterwalden von Bern trennen. Wie tröstend war für mich der Gedanke, daß der heftige Sturm nicht einen Tag früher gekommen sey, weil er sonst meine Frau auf ihrer Rückfahrt über den Thuner See würde überfallen haben! Bey den heftigsten Wind-

stößen war der Sarnersee zwar an den beyden Seiten stark bewegt, allein in der Mitte blieb ein nicht schmaler Streifen dem Anscheine nach ganz ruhig, und unerschüttert. Weil wir noch gerne Sarnen erreichen wollten, so setzten wir uns ins Schiff, da der Regen noch nicht ganz aufgehört hatte, der Donner noch in der Ferne rollte, und die Blitze noch schnell, und heftig waren. Während der Fahrt aber zerstreuten sich die Gewitterwolken, und der Himmel fing wieder an, sich aufzuheitern. Die Landschafft um den Sarnersee ist der am Lungernsee sehr ähnlich. Man sieht nichts, als Berge, auf welchen Alpen und Wälder mit einander abwechseln, und an dem flächern Ufer erblickt man Wiesen, und hin und wieder Häuser und Dörfer. Wenn man auf einmal aus Teutschland in diese Gegend versetzt würde, so würde man sie vielleicht arkadisch finden. Allein wenn man kurz vorher die große Natur im Bernischen Oberlande, und im Haßlithale verlassen hat, so findet man sie uninteressant, einförmig, und selbst todt. Unsere Schiffer mußten uns bey Saxeln ans Land setzen, weil wir die Reliquien, und das Grab des großen Heiligen der katholischen Schweiz, und des verehrungswürdigsten aller Einsiedler, des Bruders Claus von der Flüe, sehen wollten. Sie werden es schon in vielen Geschicht- und Reisebeschreibern gelesen haben, daß Nicolaus von der Flüe, in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, nach einem in dem Dienste seines Vaterlandes rühmlich vollbrachten Leben, sein Weib und seine Kinder ver-

ließ, sich ins Melchthal, in eine grausenvolle Einöde zurückzog, und nicht eher in die Welt, der er abgesagt hatte, zurückkehrte, als bis die alten Cantone in Gefahr kamen, wegen der Vertheilung der Burgundischen Beute in den verderblichsten Bürgerkrieg verwickelt zu werden. Unter diesen Umständen trat er 1481. auf der Versammlung der Eidgenössischen Gesandten zu Stanz als ein göttlicher Friedensbote hervor, vertilgte durch seine wahren, und eindringenden Reden aus den gereizten Gemüthern allen Groll und Eifersucht, und schenkte seinem Vaterlande, das schon das Schwerdt gegen sich selbst gezückt hatte, einen dauerhaften Frieden. Mit Ehrfurcht näherte ich mich der Ruhestätte eines Mannes, der als Patriot die Altäre und Tempel verdient hatte, die man ihm als Heiligem erreicht hat. Ich fand aber die Kirche nicht so schön, und die Wohnung der Nachkommen des heiligen Claus nicht so prächtig, als ich sie irgendwo beschrieben gelesen hatte. Die schönen marmornen Säulen, auf welchen die Kirche ruht werden durch die Kleinheit, und Ungeschmücktheit des Gebäudes, in welchem sie stehen, eher verdunkelt, als sie demselben zur Zierde gereichen. Wenigstens macht es einen nachtheiligen Eindruck, daß die übrigen Verzierungen der Kirche mit den Säulen nicht zusammen stimmen. Die Gebeine des heiligen Claus hat man im letzten Jahrhunderte aus seinem Grabe gesammlet, und sie in ein knieendes Gerippe zusammengefügt, in welcher Stellung man sie hinter einem großen Spiegelglase, und auf einem mar-

mornen Gerüste, fast in der Mitte der Kirche steht. Dieses Zusammenflicken von Gebeinen, welche die Zeit schon von einander gelöst hatte, muß nothwendig einen jeden beleidigen, der Todtengerippe nicht als Gegenstände der Ehrfurcht, sondern als Gegenstände des Grauens, oder Schauders anzusehen gewohnt ist. Der Anblick solcher heiligen Skelette ist noch widriger, wenn sie, wie der Bruder Claus, mit glänzendem Flitterwerke, oder gar mit Edelgesteinen, und kostbaren Zeugen verbrämt sind, weil dadurch das Scheusliche der entfleischten Reste noch mehr gehoben wird. Nur unwissende Mönche, die alles Heilige zu versilbern, oder zu vergülden, oder sonst zu putzen gewohnt sind, und die den Begriff des Heiligen vom Glänzenden und Prächtigen nicht mehr trennen können, nur diese allein konnten glauben, daß die Ueberbleibsel eines göttlichen Mannes dadurch gewinnen würden, wenn man sie dem Auge scheuslich lächerlich travestirt darstellte. Bey unserer Ankunft räumte man die Gemählde, oder die Flügel weg, womit das gläserne Gehäuse bedeckt war, und nun konnten wir leicht an der Größe des Gerippes bemerken, daß man den heiligen Claus vorne am Eingang der Kirche nicht zu lang gemahlt hatte. Wir wurden aber dieses Anblicks bald satt, und gingen in die kleine an die Kirche stoßende Capelle, in welcher der heilige Claus vormals begraben war. In dieser Capelle fanden wir viele Pilgrimme, ungeachtet es schon spät am Tage war. Einige beteten knieend am Rande des Grabes, andere lagen mit heißer Inbrunst

auf dem Grabe selbst, wo die Gebeine geruhet hatten. Fast die ganze Capelle war mit Gemählden, oder Täfelchen, und kleinen Geschenken bedeckt, welche entweder die vornehmsten Begebenheiten des heiligen Claus, oder auch die wunderbare Hülfe verkündigten, die er in mancherley Schäden und Krankheiten geleistet hatte.

Auf unserer Fahrt von Saxeln nach Sarnen hatten wir immer das Melchthal, wo der Bruder Claus als Einsiedler lebte, zur rechten Hand. Wir konnten aber doch die Capelle des Heiligen nicht eher, als von einer Anhöhe bey Sarnen entdecken. Sobald wir in diesem Flecken angekommen waren, besahen wir sowohl die neue Kirche, als die öffentlichen Gebäude auf dem Landenberge. Die erstere ist nicht so kostbar, als die in Saxeln, aber größer und schöner ins Auge fallend. Beyde übertreffen an Pracht sowohl das Schützenhaus, als das Zeughaus, und das Magazin des Standes. Wenn man diese verschiedenen öffentlichen Gebäude mit einander vergleicht, so muß man nothwendig den Schluß machen, daß die Unterwaldner in Rücksicht auf die weltlichen eben so sparsam, als in Rücksicht auf die geistlichen freygebig sind. Wir hätten die Gebäude auf dem Landenberge gewiß nicht für öffentliche Gebäude gehalten, wenn man es uns nicht gesagt hätte, weil wir sie bisher von ganz andern Dimensionen und Größen zu sehen gewohnt waren. Auf dem Landenberge wohnte in alten Zeiten ein Landvogt gleiches Namens, den die ersten Vertheidiger der Freyheit in der Neujahrsnacht

1308. in seinem Schloße überrumpelten, und samt aller willkührlichen Gewalt auf ewig zum Lande hinaus schickten. Jetzo wird auf diesem ehemaligen Wohnsitze des Despotismus jährlich die Landesgemeine, oder die allgemeine Volksversammlung gehalten, wenn das Wetter nicht zu schlecht ist. Es ist zum Erstaunen, wie wenig man in den demokratischen Cantonen auf öffentliche Bequemlichkeit, und Würde sieht. Ungeachtet das ganze Volk mehrmalen im Jahre auf dem Landenberge zusammen kommt, so sind doch die Fußsteige, oder Zugänge, die auf diesen Hügel führen, so sehr vernachlässigt, daß wir nach einem mäßigen Regen nicht ohne große Beschwerlichkeit und Vorsicht herunter kommen konnten. Der Flecken selbst ist sehr todt, schlecht, oder höchstens mittelmäßig gebaut. Im Wirthshause zum Schlüssel zeigte man viele Bereitwilligkeit, uns nach unsern Wünschen zu bedienen; wir mußten uns aber auch fast mit dem bloßen guten Willen begnügen lassen.

Meine Bemerkungen über den politischen Zustand von Unterwalden, über die Sitten und Sprache des Einwohner, über ihre Bildung und Kleidung, will ich so lange versparen, bis ich das Gebiet dieses Cantons werde verlassen haben.

Stanz, Morgens um 10 Uhr.

Wir gingen heute schon vor fünf Uhr in einer frischen, durch den gestrigen Regen abgekühlten Morgenluft von Sarnen auf Kerns los. Die Gegenden und Aussichten blieben eben dieselbigen, wie wir sie

gestern gehabt hatten: Wiesen im Thale, und an beiden Seiten Berge, deren Wälder oft durch anmuthige fruchtbare Alpen unterbrochen waren. Wir sahen freylich höhere Berge, als gestern: besonders den breiten Pilatus, und einen pyramidalischen Berg, der ihm rechts gegenüber steht; allein selbst diese Gebirge rührten uns nur wenig, weil wir dadurch an die zwey, und mehrmal höhern Bernischen Schneeberge erinnert wurden. Unterdessen beobachtete ich am Pilatus und seinen Nachbaren eine Erscheinung, die ich noch nie so unvermeidlich täuschend bemerkt hatte. Es wurden nämlich die Wolken, die sich in ihren Ritzen oder Höhlen gebildet, und an Stellen, wo der Wind sie nicht zerstreuen konnte, gelagert hatten, so weiß glänzend von der Sonne erleuchtet, daß ich sie lange für große Massen von Schnee hielt, die von der Sonne beschienen würden. Das Thal und die Fußsteige waren heute viel lebhafter, als gestern, weil es eben Sonntag war, und alles den Kirchen von Sarnen, oder Kerns zuströmte. Keiner ging uns vorbey, der uns nicht einen von folgenden drey Grüßen geboten hätte: Gelobet sey Herr Jesus Christus, oder schlechtweg: Herr Jesus, oder auch: Gott Jesus, welche Grüße man mit den Worten: in Ewigkeit, erwiedern muß. Ein Landmann ging so gerade und zutraulich auf mich zu, als wenn er mich lange gekannt, oder mir etwas wichtiges zu sagen gehabt hätte, und reichte mir mit dem gewöhnlichen Gruße seine Hand dar, die ich freundlich, und mit dem Gegengruße annahm. Die Kirchen in Kerns, und Stanz sind denen in Sa-

reln und Sarnen ähnlich, und unverhältnißmäßig größer und prächtiger, als was man sonst von Privat- und öffentlichen Gebäuden sieht. In beiden wurde eben Gottesdienst gehalten, als wir vorbey gingen. Wir mochten uns also nicht weit hinein wagen, weil wir die zahlreiche Versammlung in ihrer Andacht gestört hätten.

Der Kernwald, der nicht weit hinter dem Flecken gleichen Namens anfängt, ist so ausgehauen, daß man es kaum bemerkt, daß man durch einen so berühmten Wald geht. So wie Stanz größere und schönere Häuser hat, als die übrigen Flecken in Unterwalden ob dem Wald, so entdeckt man in der Nachbarschaft dieses artigen Fleckens, mehr Zeichen der Cultur, und wenigstens einige Arten von Obstbäumen: besonders Birn- und Wallnußbäume, die wir in dem obern Theile des Landes gar nicht gesehen hatten. Gärten, Fruchtfelder, und Gemüse (außer Cartoffeln) sind uns gar nicht vorgekommen, und Sie können also leicht vermuthen, wie öde und einförmig uns ganz Unterwalden geschienen habe.

Die heiligen oder denkwürdigen Oerter um Stanz herum, den Rotzberg, das Rotzloch, und Winkelried wollen wir besehen, wenn wir von Engelberg zurückkommen. Wir denken dies Closter noch heute zu erreichen, und müssen also unsre Kräfte sparen.

Engelberg am 29sten Jul.

Wir machten uns gestern schon um ein Uhr nach Mittag auf den Weg. Das Thal, was sich von Stanz

nach Engelberg hinaufzieht, ist viel interessanter, als alle übrige Thäler in Unterwalden, durch die wir bisher gekommen sind. Die Berge wurden viel höher, die Alpen malerischer, der Boden, wenigstens dem Anscheine nach, fetter, und die ganze Landschaft wurde durch die brausende Aa belebt, die auf den Surener Alpen entspringt. In der Nachbarschaft von Wolfenschieß wurden wir von einem heftigen Gewitter überfallen, und wir konnten uns also nur mit genauer Noth in das Wirthshaus retten, wo wir nicht nur freundlich aufgenommen, sondern auch auf eine unerwartet angenehme Art unterhalten wurden. Nicht lange nach unsrer Ankunft stimmten in einem nahgelegenen Zimmer drey schöne Unterwaldnerinnen, die ihre Talente gerne vor uns Fremdlingen zeigen, und sich doch auch nicht durch die Zeichen unseres Beyfalls in Verlegenheit setzen lassen mochten, einen bezaubernden Gesang an. Als wir den lieblichen Stimmen eine Zeitlang in der größten Stille zugehört hatten, ließen wir die Sängerinnen, um sie nicht abzuschrecken, durch die Mutter, und den Bruder bitten, daß sie doch ihren reizenden Gesang in der Stube, worin wir waren, fortsetzen möchten. Sie gaben unsrer Bitte nicht gleich nach; als sie aber endlich zu uns herüber kamen, thaten sie es mit einer Röthe, als wenn sie sich einer Sünde wider die jungfäuliche Sittsamkeit schuldig machten. Sie sangen sowohl Schweizerische, als Teutsche Lieder, unter welchen die ersten immer die einfachste, und anmuthigste, oder rührendste Melodie hatten. Die besten unter den erstern

würde ich abgeschrieben haben, wenn ich zugleich die Musik hätte bekommen können, oder auch nicht gehofft hätte, sie in Bern beysammen zu finden, wo sich schon lange ein Gelehrter mit einer vollständigen Sammlung aller ächten Schweizerischen Volkslieder beschäfftigt. Bey mehrern Stücken wurden die Sängerinnen von ihrem Bruder accompagniret, der eben so schön, als die Schwestern sangen, auf dem Clavier spielte.

Sobald das Gewitterschauer vorüber gegangen war, setzten wir unsre Reise fort, allein wir mußten zum zweytenmale Schutz suchen, und kamen erst spät nach Grafenhof, wo jetzo für Landleute ein öffentliches Wirthshaus erbauet ist, Reisende von einiger Distinction aber in die fürstliche Wohnung aufgenommen werden, die dem Abt von Engelberg gehört, und wo die Aebte, wenn sie selbst in das Thal herunter kommen, mit ihrem Gefolge einzukehren pflegen. Während der Abwesenheit des Herrn wird dieser schöne Sitz von zwoen alten Jungfern, oder Frauen gehütet, die uns so freundlich empfingen, als wenn wir die nächsten Blutsverwandte des regierenden Abts gewesen wären. Wir trösteten uns bey einem herrlichen Abendessen, dergleichen wir auf der ganzen Reise nicht gehofft hatten, und bey einer Flasche edlen Neuenburger Weins, über das Hinderniß, welches das noch immer fortdauernde Ungewitter unsern Absichten entgegen gesetzt hatte. Nach einem festen Schlaf, in welchen uns das Rauschen des Sturms, und der Aa nur desto fester einwiegte, setzten wir unsern Stab

nach Engelberg fort, wiewohl wir jeden Augenblick in Gefahr waren, von heftigen Regen, oder Ungewittern, oder gar von Wolkenbrüchen überrascht zu werden.

Viel höhere Berge, als von denen ich zwischen Sonceboz und Biel, oder im Lauterbrunner- und Grindelwalderthal eingeschlossen war, rückten mit ihren erhabenen Spitzen so nahe zusammen, als wenn sie über uns ein ungeheures Gewölbe bilden wollten. Ihre drohenden Häupter wurden dadurch noch furchtbarer, daß sie größtentheils in Wolken gehüllt waren, die jeden Augenblick in fürchterlichen Güssen auf uns herabstürzen zu wollen schienen. Zur Rechten hatten wir immer die schäumende Aa meistens in einer dunkeln schaudervollen Tiefe; und links undurchdringliche Wälder, unter deren Schatten wir, wie in einer dunkeln Nacht, oder in den stillen feierlichen Wohnungen abgeschiedener Seelen wandelten, und von deren Aesten und Blättern stygische Tropfen herabfielen. Ungefähr um halb acht Uhr kamen wir von dem prächtigen, und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts neu aufgebauten Closter an, dessen Abt zwar unter dem Schutz von Unterwalden steht, der aber übrigens eine uneingeschränkte Herrschaft über die Bewohner des Thals Engelberg ausübt. Der Abt selbst empfing uns mit der einnehmendsten Güte, und führte uns sogleich zum Frühstück, wo wir einige Prediger aus dem Zürcher Gebiet antraffen. Schon beym Frühstück fing es an zu regnen, und dieses Regnen dauerte fast den ganzen Tag fort, weßwegen wir außer dem Clo-

ster, und den dazu gehörigen Gebäuden, nur noch in einigen heitern Augenblicken die vielen und reichen Quellen, die nicht weit vom Closter in schönen Wiesen entspringen, und eine Sägemühle besehen konnten, die mehrere Eigenthümlichkeiten hat, und in welcher die Balken, welche zerschnitten werden sollen, durch einen ganz einfachen Mechanismus herangezogen werden. Der Erfinder oder Verbesserer dieser Mühle ist ein Engelberger, der, wie viele seiner Landsleute, ein sehr glückliches mechanisches Genie hat, und eine Anmerkung bestätigt, die ich Ihnen schon in einem meiner vorhergehenden Briefe über die Talente der Bewohner hoher Bergthäler mitgetheilt habe. Die über das ganze Thal zerstreuten Häuser sind zwar nicht so schön, als in Locle, und La Chaux de Fonds, aber viele sind doch ganz neu, und zeigen den Wohlstand ihrer Einwohner, die den Abt als ihren größten Wohlthäter segnen, und deren Kinder seine Hand, nicht als die Hand eines mächtigen zu fürchtenden Herrn, sondern als die eines gütigen Vaters küssen. Auch der unumschränkteste und reichste Despot hat niemals solche ungeheuchelte Beweise von Liebe und Dankbarkeit erkaufen, oder erzwingen können, als wovon wir Zeugen waren, und die nie ein Regent erhielt, der ihrer nicht würdig war. Der regierende Abt von Engelberg ist nicht nur der erste, sondern auch gewiß der aufgeklärteste Bewohner seines Closters, der seine Macht ganz allein zum Wohl seiner Unterthanen anwendet. Er hat allein, und zuerst Betteley, und Armuth aus dem Thale

vertrieben, indem er unter den Engelbergern Industrie verbreitete, und nicht bloß Männern, sondern auch Weibern und Kindern Gelegenheit verschaffte, durch allerley Arbeiten, besonders in roher Seide, sich einen ehrlichen Unterhalt zu verschaffen. Eine Beschreibung dieser weisen Einrichtungen, wie des ganzen Closters, finden Sie in dem Helvetischen Almanach von diesem Jahre, der mich am meisten bewogen hat, Engelberg zu besuchen.

Buochs am Vier Waldstätter See
am 30sten Jul.

Unser heutiges Mittagsessen im Closter Engelberg war uns in mancherley Rücksicht merkwürdig. Die meisten Tischgenossen waren Mönche, die aber, wenn Gäste da sind, nicht alle zugleich, sondern der Reihe nach an der Tafel des Abts speisen. Den Abt selbst, und den Pater Prior ausgenommen, war keiner darunter, dem man es nicht an Stimme, Sprache, Mienen, Geberden, und vorzüglich am Gange angemerkt hätte, daß er nie, oder höchstselten, und nicht weit, aus diesem von der ganzen cultivirten Welt abgesonderten Thal gekommen sey. Alle ohne Ausnahme waren blühend von Farbe, und wohl genährt, welches Closter-Colorit sie aber gewiß mehr der Ruhe des Geistes, als üppigem Wohlleben zu verdanken haben. Einen eigentlichen Gelehrten traff ich unter den Mönchen eben so wenig, als in der zahlreichen Closterbibliothek neuere Bücher an, und ich glaube kaum, daß die Namen der be-

rühmtesten Schriftsteller unserer Zeit, deren Werke in allen Theilen der Erde gelesen werden, in die Zellen der Benedictiner am Fuße des Titlis durchgedrungen seyen, oder durchdringen werden.

Ich erstaunte nicht wenig, als ich unter den übrigen Tischgenossen auch den Cammerdiener des Abts, der, wie alle übrige Bediente und Arbeiter des Closters, ein Engelberger ist, sitzen sah, und noch mehr verwunderte ich mich, als ich unsern Begleiter, und auch den Begleiter der Zürchischen Prediger an der Tafel erblickte. Ich erfuhr aber bald, daß man die letztern wider ihren Willen genöthiget hatte, sich zu Tische zu setzen, und daß es in Engelberg alte hergebrachte patriarchalische, oder morgenländische Sitte sey, daß Bediente und Herren an demselbigen Tische, und von denselbigen Gerichten äßen. Diese dem so oft verschrieenen geistlichen Stoze zuwiderlaufende Gewohnheit fiel mir eben so sehr auf, als die Abwesenheit aller überflüssigen Pracht, und Verschwendung im Speisezimmer, und Mittagsessen. Der Speisesaal ist groß, hoch, und luftig, hat aber weder kostbare Möblen, noch andere Verzierungen. Er gränzt unmittelbar an die Küche, aus welcher die Speisen durch ein Fenster, oder Oeffnung hereingeschoben werden. Uns warteten nicht Livreebediente des Abts, (dergleichen habe ich gar nicht gesehen) sondern einer, oder zween betagte Closterbediente auf. Fremde Weine wurden gar nicht gegeben; ein jeder Gast hatte aber die Wahl, ob er weissen, oder rothen Italiänischen Wein trinken wollte,

womit die Italiäner einen Theil der Käse bezahlen, die sie aus dem Closter Engelberg erhalten. Der rothe hatte viele Aehnlichkeit mit dem Neuenburger, war aber herber, und weniger feurig. Die Speisen waren gut zubereitet, und so manigfaltig, als es sich an der Tafel eines Abts, der Fremde bewirthete, gebührte; ich fand aber weder die Leckereyen, noch den schwelgerischen Ueberfluß, den man von den Tafeln aller geistlichen Herren fast unzertrennlich glaubt. So sehr wir durch alles dieses erbaut wurden; so fremd war uns die Tafelmusik, die von musikalischen Mönchen, und ihren Schülern aufgeführt wurde. Sie bestand in einem Singspiel, welches ein Dohmherr in Lucern verfertigt und componirt, und seinem Herrn und Gönner dem jetzigen Abt in Engelberg gewidmet hatte. In diesem Lyrischen Drama waren die verschiedenen Stände, der Lehr- Nähr- und Wehrstand die handelnden, und singenden Personen, und es war natürlich, daß der Lehrstand zuletzt den Sieg davon trug. Die Sprache war uns an manchen Stellen viel weniger verständlich, als der Sinn der Musik, indem das Geschrey von Katzen, Hunden, und andern Thieren vollkommen nach der Natur ausgedrückt und nachgeahmt wurde. Viel angenehmer war uns Teutschen der Kuhreihen, den man in seiner ursprünglichen Einfalt ganz allein in Appenzell hört, aber für künstlichere Instrumente, und verwöhntere Ohren fast in allen Schweizerischen Städten mit neuen und manigfaltigen Veränderungen gesetzt hat. Die Composition, die wir in Engelberg hörten, hatte, wenn ich

nicht irre, einen Lucerner Liebhaber zum Urheber; ich bemühte mich aber vergebens, die Noten zu erhalten, weil der Componist sie nicht verbreitet wissen wollte. Den Appenzeller Kuhreihen sang, und spielte man vormals in allen gebirgigten Gegenden der Schweiz auf dem großen Hirtenhorn, allein jetzo ist dieses Instrument, und der Kuhreihen nur noch in Appenzell bekannt, und ich zweyfle also sehr, ob dieses Hirtengedicht, das man sonst in Frankreich, und Holland bey Lebensstrafe nicht anstimmen durfte, weil es ein tödtliches Heimweh unter den Schweizerischen Regimentern erweckte, noch so gefährliche Wirkungen, als ehemals hervorbringen würde.

Heute Morgen heiterte sich das Wetter auf, und wir hatten eine desto glücklichere Gelegenheit, die merkwürdige Lage der Abtey Engelberg zu beobachten, da der Herr Abt so gütig gewesen war, uns und seine übrigen Gäste zu einem ländlichen Frühstück in der großen Sennerey einzuladen, die etwa eine kleine Stunde vom Closter entfernt ist. Die Lage des Thals, und die Berge, mit welchen es eingeschlossen ist, finden sie im Fäsi, und dem Schweizer Almanach eben so schön, als richtig beschrieben. Wenn man vom Closter auf die Sennerey zugeht, so hat man links diejenige Reihe von Gebirgen, unter welchen auch der Engelberg ist, der dem ganzen Thal, oder Closter den Namen gegeben hat, der aber eben so wenig, als seine Nachbaren an derselbigen Seite ewigen Schnee beherbergt. Alle diese Berge haben zwar rauhe Alpen; sie erheben sich aber meistens aus dem Thale auf einmal mit hohen abge-

schnittenen Felswänden, die ich für ganz unersteiglich gehalten hätte, wenn mir nicht allgemein wäre versichert worden, daß die Einwohner des Thals diese fast senkrechten Felswände mit großer Gefahr erklettern, um einige Hände voll Heu zu erhaschen. Einer der geistlichen Herren erzählte mir, daß er selbst in seiner Jugend diese Felswände erklimmt, und sich einst ohne alle Furcht auf den Ast eines kleinen Baums gesetzt habe, der an dem Rande einer viel hundert Schuhe hohen Felswand steht, und sich fast ganz über den Abgrund hinüberſenkt. Von einem dieser Berge stürzt sich ein beträchtlicher Bach in vier prächtigen Fällen, und das letzte mal von einer Höhe von hundert bis hundert funfzig Schuhen herab. Die ganze Wassermasse spaltet sich, ohne völlig in Staub aufgelöst zu werden, in lauter Silberwellen, welche die Gestalt von umgekehrten Pyramiden haben, immer spitzer und spitzer werden, je tiefer sie fallen, und an ihren Spitzen gleichsam kleine Cränze oder Büschel haben.

Bey der Sennerey ist man den Gletschern der Surener Alpen sehr nahe, von welcher das Thal geschlossen wird. Rechts steht der Titlis, der gestern beständig mit so dicken Wolken bedeckt war, daß wir kaum seinen Fuß wahrnehmen konnten. Heute aber wurde das ganze Thal, alle übrigen selbst beschneyten Berge, und auch der Titlis bis auf sein Haupt, die Nolle genannt, von Gewölke und Nebel frey. Allein um dieses ehrwürdige Haupt zogen sich undurchsichtige Wolken in mancherley Gestalten und Wälzungen her, bedeckten und entblößten bald diese, bald jene Theile, und zeig-

ten uns auf diese Art abwechslendere und prächtigere Schauspiele, als wenn wir die erhabene mit einem blauen Eismantel umkleidete Spitze auf einmal, und unveränderlich vor uns gesehen hätten. So oft die Nebelwogen, welche den Titlis umflossen, sich irgendwo öffneten, so schien es, als wenn die plötzlich hervorsteigenden Arme oder Spitzen, die wir alsdann sahen, nicht zu dem Gebirge, das wir vor uns hatten, gehörten, sondern als wenn die prächtigen Eissäulen oder Eismauern in den Wolken gegründet wären, oder von einer unsichtbaren Hand vom Himmel herabgelassen würden. Ungeachtet ich den Titlis nicht auf einmal in seiner ganzen Höhe überschauen, und nach dem Augenmaaße mit den Bernischen Bergen vergleichen konnte, so zweyfele ich doch daran, was einer von den Zürchischen Gelehrten mit dem Zeugnisse des Herrn General Pfyfer zu Lucern bestättigen wollte: daß der Titlis der höchste Berg in der Schweiz sey. Mein vornehmster Zweyfelsgrund ist dieser, daß der Titlis ganz ersteiglich ist, welches weder das Wetterhorn, noch das Schreckhorn, noch die Jungfrau in vielen Jahrtausenden seyn, und nicht eher werden werden, als bis die Zeit die unzugänglichen Felswände, womit ihre obersten Höhen abgeschnitten sind, größtentheils niedergerissen, und mit ihren Trümmern die Abgründe ausgefüllt hat, in welche kaum die Augen, viel weniger die Füße der kühnsten Sterblichen hinabgestiegen sind *).

*) Da jetzo der Mont Blanc erstiegen ist, so ist die Ersteiglichkeit eines Berges nicht mehr ein Beweis, daß er niedriger, als andere Schneeberge sey.

Vor wenigen Jahren kletterten drey Engelberger freylich nach unsäglichen Gefahren und Mühseligkeiten auf die oberste Spitze des Titlis, und steckten zum Andenken ihrer Unternehmung, die lange unnachahmlich bleiben wird, eine Fahne auf, die mehrere Winter unzerstört fortdauerte, aber endlich durch Stürme und Ungewitter umgeworfen wurde. Wenn sich an dem Titlis Wolken herziehen, so sagt man, daß er **tobäckele** oder rauche, und dies Schmauchen des Berges hält man für ein sicheres Zeichen eines bevorstehenden Regens, der aber heute wenigstens im Unterwaldnerthale nicht erfolgt ist. An dem Fuße des Titlis sahen wir noch Ueberbleibsel einer Lauine, die im letztern Jahre in einer Entfernung von 1500 bis 2000 Schritten die große Sennhütte abgedeckt, und kleinere Gebäude durch den bloßen Druck der Luft umgeworfen hatte. Ihre Reste bestanden in einem ungeheuren Klumpen des härtesten Eises, das aus dem vom Schmelzwasser durchdrungenen festen Schnee entstanden war, und wahrscheinlich noch mehrere Jahre dauren wird, besonders wenn in dem nächsten Winter, oder Frühling an derselben Stelle Lauinen herabfallen sollten. Eine andere Lauine hatte vor einigen Jahren auf einmal einen ganzen Wald, oder über zweytausend Klafter Holz zu Boden geworfen. Als wir in der großen Sennerey anlangten, frühstückten wir nach der Aelpler Weise, und nahmen allerley Arten von Milchspeisen zu uns. Wir Teutschen zogen den frischen süßen Rahm, und die frische Butter allen andern vor, die Schweizer hingegen gaben eben diesem süßen Rahm den Vorzug, wenn er auf dem

Feuer ein wenig erwärmt, und geronnen war, ohne daß sich doch der süsse Geschmack verloren, oder die fetten Theile sich von den wässerigten geschieden hätten. Als wir mit unserm Frühstück meistens fertig waren, fieng die in der Schweiz so wichtige Operation, die Verfertigung eines grossen Käses an. Ich habe zwar den ganzen Proceß in seinen Haupttheilen genau beobachtet, allein die kleinern Umstände und Handgriffe, die man wissen muß, um nach einer Beschreibung zu arbeiten, konnte ich unmöglich alle, so wenig als die Namen, Formen, und Bestimmungen der verschiedenen Gefässe und Geräthschaften, die dazu erfordert werden, behalten; und aufschreiben mochte ich sie nicht, weil einer von den Zürcherischen Reisenden dieses Geschäft übernommen hatte, von dem man also auch gewiß detaillirte und zuverläßige Nachrichten erwarten kann *). Man hatte in einen grossen Kessel hundert Maaß, oder fünfhundert Pfund frische Milch geschüttet, und ließ diesen Kessel so lange über einem mäßigen Feuer hängen, bis die Milch laulich warm wurde. Alsdann nahm man den Kessel vom Feuer weg, und goß etwa ein kleines Bierglas voll von dem sogenannten Käselapp, oder einem Scheidungsmittel hinein, welches aus zerschnittenen Kälbermägen, und Wasser gemacht wird. Durch diese Bey=

*) Die mehrsten Kunstwörter der Aelpler findet man in des Herrn Joseph Xaveri Schnider von Wartensee Geschichte der Entlibucher im zweyten Theil S. 117. u. f. Aus eben dieser Stelle sehe ich auch, daß ungefähr dieselbe Quantität von Milch auf den Alpen der Entlibucher eben so viel Käse, als auf den Alpen der Engelberger gebe.

mischung entstand in der ganzen Milchmasse eine kreisförmige Bewegung, welche die Milch allmälig gerinnen machte. Als sie völlig geronnen war, warf man sie Stükweise mit einer flachen Schaufel von der rechten zur linken Seite, um die dicken Klumpen zu theilen; und rührte sie endlich, um die Scheidung noch mehr zu befördern, wie Chocolade mit einem Stabe durch. Hierauf brachte man den Kessel wieder übers Feuer, und nun fieng der Senn (so nennt man die Hauptperson bey dieser Arbeit, oder den Sennhüttenmeister) von neuem an, die Milchmasse mit dem entblößten Arm durch einander zu treiben, damit sie ja nicht anbrennte. Dies Rühren wurde so lange fortgesetzt, als der Arbeiter seinen Arm in der immer wärmer werdenden Masse erhalten konnte. Als sie den höchsten Grad leidlicher Hitze erreicht hatte, zog man den Kessel abermals vom Feuer. Sobald dieses geschehen war, sanken die käsigten Theile plötzlich zu Boden, und wurden am Boden selbst in einen Klumpen zusammen gedrükt, um die darinn enthaltenen Molken heraus zu bringen. Diesen Klumpen theilte man in zwo Hälften, von welchen eine jede einen fünf und zwanzig pfündigen Käse geben wird, preßte sie noch mehr aus, und drückte sie dann in Formen, wodurch die Käse ihre Gestalt erhalten. Ein jeder Käs wird wenigstens ein Jahr, oder doch einen Winter durch in luftigen Magazinen oder Gemächern zwischen hölzernen Gestellen aufbewahrt, ehe er verschikt wird. Wenn man die Käsemasse aus dem Kessel herausgehoben hat, so bleiben noch immer viele käsigte Theile in den Molken

zurück, aus welchen man den sogenannten Zieger macht, der frisch als ein leckerhaftes, oder doch gesundes Essen in der Schweiz sehr geschäzt wird. Aus dieser kurzen Beschreibung werden Sie sehen, daß die Zubereitung des Käses so einfach ist, daß, wenn von ihr allein die Güte des Käses abhienge, man in allen Ländern gewiß auch Schweizerkäse machen würde. Allein die Güte des Käses wird ganz allein durch die Vortreflichkeit der Alpen bestimmt, die in der Schweiz selbst so sehr verschieden sind, daß man eben deswegen bey derselbigen Sorgfalt, und Art zu verfahren, doch nicht auf allen Bergen gleich gute Käse verfertigen kann *). Allem Anschein nach sollten die Engelberger Käse die Emmethaler und Bellelay Käse, denen sie weit nachstehen, an Güte übertreffen; denn die Alpen, auf denen sie bereitet werden, liegen weit höher, als der Jura, der die leztern hervorbringt, und sind auch rund umher mit höhern Schneebergen umschlossen. Man speißt den Käse in Engelberg, wie in der übrigen Schweiz, nicht auf dem Brodte, sondern wie Brodt auf der Suppe. Zu der grossen Sennhütte, wo ich die Bereitung des Käses im Grossen sah, gehören ausser einigen zwanzig Kälbern, zwey und fünfzig Kühe, und dreyhundert Schaafe und Ziegen, und alle diese Heerden, und die Verarbeitung ihrer Producte verlan-

*) Die Weide auf den höhern Alpen hat in der Schweiz so grosse Vorzüge vor der in den Thälern, daß nach dem Zeugnisse des kurz vorher angeführten Schriftstellers, die blosse Milch, welche man auf den hohen Alpen erhält, den Rahm der Thalmilch, wo nicht an Dicke und Festigkeit, doch an Güte und Stärke übertrift.

gen, und beschäftigen doch nicht mehr, als acht Personen. So lange die Kühe auf den Alpen bleiben, werden in dieser Sennhütte täglich vier bis fünf Käse gemacht; dies dauert aber höchstens vier Monate, weil das Thal, oder doch die Alpen zwey Drittheile des Jahrs mit Schnee bedekt sind.

Der reine Gewinn dieser Senne ist also auch viel kleiner, als wenn sie auf niedrigern Alpen stünde, weil man alsdann die Kühe früher austreiben könnte, und nicht acht Monate futtern dürfte, ohne beträchtliche Vortheile von ihnen zu ziehen. Selbst in den Putzzimmern der reinlichsten Holländer kann man, glaube ich, keine grössere Sauberkeit, als in allen Gefässen oder Werkzeugen finden, die in Sennhütten und bey der Verarbeitung von Käsen gebraucht werden. Aber nirgends ist auch die äusserste Reinlichkeit nothwendiger, weil der geringste Schmutz, oder die geringsten Ueberbleibsel von alter Milch in den Gefässen, in welchen die frische Milch gesammlet und aufbewahret wird, die letztere verderben, und der Güte des daraus gemachten Käses schaden würden. Man hat in Engelberg, wie in den übrigen gebürgigten Gegenden der Schweiz, ein Gesetzbuch für Hirten, das in niedrigen Ländern, und grossen Städten eben so unbekannt, und unbrauchbar ist, als das Schiffer= und Wechselrecht in Engelberg seyn würde. Nach allem aber, was ich von diesen Gesetzbüchern der Alpenbewohner höre, ist kein andres Recht jemals so vollständig, bestimmt, und billig abgefaßt worden, als dasjenige, wovon vielleicht unsere größten Rechtsgelehrten nie et=

was gehört haben. Eine vollständige Geschichte desselben würde ein höchst interessantes Werk ausmachen; und ich bin fest überzeugt, daß wir aus einem solchen Werke viel richtigere Vorstellungen, als wir bis jetzo haben, von der Lebensart und den Sitten der Schweizerischen Hirten erhalten würden.

Wir nahmen heute bald nach Tische, voll Danks für die gütige Aufnahme, von dem Herrn Abt und den übrigen Vätern Abschied. Wir giengen aber auf Anrathen der Herren von Engelberg nicht nach Stanz zurück, sondern wir wählten den nächsten Weg nach Buochs, weil wir dadurch wenigstens eine gute Stunde ersparten. Die Gegenden und Dörfer, wodurch wir kamen, waren von denen nicht verschieden, die wir bisher in Unterwalden zu sehen gewohnt waren. Nahe bey einem kleinen Orte, dessen Namen ich vergessen habe, fanden wir ein öffentliches Kornhaus, dessen Inschrift eine der grösten Merkwürdigkeiten war, die wir auf dem ganzen Wege sahen. Es war nämlich an dem Fronton des Hauses mit prächtigen Buchstaben eingegraben, daß dies Magazin Gott und dem Vaterlande zu Ehren, von einem gewissen Herrn Trachsler (wenn ich anders recht gelesen habe) wäre erbaut worden. Aus dieser Inschrift würden auch Sie nichts anders geschlossen haben, als daß dies Gebäude von einem Patrioten auf eigne Kosten aufgeführt worden sey. Bey genauerer Erkundigung aber fand sich's, daß der Erbauer das Kornmagazin nur unter der Bedingung aufzuführen versprochen habe, wenn man ihm eine gewisse Landvogtey, und überdem eine

nicht unbeträchtliche Summe Geldes geben würde. Die Landesgemeinde, die ihm beydes bewilligte, hat sich auch wirklich, wiewohl nicht kräftig genug, gegen die Dreistigkeit geregt, womit der Unternehmer, der bey dem ganzen Bau, wo nicht Vortheile, doch gewiß keinen Schaden hatte, sich einzig und allein die Ehre desselben zugeeignet hat. Als wir uns Buochs näherten, wurden die Felder und Berge, die wir zur Rechten hatten, so ungewöhnlich hoch vergoldet, daß wir beym ersten Blick, das, was wir vor uns hatten, nicht erkannten, sondern für feurige Erscheinungen am Himmel hielten.

Buochs selbst ist ein grosser Flecken, und an dem Ende, oder äussersten Busen des vier Waldstätter Sees hergebaut. Das Wirthshaus am Ufer des Sees, was man uns als das beste empfohlen hatte, verspricht noch weniger, als alle andere, die wir bisher in Unterwalden gefunden haben. Es scheint aber, als wenn der Wirth das, was seinem Hause als Gasthofe abgeht, durch seine Gesellschaft und Gesprächigkeit ersetzen will, welche letztere Tugend die Wirthe in Unterwalden, wie in allen wenig besuchten Gegenden, oder kleinen Oertern, zur nicht geringen Beschwerde der Reisenden, als eine ihrer ersten Pflichten ausüben.

Altorf am 31sten Jul.

So eben kommen wir von einem mißlungenen Versuch zurück, das Dorf am Steg, welches drey Stunden von hier am Fuße des Gotthards liegt, zu erreichen. Immer wiederkommende Regenschauer nö-

thigten uns, nach Altdorf, wovon wir uns schon eine kleine Stunde entfernt hatten, zurück zu kehren. Als wir heute um vier Uhr erwachten, und bald nachher ins Schiff stiegen, war der Himmel nicht nur trübe, sondern es fing auch gelinde an zu regnen, und selbst unsere Schiffer, unter denen einige am letzten Sonnabend in Lebensgefahr gewesen waren, wagten es nicht, uns zu versichern, daß wir heute vor Regen und Windstößen gesichert seyn würden. Diese Umstände, verbunden mit der verschrieenen Bösartigkeit des Waldstätter Sees, machten, daß wir eben nicht mit ganz heiterm Muth zu Schiff giengen. Wir fuhren aber dennoch ab, weil man uns sagte, und der Augenschein es auch lehrte, daß wir eine gute Strecke an einem flachen, gar nicht bedenklichen Ufer fortrudern würden, und weil ich überzeugt war, daß wir, der Zufall möchte uns anwerfen, wo er wollte, keine schlechtere Aufnahme, als im Wirthshause zu Buochs finden könnten. Wir waren aber kaum eine halbe Stunde auf dem See, als der feine Regen ganz aufhörte, und die Wolken sich immer mehr zertheilten, worauf bald ein heiterer Himmel folgte. Wenn wir hätten voraussehen können, daß wir heute in Altdorf bleiben müßten, so würden wir uns gewiß bey Gersau haben an's Land setzen lassen, dessen schöne und neue Gebäude wir mit dem Teleskop entdecken konnten.

Dieser Flecken, dessen Bewohner, unter dem Schutz der vier Waldstätte, eine kleine unabhängige Republik ausmachen, ist jetzo viel volkreicher und begüterter, als ich ihn im Fäsi und andern beschrieben finde. Er hat

jetzo nicht dreyhundert, sondern fünftehalbhundert freye Bürger, und unter diesen mehrere Kaufleute, und Fabricanten, von denen einige beynahe eine halbe Million reich seyn, und einen grossen Aufwand machen sollen. So süß oder glänzend aber auch die Früchte der Industrie dieser Republicaner sind, so haben sie doch in keinem der sie umgebenden Freystaaten Nacheiferung erweckt. Wenn die Nachbaren der Kleinheit dieser Republik spotten wollen, so führen sie eine Landvogtey derselben an, die in einem kleinen Gute besteht, das jedem Bürger alle sechs Jahr etwa zween Batzen einbringen soll. Der gewöhnliche Landungsplatz zwischen Buochs und Flüelen, wo die Schiffer ausruhen, und die Reisenden guten Italiänischen Wein, und noch bessern Käse und Brodt zum Frühstück kaufen, ist Beckenried: ein Dorf, das ungefähr auf der Hälfte des Weges am rechten Gestade des Sees liegt. Nicht weit von Beckenried fährt man an einem abgesonderten, aus der See hervorragenden Felsen, Rüthestein genannt, vorbey, der etwa hundert Schuh hoch, und zwanzig bis dreyßig breit ist. Er sieht einem alten Wartthurm ähnlich, der von Menschenhänden erbaut, und durch die Zeit, und das beständige Anprellen der Wellen an seinem Fuße tief eingefressen worden. Bald nachdem wir diesen Felsen hinter uns gelassen hatten, stiegen wir am Rütli aus, wo die drey ersten Eidgenossen sich 1307 zur Befreyung ihres Vaterlandes mit den heiligsten Eiden verbanden. Dieses Rütli, das allem Anschein nach vormals mit Wald bewachsen war, ist jetzo eine Wiese an dem steilen Abhange eines Berges,

den man nicht ohne Mühe ersteigt. Am ganzen Vier Waldstätter See giebt es keine wildere Gegend, als die in der Nachbarschaft des Rütli zur Zeit der ersten Freyheitsstifter gewesen seyn muß, und zum Theil noch jetzo ist. Nicht nur die Wiese ist unten und oben gleichsam mit Felsen eingefaßt, sondern auch der furchtbar tiefe See ist zwischen lauter schroffen und und kahlen Felsen eingezwängt. Der Bewohner der Hütte, die oben auf der Wiese erbauet ist, zeigte uns drey schwache Quellen, die Tellens Quellen genannt werden. Zum Andenken brach ich von diesem Geburtsorte der Schweizerischen Freyheit ein Blatt von der sogenannten Hirschzunge ab, das ich gewiß so lange bewahren werde, als ich es gegen Insecten und Verwesung schützen kann. Hier glaube ich war es, wo der Abbé Raynal der Göttin der Freyheit ein Monument errichten wollte, wozu man ihm aber die Erlaubniß mit Recht abgeschlagen hat, weil er in die Pyramide, zu welcher er hundert neue Louis'or bestimmt hatte, nicht die Namen, der Urheber der Schweizerischen Freyheit, oder doch diese nicht allein, sondern auch den seinigen eingraben lassen, und also mehr seiner Eitelkeit als den Tugenden der alten Schweizer ein Denkmal setzen wollte *) Die Capelle bey Tellens

*) Ich kann nicht umhin, aus dem Schweizerischen Museo die Antwort der Herren von Uri einzurücken, womit sie dem Abbé **Raynal** die Erlaubniß auf dem Grütli, oder wie andere schreiben, Grütlin ein Denkmal errichten zu dürfen, abschlugen: (I. Band 267. S.) „So lange Eidsgenossen so dächten, wie bisher, da jeder Rechtschaffene, „wenn er das erstemal am Grüttli vorbeyschiffet, aus„steigt, und ehrerbietig den Platz besichtiget, wo der Bund

platten, wo der entfesselte Tell ans Ufer sprang, und den Tyrannen Geisler, den er retten sollte, der Wuth

„beschworen ward, der zur Freyheit Helvetiens den Grund „geleget, und auch in der Folge jedesmal, wenn er vor„überfährt, die Ahnen segnet, Gott danket, der Frey„heit sich freut, und sich frey fühlt, — so brauche es „kein steinernes Denkmal. Und wenn — was sie nicht „hofften, — ihre Söhne, oder Enkel diese Empfindun„gen einst verlieren sollten, würde ein solches Denkmal „der Eidsgenossenschaft so wenig nützen, als in den letz„ten Zeiten der Republik dem in die Knechtschaft sinken„den Rom seine so häufigen Monumente geholfen.„ Diese Aeusserungen enthalten eben so viel Wahrheit, als Erhabenheit der Gesinnungen; und wenn ich dereinst in die Schweiz zurückkehre, so wünsche ich nichts so sehr, als den edlen Mann kennen zu lernen, der diese Gesinnungen dem löblichen Stande Uri mittheilte, oder wenigstens ihr Dolmetscher war. Gerne möchte ich meinen Lesern diesen verehrungswürdigen Patrioten nennen, allein meine Correspondenten haben es nach wiederholten Anfragen dennoch vergessen, sich zu erkundigen, oder mir wenigstens den Namen bekannt zu machen.

Da Raynal sein Monument nicht auf dem Grütlin errichten lassen konnte, so läßt er, oder ließ er es vielmehr (denn wahrscheinlich ist jetzo alles vollendet,) nach des Herrn General Pfyfers Vorschlage auf einer Insel im Vier Waldstätter See, die Altstatt genannt, eine Stunde von Lucern aufstellen. Dies Denkmal besteht in einem Obelisk von Geisberger Stein, der in Lucern ist verfertigt worden. Auf der ersten Seite steht:

Optimis Civibus
Garnerio Stauffach, Swiziensi,
Gualtero Fürst, Uraniensi,
Arnoldo Melchtal, Subsylvaniensi.

Auf der zweyten:

Quod
Eorum Concilio, virtute, constantia,
exacti Austriacorum Præfecti,
victi Duces, Exercitus profligati.

des Sturms und der Wellen überließ, fand ich genau so, als sie im Schweizer-Calender beschrieben wird. Tellenplatten ist aber doch in dieser Gegend, wo die Felsen am steilsten und höchsten, und der See am tiefsten ist, nicht der einzige Landungsplatz. Wir bemerkten an derselbigen Seite mehrere Stellen, wo man zur Noth aussteigen könnte, von denen es mir aber schien, daß sie sich vielleicht erst seit Tell's Zeiten aus Trümmern gebildet haben, die von den Bergen herabrollen, den tiefen See allmälig ausfüllen, und einen Anfang von zugänglichem Ufer bilden. Ohngefähr um eilf Uhr kamen wir in Flüelen, und eine kleine Stunde nachher in Altorf im Löwen an.

Ungeachtet ich weder die plötzlichen Windstöße, noch die schnell einbrechenden, und Wirbel erregenden Ungewitter, noch endlich die heftigen Brandungen erfahren habe, womit alsdann die Wellen des eingeschlossenen Sees an das hohe felsigte Ufer getrieben

Auf der dritten:

Quod
Antiquam trium fœderatorum libertatem
pene ereptam
Pari Fide, Animo, fortuna,
Recuperarunt, vindicarunt, asseruerunt.

Auf der vierten:

Ad rerum tam bene, fortiter, feliciterque gestarum,
Memoriam sempiternam
Obeliscum hunc
Guillielmus Thomas Raynal
Natione Gallus
Proprio sumtu erigi curavit.
Anno Chr. M. DCC. LXXXIII.

werden; so habe ich doch bey dem stillsten gefahrlosesten Wetter Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß der Vier Waldstätter See ein furchtbares Wasser sey, das ich nicht ohne Noth beschiffen würde. Wenn man von den vielen nicht eingebildeten, und unerwarteten Gefahren hört, denen man auf diesem See ausgesetzt ist, so sollte man glauben, daß fast alle Wochen Unglücksfälle geschehen müßten. Allein dergleichen Unfälle sind doch äußerst selten, wahrscheinlich am meisten aus dem Grunde, weil im gleichen Verhältnisse mit der Menge und Größe der Gefahren, auch die Vorsicht des Menschen sie zu entdecken, und zu vermeiden wächst. Die Ufer des Vier Waldstätter Sees sind viel wilder, als die aller übrigen Seen in der Schweiz, die ich gesehen habe; sie sind aber doch nicht so mahlerisch, oder so abwechselnd und unterhaltend, als die Gestade des Bieler- und Thuner Sees. Man fährt oft halbe, oder ganze Stunden zwischen fürchterlichen Bergen oder Felswänden, wo es bey einem plötzlich entstehenden Sturme unmöglich wäre anzulanden. Diese nackten Felsen sind anfangs beängstigend, und nachher ermüdend, und die Berge meistens unfruchtbar, und mit Tannen, oder anderm Gebüsch bis an den Rand des Ses besetzt. Nur selten sieht man ein verlornes Geischen, das bey der Annäherung eines Schiffs mit einem kläglichen Jammergeschrey ans Ufer herabläuft, als wenn es aus seiner traurigen Heimath entführt zu werden wünschte; und noch seltener nimmt man mit Heerden bedeckte Alpen, oder Häuser, und Dörfer wahr. Wenn man also lange auf dem Vier Waldstätter See schifft,

so wünscht man so bald, als möglich, erlöst zu werden, welcher Wunsch nie aufsteigt, wenn man sich in einer wahrhaftig schönen, oder großen Natur auch selbst mit einiger Gefahr findet.

Nachdem ich jetzo das Unterwaldner Gebiet verlassen habe, so will ich Ihnen meine übrigen Nachrichten, und Beobachtungen über den sittlichen, und politischen Zustand dieses Cantons niederschreiben. Unterwalden ist, wie Sie wissen werden, in zwo von einander unabhängige Republiken abgetheilt: nämlich in die Landschafft ob dem Wald, und unter oder nid dem Wald. Beyde Staaten, die auf den Eidgenössischen Tagsatzungen nur eine Stimme haben, sind reine Demokratien, in welcher alle Vorrechte der höchsten Gewalt den versammleten Landleuten zukommen. Das Volk übt aber in beyden Staaten seine Gewalt nicht auf gleiche Art aus. Die Verfassung von Unterwalden nid dem Wald nähert sich einer Ochlokratie, oder einer uneingeschränkten Herrschafft des Volks weit mehr, als die von Unterwalden ob dem Wald. In dem letztern Theile des Cantons vergiebt man alle Landvogteyen an die würdigsten, zwo der einträglichsten ausgenommen, die an den Meistbietenden verkauft werden, und deren Ertrag man in den Kriegsschatz legt, welchen man nicht, ohne sich vogelfrey, oder eines Todesverbrechens schuldig zu machen, zu vertheilen, oder zu andern Absichten anzuwenden rathen darf. In Unterwalden hingegen nid dem Wald sollen alle einträgliche, und selbst die meisten Ehrenstellen, öffentlich, oder doch heimlich dem

Meistbietenden zugeschlagen, und im erstern Fall das Geld unter alle Landleute vertheilt werden.

Unterwalden hat in der ganzen Schweiz den Ruhm, daß die Sitten seiner Einwohner am allerwenigsten verdorben seyen, und daß man hier noch die Einfalt der goldnen Zeit, und die alte Schweizerische Treu, und Redlichkeit finde. Allein meinen Beobachtungen und Erkundigungen nach, sind die Unterwaldner um nichts besser, oder arkadischer, als alle Landleute in solchen Gegenden zu seyn pflegen, die wenig von Fremden besucht, und von keinem Despoten gedrückt werden. Wir sind zwar nicht von den Wirthen in Unterwalden geprellt worden, allein die Schiffer, die uns von Buochs nach Flüelen brachten, drangen uns mit einer Unverschämtheit, die wir in keinem teutschen Postillion gefunden haben, außer dem bedungenen Lohn, und einem nicht geringen Geschenk, das wir ihnen freywillig anboten, noch ein beträchtliches Trinkgeld, und zwar unter dem Vorwande ab, daß sie auf der Rückfahrt speisen müßten. Dieser Vorwand verdroß uns um desto mehr, da wir ihnen nichts versprochen, und auf der Hinfahrt Wein, Brod, und Käse reichlich mitgetheilt hatten. Die Einfalt der Sitten ist noch viel mehr, als die alte Ehrlichkeit verschwunden, und schädlicher Luxus ist an ihre Stelle getreten. Die Ursache dieser traurigen Veränderung, die nicht bloß in Unterwalden, sondern in allen gebirgigten Gegenden der Schweiz gewirkt hat, liegt am meisten in dem steigenden Preise der Käse, welchen die letztern Kriege in die Höhe getrieben haben. Diese höhern Preise des einzigen, oder vornehm-

sten Products der gebirgigten Schweiz waren, und werden für sie eben das, was Asien für die Römer, und Bengalen für die Engländer war. Die größern Summen, welche sie ins Land zogen, brachten in dem männlichen Geschlecht Schwelgerey und Völlerey, und im weiblichen, Hang zu ausländischem Putzwerk hervor. Auch in Unterwalden klagt man allgemein, daß man sich von den Milchspeisen, der einzigen Nahrung der Vorfahren, immer mehr entferne, und daß der übermäßige Genuß des Weins die Stärke und Gesundheit der Cörper zu schwächen anfange. Sowohl in Kerns, als in Stanz trugen Frauen, und Jungfrauen viele seidene Kleider, und Geschmeide von Gold und Silber, eine Pracht, der man in demokratischen Staaten nicht steuren kann, da eben diejenigen, deren Weiber und Töchter die Gesetze übertreten, die höchste Gewalt in Händen haben.

Den Zustand der Aufklärung der regierenden Familien, und Personen kann man schon daraus beurtheilen, daß die Söhne aus den vornehmsten Häusern entweder von den Capucinern im Lande, oder in Clöstern, und Collegiis zu Freyburg, oder Lucern gebildet werden, und daß gar keine Bibliotheken, Buchläden, oder andere Hülfs- und Aufmunterungsmittel da sind. Der gemeine Unterwaldner ist gewiß eben so unwissend, als fromm, welchen letztern Beynamen er seit vielen Jahrhunderten trägt; und es werden noch viele Menschenalter vergehen, ehe sich eine geläuterte Religion in diese abgelegenen Winkel Europens verbreiten kann. Ungeachtet aber die Unterwaldner, wie die Einwohner

der übrigen kleinen Cantone (die Reformirten in Glaris, und Appenzell ausgenommen) ihren alten väterlichen Gebräuchen, und Meynungen eifriger anhängen, als vielleicht selbst die Portugiesen und Spanier thun; so haben sie doch viel früher, als die aufgeklärtesten Völker Europens, die zu weit um sich greifende Geistlichkeit eingeschränkt, und nicht nur die Bannstrahlen der Kirche verachtet, sondern die letztere auch durch die Waffen gezüchtigt, wenn sie die von den Vätern erhaltene Freyheit, oder andere Vorzüge kränken wollte. Lange vor der Reformation verordnete man in Unterwalden sowohl, als in den übrigen kleinen Cantonen, daß kein Closter die Zahl seiner Mitglieder vermehren, noch viel weniger durch Kauf, oder Erbschafft, oder Schenkungen neue Güter erwerben, und nicht mehr, als eine gewisse Summe Capitalien im Lande belegen sollte. Man nöthigte ferner die Geistlichkeit, daß sie eben sowohl, als die Landleute von ihren Besitzungen steuern, und jährlich von ihren Einkünften im Beyseyn des Landammanns Rechnung ablegen mußte. Endlich untersagte man ihr, daß sie Proceßsachen von dem weltlichen Richterstuhl weg, und vor irgend ein geistliches Tribunal hinriefe.

Als der Bischof von Costanz im Jahr 1424. die Appenzeller wegen gewisser Gefälle, die er von ihnen forderte, und die sie ihm nicht schuldig zu seyn glaubten, in den Bann that, erkannten sie in einer allgemeinen Volksversammlung: daß, weil das Ding ungerecht, sie nicht in demselben seyn wollten. Mit eben dem Muth verachteten die Einwohner des Can-

tens Schweiz in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, als der Abt von Einsiedlen auf gewisse Alpen und Häuser Anspruch machte, die sie lange vor der Stiftung des Closters besessen zu haben vorgaben, nicht nur den Bann des Bischofs von Costanz, sondern auch die Kaiserliche Acht; ja sie überfielen und plünderten so gar das Closter Einsiedlen, und dem Kaiser antworteten sie, daß, weil er sie als freye Glieder des Reichs nicht bey dem Ihrigen schützte, sie ihm Gehorsam zu leisten sich nicht schuldig vermeynten. Noch jetzo werden alle Pfarrer in den kleinen Cantonen von den Gemeinden selbst erwählt, und an manchen Orten müssen sie so gar mit dem Ende eines jeden Jahrs gleich den übrigen Magistratspersonen ihre Würden niederlegen, und erwarten, ob sie wieder eingesetzt werden. Diese Vorsicht und Kühnheit, womit die Landleute in den am wenigsten aufgeklärten Theilen der Schweiz von jeher über ihre Vorrechte gewacht, und diese gegen alle Eingriffe des Klerus vertheidigt haben, beweist unwidersprechlich, daß selbst unwissende, und aberglaubige Menschen sehr helle sehen, wenn es auf ihre eigne Vortheile und Nachtheile ankommt, und daß wahrscheinlich die Geistlichkeit niemals zu den ihr zuletzt selbst verderblichen Reichthümern und Ansehen würde gelangt seyn, wenn man den schlichten Menschenverstand ungehindert hätte walten lassen, und wenn nicht die Habsucht der Heiligen sich mit dem Aberglauben der Fürsten, und Mächtigen zur Unterdrückung des Volks vereinigt hätte*).

*) Von der Wahrheit dieser Bemerkung bin ich noch viel mehr überzeugt worden, seitdem ich die Wirzburgische Chronik

Von derjenigen Industrie, wodurch sich Appenzell, und Glarus so sehr gehoben haben, sieht man in Unterwalden keine Spur. Ich glaube zwar, daß ein Volk bey einem gänzlichen Mangel von Industrie recht glücklich seyn könne; allein auf einen Reisenden macht ein solches Volk einen sehr unangenehmen Eindruck. Geringe Bevölkerung, seltene Dörfer, und unansehnliche Häuser sind die Wirkungen der Unthätigkeit, oder wenn man will, der beglückenden Ruhe. Weil man oft in ganzen Stunden keine Häuser, und ganze Tage hinter einander keine Fruchtfelder sieht, so würde man bisweilen auf die Gedanken kommen, daß man in einem unbewohnten, oder barbarischen Lande wäre, wenn man nicht von Zeit zu Zeit auf wirklich prächtige Kirchen stieße.

Beyde Geschlechter in Unterwalden zeichnen sich durch ihre Bildung von den übrigen Einwohnern der Schweiz aus. Die Männer sind im Durchschnitt wenigstens so groß, und meistens noch fleischichter, und

gelesen habe. Von dem dreyzehnten Jahrhunderte an erregten die Einwohner von Wirzburg häufige Aufrühre, in welchen sie meistens den Bischoff belagerten, oder ihm wenigstens den Eingang in die Stadt verwehrten, besonders aber die Clöster und Kirchen und Geistlichen plünderten, und diese wol gar verjagten und umbrachten. Die Ursachen dieser Aufrühre waren fast immer die Immunitäten, und Anmaaßungen der Geistlichkeit, und der große Schade, der dadurch den Bürgern und ihrem Gewerbe zugefügt wurde. Wenn nicht der Bischoff mit seinen Lehnsleuten, oder gar das Oberhaupt des Reichs die klagenden und unruhigen Einwohner von Wirzburg, und andern Städten und Gegenden immer mit Gewalt unterdrückt hätten, so würde man gewiß die Geistlichkeit allenthalben, wie in den kleinen Schweizerischen Cantonen, eingeschränkt haben.

stärker von Knochen, als die Bernischen Oberländer; sie haben nicht das heitere, offene und freymüthige Gesicht, was den letztern eigenthümlich ist. Vielmehr bemerkt man fast in allen Unterwaldnern ein finsteres, oder doch stilles, zurückhaltendes und trauriges Wesen, das wahrscheinlich durch ihre langwierige Einsamkeit noch mehr, als durch ihre Frömmigkeit erzeugt wird. Dieser Ausdruck von Melancholie, Ungeselligkeit und Schüchternheit hat allerdings etwas Furchtbares, wenn er sich auf einem braun gelblichen Gesichte, und in dunkel schwarzen Augen findet. Schwarze Augen sind, wie schwarze Haare, in Unterwalden häufiger, als im Zürchischen und Bernischen; blaue Augen aber und blonde Haare behalten auch dort noch immer die Oberhand. Das weibliche Geschlecht ist in Unterwalden fast noch schöner, als das männliche. Die Schäferinnen dieses Cantons unterscheiden sich von den Bernerischen Landnymphen am meisten durch die ovale Form ihres Gesichts, durch feinere Züge, und durch eine grössere Verschämtheit.

Die Trachten in Unterwalden haben bey weitem nicht so viel Eigenthümliches, als im Bernischen Gebiet. Sowohl Männer, als Weiber, gehen, besonders an Festtagen, ohngefähr wie in Teutschland einher. Zu den einheimischen Verzierungen oder besser Verunstaltungen der Weiber gehöret aber doch die Coeffüre, die an beyden Ohren, wie ein paar Hörner hervorsteht, die entweder aus Band oder aus Leder geflochten ist, und bald mit einem weissen Tuch, oder

Schleier, bald mit einem weiblichen, und nicht selten mit einem schwarzen männlichen Hute bedekt wird.

In dem hiesigen Gasthof zum Löwen merkt man es an vielen Dingen, daß man Italien sehr nahe, oder in einem Lande ist, das mit Italien in genauer Verbindung steht. Treppen und Stuben sind eben so unreinlich, als sie nach den Berichten der Reisebeschreiber in den besten Gegenden von Italien seyn sollen. Nicht nur die Weine, sondern auch die Speisen und ihre Zubereitung sind italiänisch, beyde aber vortreflich. An der Wirthstafel wurde lauter Italiänisch gesprochen, und es sind hier selbst unter den gemeinen Leuten nur wenige, die diese Sprache nicht verstehen.

Hospital, am 1sten Aug.

Heute haben wir einen Weg gemacht, auf den ich durch die schönen Beschreibungen im Fäsi, in dem Schweizer Calender, und andern Schriften fast am begierigsten gemacht war, und der es auch allein verdient, daß man seinetwegen die kleinen Cantone besucht. Wir giengen heute Morgen erst um sechs Uhr bey einer heitern, und durch den gestrigen Regen abgekühlten Luft von Altorf aus, weil wir heute fünf Stunden bis Wasen machen wollten. Der Fußsteig von Altorf bis zum Dorfe am Steg führt fast beständig durch fruchtbare, bisweilen aber auch sumpfigte Wiesen, die entweder von steilen und nackten Felswänden, oder mahlerischen Alpen eingeschlossen sind, und auf deren obersten Spitzen man noch grosse Massen von Schnee liegen sah. Man würde es gar nicht

merken, daß man allmälig Bergan gienge, wenn es nicht die ungestümme dem Wanderer entgegenbrausende Reuß bewiese. Nachdem wir im Steg vortrefliche in Wein gekochte Forellen, ein Gericht, welches uns täglich gewöhnlich zweymal vorgesetzt wird, gegessen hatten, so fiengen wir in der grösten Mittagshitze an, die Gotthardsstrasse zu besteigen. Diese Strasse ist an gefährlichen Stellen, wo sie fürchterliche Abgründe gegen die Reuß zur Seite hat, mit Mauren eingefaßt, und durchgehends mit Kieseln, ohngefähr wie die Gassen in kleinen Städten gepflastert, weßwegen sie auch häufige Lücken hat, die aber beständig ausgebessert werden. Sie ist allenthalben so breit, daß zwey mit grossen Ballen von Kaufmannswaaren beladene Pferde sich einander ausweichen können. Ich will Ihnen nicht alle die Bäche, Dörfer und Berge, die man bis an Gestinen, eine Stunde vor der Teufelsbrücke, antrift, einzeln nennen; allein das kann auch ich, der ich schon mehrere ähnliche Strassen durchwandert habe, versichern, daß ich keinen Weg kenne, der so viel Grosses und Schönes, so viel Liebliches und Schröckliches vereinigt, und gerade durch diese Mannigfaltigkeit und Mischung so anziehend und einzig ist. Bald sieht man spiegelhelle Bäche, die an sanften Abhängen leise herunter gleiten, und in denen man nicht die geringste Bewegung wahrnehmen könnte, wenn nicht ihre Oberfläche von der Sonne erleuchtet würde: Bald wieder schröcklich brausende Bergströme, die mit der Reuß, von welcher sie verschlungen werden, wetteifern, und oft in wenigen Augenblicken ihres Zorns ganze Dör-

ser und Häuser unwiderstehlich fortreissen. Bald entdekt man freundliche Dörfer, oder artige Capellen, und Häuser: bald aber auch grausenvolle Wildnisse, wo man nichts, als nackte und zertrümmerte Felsen sieht, und nur allein das entsetzliche Toben der unaufhörlich von Felsen auf Felsen sich stürtzenden Reuß hört, die man zur beständigen Begleiterin hat. Endlich nimmt man bald fette Wiesen, lachende Alpen, einladende Wäldchen, und sorgfältig gebaute Gartenfelder wahr: dann aber auch wieder verdorrte, oder verdorrende Bäume, oder frisch zerbrochene Stämme, die von heftigen Windstössen oder Lauinen, wie dürre Reiser zerbrochen wurden, oder ausgerissene Tannen, die ihre Wurzeln nach dem Wege zustrecken, und mit ihren stolzen Häuptern sich gegen die schäumende Reuß hinneigen. Solche abgebrochene oder entwurzelte Tannen sind häufig mit Eisklumpen, den Resten verwüstender Lauinen, oder mit Graus oder Felsstücken vermischt, die durch eben diese Lauinen von den hohen Felsen abgerissen worden. Unter den Felsstücken, womit die Abhänge der Berge, und das Bett der Reuß bedekt sind, fanden wir eins, auf welchem man ein kleines Cartoffelnfeld angelegt hatte. Als wir Wasen erreichten, war es noch so früh am Tage, und unsere Kräfte waren wider unsere Erwartung so wenig erschöpft, daß wir weiter giengen, ungeachtet es schien, als wenn wir bald von einem Gewitterschauer betroffen werden könnten. Wir hatten auch wirklich Wasen noch nicht lange verlassen, als es zu regnen anfieng. Mein Freund und ich setzten uns eine Zeitlang

in eine geräumige Felsenhöhle, an welcher ein jetzt nicht starkes, aber wie das Bett zeigte, untreues und bisweilen gefährliches Bergwasser wegrauschte. So bald der Regen vorüber gegangen war, stiegen wir muthig auf Gestinen loß, aus welchem Dorfe wir uns aber gleichfalls bald wieder aufmachten, weil wir hier so wenig, als in Wasen ein bequemes Wirthshaus fanden, dergleichen wir in Urseren, oder Hospital zu finden hofften. Gleich hinter Gestinen fängt der merkwürdigste und furchtbarste Theil des ganzen Weges an, der bis zur Teufelsbrücke geht, und die Schöllenen genannt wird. Auf diesem Wege ist man beständig zwischen unersteiglichen Felsen eingeschlossen, deren gräßliche Nacktheit und todte Stille nur von Zeit zu Zeit durch schäumende, an ihren schwarzen Wänden herabfallende Bäche bedekt und belebt wird. Diese Felsen rücken immer näher zusammen, und lassen an manchen Stellen kaum Platz genug für die Reuß, die immer wüthender wird, je höher man kömmt, und für den schmalen Weg, der oft aus der Tiefe der Reuß aufgemauert und gestützt ist. Man geht häufig über den Schutt von Bergfällen, oder vielmehr Felsenfällen weg, die bisweilen den Weg auf mehrere Tage so sehr bedecken, daß er ganz ungangbar wird. An den Trümmern konnte man es deutlich unterscheiden, daß zween dieser Bergfälle, die dem Wanderer jeden Augenblick den Tod bringen können, sich vor nicht gar langer Zeit ereignet hatten: die übrigen waren viel älter, und unter diesen schien mir derjenige der merkwürdigste, dessen Spuren man dißeits der bangen Brü-

cke sieht, wo zwischen ungeheuren Felsstücken gewaltige Tannen aufgewachsen waren. Gleich jenseits der bangen Brücke stehen nur noch einige zwergmäßige Tannen, die mehr das Ansehen von Gesträuchen, als von Bäumen haben: weiterhin findet man weder Bäume, noch Gesträuche, noch Weiden mehr, sondern nur allein dürres Moos, womit die alten Felstrümmern bewachsen sind. Nahe bey Gestinen begegneten uns einige Kühe, die aber eben so klein und elend, als die bald verschwindenden Tannen waren, und vermuthlich aus derselbigen Ursache, weil die zwischen den nackten und kahlen Felsen ersterbende Natur nicht Kraft genug hat, ihre Geschöpfe zu ihrer vollkommnen Reife und Grösse zu bringen. Jenseits der bangen Brücke hörten wir die Stimme keines Thiers, und sahen lange keinen Menschen mehr, und diese entsetzliche Einöde war allerdings der würdigste Schauplatz der schändlichen That, welche vor einigen Wochen einige verrätherische Rekruten, die zu den Regimentern in Italien geführt werden sollten, ausgeübt hatten. Diese Verräther überfielen ihre Führer plötzlich, raubten ihnen ihre Waffen, und brachten ihnen gefährliche, oder gar tödtliche Wunden bey. Einige meiner Freunde, die um diese Zeit den Gotthard bereisten, traffen die Verwundeten in ihrem Blute an, und leisteten ihnen alle Hülfe, die sie ihnen unter ihren Umständen nur leisten konnten. Schon um fünf Uhr wehete zwischen den hohen Felsen ein so durchdringender Wind, dergleichen bey uns nur im Winter, oder spät im Herbste wehet, und ich wurde deswegen gezwun-

gen, über die Weste, worinn ich gewöhnlich gehe, noch meinen Rock anzuziehen und zuzuknöpfen. Falsch ist es, daß zwischen Gestinen und der Teufelsbrücke zwanzig und einige Creuze, als Denkmäler von Verunglükten stehen, die von Lauinen, oder einstürzenden Felswänden erschlagen wurden. Ich habe solcher Creuze nur acht gezählt, und zwar drey in, oder um Gestinen an solchen Stellen, wo es mir unmöglich schien, daß Menschen von Lauinen, oder Felstrümmern hätten erreicht werden können. Ich vermuthe daher, daß wenigstens nicht alle diese Creuze zum Andenken von Erschlagenen, sondern daß sie in einer Gegend, wo Betrachtungen dieser Art die natürlichsten sind, in eben der Absicht, wie auch anderswo errichtet worden, um andächtige, oder Todesgedanken zu erwecken. Je näher man der Teufelsbrücke kömmt, und je steiler die Felsen werden, desto gewaltsamer drängt sich die Reuß durch ihr enges und unebenes Bett fort. Nahe bey der bangen Brücke sind die beyden prächtigsten Wasserfälle, die man vom Steg an bis zur Teufelsbrücke sieht. Bey dem ersten schiessen die Gewässer des Flusses dreymal hintereinander von schrägen Felswänden in tieffe Abgründe hinein, werden aber gleich wieder von nachstürzenden Wogen herausgepeitscht, und zuletzt über ein hohes und gewaltiges Felsenstück hinüber getrieben, daß Staub und Wasserstrahlen nach allen Seiten empor spritzen. Alle Schrecknisse des ganzen Weges aber, die man von Wasen oder Gestinen an einzeln angestaunt hat, finden sich an dem Platze, wo die Teufelsbrücke über die

Reuß gebau't ist, in den höchsten Graden vereinigt. Hinter sich hat man furchtbar überhangende Felsen, die in jedem Augenblicke den Einfall drohen, und vor sich ungeheure Felsstücke, die Trümmer einer durch den Arm des Allmächtigen zerbrochenen Erde zu seyn scheinen, und unter welchen mehrere so groß sind, daß keine menschliche Kraft sie von der Stelle bewegen könnte. Zur Linken erheben sich Felswände bis zu einer so schwindelnden Höhe, daß man nicht hinan zu schauen wagt, aus Furcht in die unter den Füßen fort brüllende Reuß hinabzustürzen. Zur Rechten stellt sich dem durch vier bis fünf der prächtigsten Fälle gereizten Strome eine andere Felswand entgegen, an deren Fuß die beständig anschlagenden Wellen schon tiefe Löcher ausgehölt haben. Mitten unter diesen grossen und schaudervollen Gegenständen verschwindet die kleine elende Teufesbrücke *) so sehr, daß ich sie nicht eher anzusehen würdigte, als bis ich alle übrige Theile dieser majestätischen Scene genug beobachtet hatte. Wenn sie auch nicht an einer Stelle stünde, wo sie von den grösten und kühnsten Werken der Natur gleichsam vernichtet wird, so würde sie doch unter den verschiedenen Brü-

*) So wie die Morgenländischen Völker alle Werke der Kunst und Natur, deren Urheber sie nicht kennen, und die ihre gegenwärtigen Kräfte zu übersteigen scheinen, oder die sie nicht zu erklären wissen, entweder Göttern und Geistern, oder Riesen zuschreiben; so eigneten unsere Vorfahren alle ähnliche Werke gleichfalls Riesen, oder dem bösen Feinde zu, oder benannten sie wenigstens von ihm. Daher die in Teutschland so häufigen Benennungen von Teufels Mauer, Teufels Weg, Teufels Thurm, Teufels Wall, und Teufels Moor (Sumpf), womit Teufels Brücke eines ähnlichen Ursprungs ist.

cken, die auf der Gotthardsstraße über die Reuß erbaut sind, höchstens die vierte Stelle verdienen, denn sie ist weder so breit, noch so lang, noch so hoch gewölbt, und über die Reuß erhaben, als die bange, oder die schöne Brücke, und die beym Pfaffensprunge. Bloß ihres unverdienten Rufs wegen, und weil ich es vormals versprochen hatte, schrieb ich auf derselben einige Zeilen an — —, die sich mit dem Staubregen vermischten, der aus dem sechszig bis siebenzig Schuh tiefen Bette der Reuß heraufstieg. Zwischen der Teufelsbrücke, und dem Urnerloche, einem durch den härtesten Felsen gehauenen achtzig Schritt langen Wege, hebt sich die Straße auf einmal steil, und beschwerlich in die Höhe. Wenn man die prächtigen Wasserfälle, welche die Reuß macht, und von denen man auf der Teufelsbrücke nur einen kleinen Theil entdeckt, recht gut sehen will, so muß man dem ersten grossen Falle gegenüber an das steile Ufer hinabsteigen, wo man das ganze Schauspiel am besten übersehen kann. Mit welcher furchtbaren Gewalt die Reuß hier mehrmalen hintereinander über Felswände wegstürze, läßt sich allein daraus abnehmen, daß man selbst auf der Straße, wo man wenigstens einige hundert Schuh über ihr Bett erhaben ist, die Dünste fühlt, in welche ein Theil ihrer Wellen aufgelöst wird. Im Urnerloch, das vier bis fünf hundert Schritt von der Teufelsbrücke entfernt seyn mag, empfanden wir eine so durchdringende Kälte, daß, wenn auch etwas wichtiges darin zu beobachten gewesen wäre, ich mich doch schwerlich darin würde aufgehalten haben. Alle Reisende reden mit

Entzücken, wenn sie von unten herauf kommen, und mit Entsetzen, wenn sie den Gotthard hinabsteigen, von der erstaunlichen Verwandlung der Naturscenen beym Eintritt in das Urselerthal, oder beym Ausgang aus demselben. Auch glaube ich kaum, daß es auf der ganzen übrigen Erde eine andere Gegend gebe, wo so viele und auffallende Gegensätze natürlicher Erscheinungen, durch einen so kleinen Raum von einander getrennt werden, als durch das Urnerloch. Anstatt daß man vorher zwischen engen und himmelhohen Felswänden eingepreßt war, blickt man beym Ausgange aus dem Urnerloch in ein offenes heiteres Thal, das mit schönen Dörfern und Kirchen geschmückt ist, und den Wanderer auf eine angenehme Art ahnden läßt, daß er jetzo wieder unter glückliche Menschen komme. Anstatt daß man vorher nichts, als kahle Felsen und bemooste Felstrümmer sah, weidet sich das Auge jetzt an dem erquickenden Grün fruchtbarer Wiesen und Alpen, deren Eindruck durch den glänzenden St. Annen Gletscher, und durch die allenthalben herüberschauenden Spitzen von Schneebergen noch verstärkt wird. Anstatt endlich, daß das Ohr noch vor wenigen Augenblicken, durch die zerstäubenden Fluthen der Reuß betäubt wurde, nimmt man mit Erstaunen wahr, daß sie in einem ebenen, von Felsstücken ganz reinen Bett ruhig, und fast ohne alles Geräusch fortfließt. Selbst der kleine keilförmige Wald, der hinter dem Dorfe Urseren an dem Abhange eines Berges steht, und als eine Schutzwehr gegen die herabrollenden Lauinen als hochheilig geschont wird, trägt nicht wenig zur Ver-

schönerung des neuen Schauplatzes bey, da man fast eine Stunde vor dem Urnerloche weder Bäume noch Gesträuche gesehen hat. Wahrscheinlich war es sowohl die stärkende Freude, die der Anblick des paradisischen Thals in uns erzeugte, als die elastische Bergluft, welche unsere Cörper so erneuerten, daß wir beym Eingange in das Urseler Thal mehr Kräfte zu fühlen glaubten, als wir diesen Morgen in Altorf in uns wahrgenommen hatten. Wir blieben also nicht einmal in Urseren, sondern giengen eine Stunde weiter bis nach Hospital, dem letzten Dorf, welches zwo kleine Stunden unter der obersten Höhe des Gotthard liegt. Nie hätten wir es uns heute Morgen zugetraut, daß wir zehn Stunden Berg an würden gehen können, und ich zweifle auch, ob wir heute in dumpfigten, und erstickenden Thälern sechs Stunden würden zurück gelegt haben. So wie wir aber den Gotthard höher hinanstiegen, und in eine feinere und kältere Luft kamen, so nahmen auch unser Muth, und unsere Kräfte zu.

Hospital, am 2ten Aug. Nachmittags um 5 Uhr.

So eben kommen wir ziemlich eingeweicht vom Gotthard zurück. Da ich wegen des heftigen Regens heute nicht weiter ausgehen kann, so bleibt mir Zeit genug übrig, das aufzuschreiben, was mir in den letzten vier und zwanzig Stunden begegnet ist.

Noch oft werden wir den Genius segnen, der uns gestern bis Hospital forttrieb. Hier fanden wir ein Wirthshaus, in welchem zwar nur eine alte Witwe, und ihre im geringsten nicht verführerische Töchter die

Wirthinnen sind, das aber manchen Gasthof in großen Städten beschämt. Die köstlichen Forellen, und die noch köstlichere Urseler Butter, und Käse waren für mich so reizend, daß ich für die gebratenen Bergschwalben gar keinen Appetit übrig behielt. Den Urseler Käse ziehe ich allen übrigen Schweizer Käsen vor; und hierin muß mein Geschmack mit dem Geschmack der Kenner übereinstimmen, weil der Urseler Käse auf der Stelle theurer, als der beste Emmethaler, oder Greyerzer, oder Sanen Käse in den entferntesten Gegenden von Teutschland bezahlt wird.

Wir brachen heute Morgen erst um sieben Uhr vom Hospital auf. Am Ende des Dorfs sieht man die Ruinen eines Schlosses, das von den Edeln vom Hospital, den ehemaligen Herrn dieses Thals, bewohnt wurde. Also nicht einmal in diesen hohen, von der übrigen Erde durch die fürchterlichsten Wildnisse abgesonderten Thälern konnte der Mensch der Gewalt kleiner Tyrannen entfliehen? Diese Burgen, dergleichen ich in den gebirgigten Theilen der Schweiz so viele gesehen habe, weiß ich noch immer nicht mit der Freyheit, und den Vorzügen zusammen zu reimen, welche die Alpenbewohner unläugbar seit undenklichen Zeiten besessen haben. Der Weg von Hospital bis zum Hospitio der Capuciner, das schon auf dem Abhange des Berges nach Italien liegt, ist der uninteressanteste Theil der Gotthardsstraße. Die Reuß macht zwar noch hin und wieder artige Fälle, allein sie sieht doch mehr einem Bach, als einem gewaltigen Fuß ähnlich. Weil man der Spitze des Gotthards so nahe ist, so sind die Berge, zwischen welchen man durchgeht,

nicht mehr so hoch als vorher, und solche Felsen, als man in den Schöllenen zu beyden Seiten hat, sieht man gar nicht mehr. Die Berge selbst sind nicht mit Felsstücken, sondern mit kleinern Steinen und Graus übersäet, die der ganzen Gegend ein ödes, aber kein furchtbares, und die Seele stark rührendes Ansehen geben. Zwischen den Steinen wächst kleines moosartiges Gras, das hin und wieder von erbärmlichen ins Graue fallenden Kühen kümmerlich abgeätzt wurde. Zwischen Hospital, und dem Hospitio steht nur eine einzige kleine Hütte, die wahrscheinlich von den kunstlosen Händen armer Hirten aus rohen übereinander gelegten Steinen ist zusammengesetzt worden, damit sie darin gegen plötzliche Ueberfälle von Ungewittern, und Schneegestöber Schutz finden möchten. Als wir ungefähr eine halbe Stunde gegangen waren, flogen schnelle Nebel an den Spitzen und Rücken der Berge vorbey, die sich bald in dicke Wolken, und dann in feinen Regen verwandelten, der immer stärker wurde, je näher wir der obersten Höhe der Gotthardsstraße kamen. Anfangs konnten wir die einzelnen Wolken, und alle ihre Bewegungen unterscheiden. Wir sahen ganz deutlich, wie sie von oben herab zogen, wie sie auf uns zukamen, wie sie uns umgaben, und sich hinter uns ins Urseler Thal hinabsenkten. Zuletzt aber wurde die ganze Atmosphäre ein einziges undurchsichtiges Wolkenmeer, das alle Berge verschlang, und uns nur wenige Schritte um uns her zu schauen erlaubte. Wenn wir es nicht gewußt hätten, daß auf der Höhe des Gotthards mehrere Seen wären, so würden wir in Ge-

fahr gewesen seyn, hineinzulaufen; denn selbst an dem Rande ihrer Ufer konnten wir nur ein kleines unbedeutendes Segment derselben wahrnehmen. Wegen dieses undurchdringlichen Gewölks, und des immer anhaltenden Regens hatten wir keine Lust, den Ursprung des Ticino, und der Reuß, die wie kleine Bächlein unter den Füßen des Reisenden wegfließen, genauer zu untersuchen. Die höchsten Felsspitzen des Gotthards blieben uns beständig unsichtbar; eine einzige ausgenommen, die nur zum Theil, und auf einen Augenblick aus den Wolken hervortrate. Bey diesem Unfall war unser größter Trost dieser, daß man auch bey dem heitersten Wetter keine weite, und merkwürdige Aussicht auf dem Gotthard hat, indem man nach allen Seiten hin mit gleich hohen Bergen umgeben ist. Wir kehrten wie alle Reisende in das Hospitium der Capuciner ein, und wurden von den ehrwürdigen Vätern freundlich aufgenommen. Beyde Patres waren Italiäner, unter welchen der ältere außer seiner Muttersprache nur noch ein wegen des ganz verschiedenen Accents schwer zu verstehendes Latein, der andere aber doch ziemlich fertig französisch redete. Der letztere legt sich seit einiger Zeit auf die Naturgeschichte, und sammlet allmälig die natürlichen Seltenheiten des Gotthards, an welchen kein anderer großer Berg so reich seyn soll. Eben dieser kannte von den Göttingischen Gelehrten keinen andern, als den Herrn Hofrath Michaelis, von welchem er eine ins Französische übersetzte Abhandlung gelesen hatte. Nach der Beschreibung, welche man uns von dem Klima des Gotthards machte, müßte ein langer Aufenthalt auf diesem Berge auch

für den neugierigsten Forscher abschreckend seyn. Der Schnee verliert sich auf der Höhe, wo das Hospitium angelegt ist, erst im Julius, und kommt gegen das Ende des Augusts, oder im Anfange des Septembers schon wieder. Ja die Väter versicherten uns, daß es heute noch schneyen könnte. An manchen Stellen lagen noch große Klumpen von Schnee, der aber die Farbe, und Lockerheit, und fast möchte ich sagen, die Trokenheit des Schnees verloren hatte, und einem weichen Brey ähnlich war. In der Nachbarschafft des Hospitii wachsen noch weniger, als im Urseler Thale, Bäume, Gesträuche, Früchte, oder Gemüse, und alle Lebensmittel müssen also aus den Thälern heraufgebracht werden. Nicht einmal die Seen ernähren Fische, und von den kleinen Gräsern, welche die oberste Fläche des Gotthards erzeugt, können nur kleine Heerden einige Monate unterhalten werden. Die Traurigkeit des langen Winters, und die Unfruchtbarkeit des Bodens werden den gastfreundlichen Gotthardsbewohnern nicht einmal durch die Vortheile vergolten, die von hohen Bergen unzertrennlich zu seyn scheinen, nämlich durch weite Aussichten, und eine heitere Luft. Vielmehr geschieht es selbst im Sommer oft, daß das Haupt des Berges viele Tage hinter einander mit dicken Nebeln oder Regenwolken umhüllt ist, wenn man in den Thälern die schönste Witterung hat. Ich hörte es hier zum ersten male, daß auch die höchsten Felsspitzen des Gotthard ohne Gefahr zu ersteigen sind. Aus diesem Umstande allein hätte man schließen sollen, daß der Gotthard nicht so hoch seyn könne, als die unzugängli-

chen Bernischen, und Savoyischen Berge, deren obersten Höhen man sich auf mehrere Stunden nicht nähern kann.

Ungeachtet aber der Gotthard, wenn man die ganze Höhe in Betrachtung zieht, einer der geringsten unter den großen Bergen in der Schweiz ist, so muß man ihn doch in andern Rücksichten unter die merkwürdigsten rechnen. Er ist gleichsam der Gränzstock, an welchem sich alle Alpenketten stützen, oder wie in einem gemeinschafftlichen Mittelpuncte vereinigen. Von ihm laufen rechts die Bernischen, Walliser, und Savoyischen: und links die Bündtner und Glarner Berge aus, von welchen wieder alle übrigen Schneeberge in der Schweiz, und in Teutschland ausgehen. Der Gotthard, und seine Nachbaren, oder Arme, die Grimsel und Furka, der Crispalt und Luckmanier enthalten die Quellen der größten Flüsse in Europa, die in drey Meere ausfließen: die Quellen des Ticino, der Reuß, der Aar, der Rhone, des Rheins und der Donau. Der Ursprung von so vielen Flüssen auf dem Gotthard, und in seiner Nachbarschafft veranlaßte wahrscheinlich am allermeisten die Meynung, daß dieser Berg der höchste in der Schweiz sey. Dieser Grund war nicht ohne allen Schein, weil nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur die Zahl, und der Reichthum von Quellen, und Flüssen sich wie die Höhe und der Umfang von Bergen verhalten, von welchen sie herabkommen.

Die Herren Capuciner speisten, wie der Abt in Engelberg, mit den Bedienten, und Arbeitern des Closters an einem Tische. Unter den Tischgenossen fand sich auch

die Wirthin aus dem kleinen Gasthofe, der nicht weit vom Hospitio steht, und so viel ich weiß, nur von Fuhrleuten besucht wird. Weil Gastfreundschafft die erste Pflicht der guten Väter auf dem Gotthard ist, so können sie hier gegen das andere Geschlecht nicht so strenge, als in ihren Clöstern seyn. Die Fastenspeisen, die man auftrug, waren reinlich und gut, aber ganz nach Italiänischem Geschmack zubereitet. Unter allen diesen Clostergerichten würde ich mich am schwersten an die Italiänische Polenta gewöhnen.

Wir warteten noch eine gute Stunde nach Tisch, ob der Himmel sich nicht aufklären würde. Weil aber der Regen immer fortdauerte, und auch weder für heute, noch wie die Patres vermutheten, für mehrere folgende Tage, Besserung der Witterung zu hoffen war; so machten wir uns früher, als wir sonst gethan hätten, auf den Rückweg nach Hospital, wo wir in weniger als anderthalb Stunden wieder anlangten. Zum Andenken meines Aufenthalts auf dem Gotthard schrieben wir unsern Namen in ein Buch, wie unsere Vorgänger gethan hatten, und nahmen einige merkwürdige Crystallstücke mit, die uns von den freundlichen Vätern angeboten wurden.

Das Urseren Thal scheint mir durch seine Milde, und Fruchtbarkeit eben so merkwürdig, als der Gotthard es durch die Menge von Flüssen ist, die von ihm herabfliessen. Unstreitig ist es das höchste bewohnte, und bewohnbare Bergthal in der Schweiz, das noch viel bessere Alpen und Wiesen hat, als Engelberg, oder Oberhaßli, oder die Bergthäler auf dem Jura. Wenn in dem Urseren Thal keine Obstbäume, kein Getraide, und

fast gar kein Gemüse mehr gedeihen, so trägt es dagegen kräftigere Kräuter, als der ganze übrige Gotthard, und bringt auch wieder Tannen hervor, die schon eine Stunde vor dem Urnerloche aufhören. Diese Fruchtbarkeit eines so hohen Bergthals rühret gewiß daher, daß es rund umher mit Bergen umgeben ist, welche die kalten Winde, aber nicht die Sonne, abhalten, und daß es sich nicht von Mitternacht nach Mittag, sondern von Morgen gegen Abend erstreckt. Hätte das Urseren Thal eben die Richtung, welche der Weg auf den Gotthard hat, so würde es vielleicht eben so kahl, als die Schöllenen, oder als die Seiten der Berge seyn, zwischen welchen man von Hospital nach dem Hospitio hinangeht.

Altorf, am 3ten Aug.

Ich glaube kaum, daß man die zehn Stunden von Hospital bis Altdorf schneller machen kann, als wir, indem wir sie fast in eben so viel Stunden Zeit gemachet haben, ungeachtet wir im Steg, wo wir wieder zu Mittage aßen, mehrere Stunden ausruheten. Als wir heute Morgen von Hospital fortgingen, hatte zwar der Regen aufgehört; allein es schien, als wann er in der nächsten halben Stunde wieder anfangen würde. Die Seiten der Berge im Urseren Thale waren mit drohenden Wolken behangen, und gegen das Urnerloch hin, hatte sich ein so dicker Nebel gelagert, daß man statt des Felsens eine große Schneewand zu sehen glaubte. Auch jenseits des Urnerlochs blieben die Felsen noch lange mit Nebeln, wie mit weißen Mänteln bekleidet, und nur hin und wieder streckten sie ihre nackten und schwarzen

Glieder durch das zerstörbare Gewand durch. Endlich aber drückte die Sonne alle Dünste nieder, und der Himmel wurde eben so heiter, als er vorgestern gewesen war. Wir bemerkten auf dem Rückwege zwar nichts neues, allein die wiederholte Beobachtung prägte uns doch alle Eigenthümlichkeiten dieses Weges noch tieffer ein. Die wenigen Merkwürdigkeiten von Altorf können Sie, wenn Sie wollen, im Schweizer Almanach lesen, und ich will Ihnen daher nur noch einige Bemerkungen über die Urner selbst mittheilen. Beyde Geschlechter in Uri sind weder so schön, noch so groß, noch so schweizerisch von Ansehen, als die Unterwaldner, oder übrigen Schweizer. Man trift hier weit mehr, als in Unterwalden, Italiänische Züge, Gesichtsfarbe, Haare, Augen, und selbst Bildungen an. Die Kleidung ist ungefähr, wie in Unterwalden; nur tragen die Urnerinnen weder solche Hüte noch Coeffüren, als die Unterwaldnerinnen, sondern winden ihre unbedeckten Haare, wie die Straßburgerinnen, in Flechten auf dem Kopf zusammen. Die Urner und Unterwaldner sind die ruhigsten unter den kleinen Völkerschaften der Schweiz, und lassen sich daher von ihren rechtmäßig erwählten, und regierenden Magistratspersonen am leichtesten leiten.

Zum rothen Thurm, im Canton Schweiz am 4ten August.

Als wir heute Morgen Altorf verliessen, hofften wir noch Einsiedeln zu erreichen. Wir wurden aber durch ein plötzliches Ungewitter unterwegs aufgehal-

ten, und mußten hier im Wirthshause zum Ochsen einkehren, welches Zeichen in den Hirtencantonen sehr häufig ist. Die Fahrt von Flüelen nach Brunnen im Canton Schweiz war fast ganz dieselbige, welche wir schon einmal auf der Herreise von Buochs gemacht hatten. Sobald man den Fuß bey Brunnen an's Land setzt, so merkt man, daß man in einer ganz andern Natur sey, als wovon man bißher umgeben war. Das Thal, in welchem dieser Flecken, und der Hauptort Schweiz ligt, erhebt sich sanft von dem Ufer des Vier Waldstätter Sees, bis an die Reihe von Bergen, unter welchen die Schweizerhacken die höchsten sind. Dies Thal ist nicht allein offener, heiterer und freyer, sondern auch reicher, bebauter und bevölkerter, als irgend eines, was ich in Unterwalden und Uri gesehen habe. Die trüben und wilden Bergwasser, die engen beklemmenden Thäler, die himmelhohen gleich zur Seite des Wanderers sich erhebenden Berge, die entsetzlichen Felswände und deren Trümmer, die ewigen Gletscher und Schneemassen hören hier auf einmal auf, und man ist dagegen in ein schönes Amphitheater versetzt, wo man allenthalben ruhige Crystall-helle Bäche, fette mit unzähligen Fruchtbäumen besetzte Wiesen, fruchtbare und lachende Alpen, prächtige Kirchen und Flecken, und meistens städtische, und mit Ziegeln gedeckte Häuser sieht. Nur jenseits des Waldstättet Sees ragen hin und wieder beschneite Gipfel hervor, denn die Schweizerhacken, die bey unserer Ankunft in Zürch noch ganz weiß waren, hatten jetzo keinen Schnee mehr. Weil es grade Sonn-

tag war, so sahen wir allenthalben ganze Gemeinden aus der Kirche kommen, oder sich bey den Kirchen versammlen, oder doch haufenweise vor den Häusern sizen. Ich habe die Schweizer und Schweizerinnen zwar schöner, weißer und größer gefunden, als die Urner und Urnerinnen, aber nicht so schön, und stark, und gewandt, als die Bernischen Oberländer. Dagegen stehen die Offenheit, Entschlossenheit, und der Muth, einmal gefaßte Entschlüsse durchzusetzen, wodurch sich dies Volk von jeher ausgezeichnet hat, mit viel stärkern Zügen auf den Gesichtern, besonders der Männer geschrieben, als auf den Gesichtern seiner Nachbaren. Unter den jungen Leuten schienen mir die Mädchen geistreichere, und ausdrucksvollere Gesichter zu haben, als die Jünglinge. Die erstern sind in Ansehung der Form des Gesichts den Unterwaldnerinnen ähnlich, durch Kleidung und Putz aber unterscheiden sie sich auf eine vortheilhafte Art von ihnen. Mieder und Röcke sind, wie in Uri und Unterwalden, aber reinlicher, und im Durchschnitt auch prächtiger. Das zusammengeflochtene Haar dekt ein kleines Hütchen, das immer mit einem Bande umwunden ist. Ein andres zierliches Bändchen befestigt die weissen Hemdeermeln über dem Ellbogen, welches viel leichter und freyer aussieht, als wenn die Ermel unter dem Ellbogen zugebunden sind. Schweiz übertrift alle übrige Flecken, die ich bisher in den kleinen Cantonen gefunden habe, sowohl an Schönheit, als an Reinlichkeit der Strassen und Gebäude. Im Gasthofe zum Rößlein wurden wir wieder nach Teutscher, oder fast

Bernischer Art bewirthet. Gleich nach Tische besuchten wir den Herrn Land-Ammann Hedlinger, bey welchem man die Arbeiten seines Schwiegervaters, des berühmten Künstlers am vollständigsten antrift. Er zeigte und erklärte uns diese Schätze mit eben der Gefälligkeit, die schon mehrere Reisende gerühmt haben. Zu den seltensten Stücken gehört eine Medaille auf Ostermann, und ein memento mori, worüber der große Hedlinger starb. Sowohl in diesen, als in den übrigen Werken des großen Medailleurs bewunderte ich die Erfindung immer noch mehr, als die Ausführung, so unübertreflich diese auch ist. Der Weg und die Gegenden zwischen Schweiz und Stein, und über den Sattel, einen in der Hitze schwer zu ersteigenden Berg, bleiben denen zwischen Brunnen und Schweiz sehr ähnlich. In Stein verweilten wir einige Augenblicke vor der Capelle, die man dem edlen Stauffacher, einem der drey ersten Eidgenossen, die sich auf dem Rütli wider die Oesterreichischen Tyrannen verschworen, zu Ehren errichtet, und erneuert, aber noch nicht wieder bemahlt und beschrieben hat. Der Capelle gegenüber liegen die kaum kennbaren Ruinen des Hauses, wo der unsterbliche Befreyer seines Vaterlandes gewohnt haben soll, und die jetzo von einem Nußbaume beschattet werden.

Auf unsrer ganzen Reise sind wir nicht so oft, und so freymüthig angeredet worden, oder hat man uns auf unsere Fragen nicht so leicht, und schnell geantwortet, und ein angefangenes Gespräch so gerne fortgesetzt, als im Canton Schweiz. Die Landleute in

diesem Canton sind wenigstens unsern Erfahrungen nach viel mehr von ausländischen Angelegenheiten unterrichtet, und auch neugieriger darnach, als die in Unterwalden und Uri. Der Grund ligt zum Theil in der größern Wohlhabenheit der Einwohner von Schweiz; zum Theil aber auch im Klima, dessen Wirkungen hier, wie in vielen ähnlichen Fällen sehr sichtbar, wenn gleich unerklärlich sind. Die Schweizer, Appenzeller und Glarner sind unter den demokratisch regierten Völkerschaften der Schweiz, so wie die wohlhabendsten, also auch die aufgeklärtesten und geistreichsten, die am eifersüchtigsten über ihre Rechte, und am schärfesten über ihre Magistratspersonen wachen, und sie auch bey kleinen Versehen zur strengsten Rechenschaft ziehen. Nichts desto weniger lassen sich auch die Landleute in diesen Cantonen, wie es von jeher in allen Demokratien geschah, und billig geschehen sollte, von den weisesten und besten Mitbürgern ohne Widerspenstigkeit leiten, wenn diese nur unter einander einig, und redlich gesinnt sind. Im Canton Schweiz wohnen, wie in den übrigen Cantonen, gewisse Familien, die seit vielen Jahrhunderten die ersten Würden der Republik bekleideten. Weil diese Würden nicht allein mit gar keinen Vortheilen, sondern mit großem Aufwande und Zeitverlust verbunden sind, so bewerben sich arme, oder mittelmäßig begüterte Landleute nicht darum, sondern begnügen sich mit dem Vorrechte, sie reichern und bessern, als sie sind, geben zu können. Wenn sich aber einmal eine Familie durch Reichthum und Verdienste zu den ersten Ehrenstellen erhoben hat,

wie die der Hedlinger, und Reding, so ist es fast unwahrscheinlicher, daß sie wieder sinken werde, als es bey angesehenen und begüterten Häusern in aristokratischen Staaten ist. In den kleinen Cantonen ist nicht nur viel weniger Veranlassung zu verderblichem Aufwande, und Familien zerstörenden Ausschweifungen, als in den größern Städten, sondern es gibt auch Gründe für die Erhaltung des Wohlstandes und der Unverdorbenheit derselben, die sich in den Städten nicht finden. Der vornehmste unter diesen Gründen ist die Furcht, durch grossen Aufwand sich den Neid und Haß des Volks zuzuziehen, das es immer übel empfindet, wenn diejenigen, die alles Ansehen von den gemeinen Landleuten empfangen, sich zu sehr über dieselben erheben wollen. So lange aber der Reichthum einer regierenden Familie fortdauert, und die Sitten, Fähigkeiten und Kenntnisse ihrer Mitglieder nicht zu sehr verdorben, oder zu mittelmäßig werden, so sind die Verdienste und Wohlthaten der Väter immer Grund genug, warum man die Söhne und Enkel begünstigt, und ähnliche Verdienste, und Wohlthaten von ihnen hofft. Zu den reichsten Einwohnern von Schweiz gehörten der verstorbene General Reding, und der große Hedlinger, wovon der erste über 400000 Gulden, und der andere ein noch größeres Vermögen nachgelassen haben soll: ein Vermögen, womit diese Männer sich in ihrem Vaterlande so viele Clienten verbinden konnten, als sie nöthig hatten, um ihren Rathschlägen und Entwürfen ein entscheidendes Uebergewicht zu geben.

Der Canton Schweiz ist vielleicht jetzo der einzige Staat in Europa, dessen Mitglieder zu den öffentlichen Bedürfnissen nicht allein nichts beytragen, sondern noch sogar ansehnliche Einkünfte vom Staate ziehen. Es war nämlich von alten Zeiten her gewöhnlich, daß das Bundesgeld, welches Frankreich jährlich an die katholischen Cantone, und also auch an Schweiz auszahlt, unter die Landleute vertheilt wurde. Dieses Bundesgeld betrug anfangs so viel, daß man einem jeden Landmann und einem jeden seiner Söhne, selbst dem Säuglinge, zween Gulden geben konnte. Als sich nun in der Folge während des langen und glüklichen Friedens, den die Schweiz schon mehrere Jahrhunderte genossen hat, die Bevölkerung vermehrte, reichten die Französischen Subsidien zu der bisherigen Dividende nicht mehr hin. Kein Ammann aber wagte es, aus Furcht, sich und seine Familie verhaßt zu machen, auf die Verminderung des auszutheilenden Bundesgeldes anzutragen, und es blieb also nichts übrig, als die fehlende Summe jährlich aus andern Quellen öffentlicher Einkünfte: aus den geringen Zöllen, dem Ohngelde, welches die Wirthe entrichten müssen, aus Strafgeldern u. s. w. herzunehmen. Eine andere Quelle von Einkünften für den gemeinen Mann sind die Landvogteyen, die zwar nicht öffentlich, aber doch in der Stille, so sehr auch alle Bestechungen verboten sind, an den Meistbietenden verkauft werden, wiewohl es bisweilen geschieht, daß man Landvogteyen aus Mitleiden, oder um vornehme Bewerber zu demüthigen, an verdienstvolle aber arme

Candidaten, sogar an gemeine Landleute verschenkt. Ungeachtet man der Regel nach die Landvogteyen zu verkaufen pflegt, so dürfen sich deswegen doch die Landvögte nicht unterstehen, solche Erpressungen an den Unterthanen auszuüben, als in Monarchien meistens ungestraft geschieht, wo einzelne Lieblinge, oder Mätressen die Verkäufer von Ehrenstellen, und dann auch die Beschützer der Bösewichter sind, die sie zur Bedrückung der Unterthanen gemißbraucht haben. Die Unterthanen der demokratischen Cantone werden zwar nicht so väterlich und milde regiert, als die der aristokratischen, auch werden zum Besten der erstern nicht so grosse und kostbare Unternehmungen ausgeführt, als zum Wohl der letztern; allein gewiß würde das Volk ungerechte, und gewaltthätige Landvögte eben so strenge bestrafen, als wenn sie für ihre Stellen gar nichts gegeben hätten.

Im Canton Schweiz gibt es, wie in allen andern Cantonen, Aufwandsgesetze, zu deren Beobachtung aber die Vornehmsten mehr aus Furcht vor dem Volke, als die Geringern aus Furcht vor der Strafe bewogen werden. Wenn der Vornehmere zu viel Aufwand macht, so zieht er sich ein grösseres Uebel, als die Gesetze nur drohen können, den Neid des Volkes zu. Wenn hingegen die Geringern in ganzen Haufen die Gesetze beleidigen, die sie selbst gemacht haben, so darf keine Magistratsperson der festgesetzten Strafe erwähnen, weil sie in einem solchen Fall als abgeschaft angesehen wird.

Eben die Ursache, welche die Vollziehung strenger Aufwandsgesetze hindert, nämlich die zu grosse Macht des Volks, und das zu kleine Ansehen der Magistratspersonen, eben diese Ursache hat auch die jährlichen Waffenübungen fast ganz abgeschaft, oder noch mehr in Spielwerke verwandelt, als wozu sie in den aristokratischen Staaten herabgesunken sind. Auch soll die Lust zu ausländischen Kriegsdiensten, und die Zahl derer, die hineingehen, mit jedem Jahre in den kleinen Cantonen abnehmen; so wie den auswärtigen Mächten Recruten aus den aristokratischen Cantonen willkommner, als aus den demokratischen sind, weil man die erstern leichter an eine strenge Zucht, und Unterordnung gewöhnen kann. Jetzo geschicht das von selbst, und aus natürlichen Ursachen, was der heilige Claus von der Flüe, und alle ächte Patrioten der ältern Zeiten nicht durch die rührendsten, und bündigsten Vorstellungen gewinnen konnten: daß nämlich die Schweizer die Künste des Friedens, Viehzucht, Wein- und Ackerbau, dem verderblichen Reißlaufen, oder dem Verkaufe ihres Bluts, und ihrer Arme an ehrgeizige Fürsten vorziehen möchten. Im fünfzehnten Jahrhunderte waren Kriegsdienste, besonders wegen der grossen Beute, die sie in und nach den Burgundischen Kriegen verschaften, einträglicher, als die Künste des Friedens; jetzo hingegen ist es viel leichter, durch Sparsamkeit, und fleißigen Anbau des väterlichen Bodens mehr zu gewinnen, als durch auswärtige Kriegsdienste. Ein alter derber Schweizer, der ein grosser Bewunderer Friedrichs des Grossen war, und von den

Verbesserungen, die der Kaiser mit seinen Ländern vornimmt, manches gehört hatte, gestand selbst, daß seine Landsleute vieles von ihrer alten Tapferkeit verloren hätten, und daß es ihnen wahrscheinlich jetzo nicht mehr gelingen würde, auf der Höhe von Morgarten, die wir vor uns hatten, ein eindringendes Oesterreichisches Heer mit Steinen zurück zu schlagen.

Im Canton Schweiz zeigt sich das Hirtenleben in seiner angenehmsten, und ursprünglichsten Gestalt. Die Landleute sind hier im Ganzen vielleicht eben so wohlhabend und glücklich, als in Appenzell und Glarus, und zugleich sind sie von allen den Begierden und Lüsten frey, welche Handel und Industrie unter den Appenzellern und Glarnern erweckt haben, oder bald erwecken müssen. In Schweiz zieht die Viehzucht die ganze Aufmerksamkeit des aufgeweckten, und seine Nachbaren in Uri und Unterwalden an Thätigkeit übertreffenden Einwohners auf sich, und eben daraus muß man es vielleicht erklären, warum das Schweizervieh das gröste unter allen ist, ungeachtet die Alpen des Cantons von denen anderer Cantone an Güte übertroffen werden. Dies letztere muß man wenigstens daraus schließen, daß die Schweizerkäse weder so theuer, noch so berühmt sind, als die aus vielen andern Gegenden. Wenn man die Erziehung und Lebensart der Schweizerkühe erzählen hört, so wundert man sich nicht mehr, daß das Schweizervieh grösser, als anderswo sey. Zuerst erhalten die jungen Kälber fast alle die Nahrung ohne Abzug, welche die Natur ihnen bestimmt hatte, und sie werden daher den ganzen Win-

ter durch ganz allein mit Milch genährt. Im Frühling treibt man die Heerden in die frühesten und fettesten Wiesen, wo man für jedes Stück grosses Vieh in einer einzigen Woche zwey Gulden bis einen neuen Thaler Grasgeld bezahlen muß. Wenn das erste junge Gras abgefressen ist, so fährt man (dies ist der eigentliche Ausdruck) in die höhern Gründe und Wiesen, wo das Vieh abermals frische Weide findet. Von den höhern Wiesen erhebt man sich zu den niedrigen Alpen, und von diesen zuletzt auf die höchsten Berge, von welchen man gegen das Ende des Sommers, oder den Herbst eben so herabsteigt, als man hinangestiegen war. Die Wiesen werden also zweymal, nämlich im Frühling und im Herbst abgeätzt, und dennoch geben sie eine doppelte reiche Heuerndte. Wenn man anderswo die Kälber eben so lange, und reichlich mit Milch nährte, und die Heerden eben so oft auf frische Weiden triebe, und in beständiger Bewegung erhielte, so würde man, wenn auch nicht so großes Vieh, als in der Schweiz ziehen, doch gewiß die Racen allmählig und merklich veredeln. Selbst in Schweiz, und in den übrigen kleinen Cantonen ist das Vieh, was man zur täglichen Nothdurft nahe bey den Häusern oder Dörfern behält, und nicht die beständig abwechselnde Nahrung und veränderte Luft auf den Alp-Reisen genießen läßt, eben so klein, als in Teutschland. Bey derselbigen Nahrung und Lebensart bleibt aber doch auch in denselbigen Cantonen uns Heerden immer ein mächtiger Unterschied unter den einzelnen Stücken Vieh, sowohl in Rücksicht auf Grösse, als auf Ergiebigkeit. Im Durchschnitt giebt eine Kuh,

die auf den Alpen im Canton Schweiz weidet, sieben bis acht Maaß Milch, oder doppelt so viel Quartiere: einige aber auch zehn bis funfzehn Maaß. Nach diesem Verhältnisse werden Senten oder Heerden von dreyßig Kühen, das Stück zu zehn und eine halbe Caroline, einzeln ausgesuchte Kühe aber zu fünfzehn, zwanzig bis fünf und zwanzig Carolinen verkauft. Die Milch ist am kräftigsten, wenn die Kühe das kleinste, und am schwächsten, wenn sie das gröste Maaß geben. Von hundert Maaß Milch erhält man hier nicht fünfzig, sondern nur fünf bis sechs und dreyßig Pfund Käse, der alsdann am besten wird, wenn man ihn halb aus frischer oder warmer, und halb aus solcher Milch macht, die fünf Stunden gestanden hat. Im Canton Schweiz giebt es noch viele Menschen, selbst wohlhabende, die in ganzen Monaten weder Brod noch Fleisch essen, und sich ganz allein von Milch, oder vielmehr von frischem durch eine gelinde Wärme geronnenen Rahm nähren. Drey grosse Löffel von solcher fetten Milch machen alle Nahrung aus, welche die stärksten Männer, wenn sie sich einmal an diese Milchspeise gewöhnt haben, den ganzen Tag zu sich nehmen. So wenig Nahrung würde gewiß nicht hinreichen, wenn nicht die Arbeiten des Hirten so gelinde wären, und so fette Speise würde wiederum die Hirten tödten, wenn nicht der beständige Genuß der reinen und scharfen Bergluft die Verdauung beförderte und die Drüsen offen erhielte.

Einsiedlen, am 3ten Aug.

In einer Viertel-Stunde werden wir die Heiligthümer und Merkwürdigkeiten des Closters besehen. Bis dahin will ich mein Tagebuch bis hieher fortsetzen.

Wir saßen gestern Abends eben am Tische, als wir auf einmal, selbst bey einem starken Regen, ein heftiges Lärmen in unserer Nachbarschaft hörten. Auf unsere Frage, was dieses bedeute, antwortete man uns, daß eine Gesellschaft von jungen Leuten aus dem Dorfe sich versammlet habe, dreyen Mädchen, die Liebhaber aus einem andern Dorfe eingelassen hätten, gleichsam ein komisches Ständchen zu bringen, und sie für die Untreue zu strafen, die sie an den Jünglingen ihres Dorfs begiengen. Die eifersüchtigen Liebhaber ahmten nicht nur das Geschrey, und die Stimmen von allerley Thieren nach, sondern hielten auch mit verstellten Stimmen Unterredungen, die sich auf den gegenwärtigen Fall bezogen, von welchen wir aber leider nichts verstehen konnten. Wahrscheinlich würde man die glücklichen Freyer übel behandelt haben, wenn sie sich durch Spott und Drohungen hätten bewegen lassen, sich aus den Armen ihrer Mädchen loszureißen.

Der Weg vom Rothen Thurm bis Einsiedlen ist sehr bequem, die Gegend aber viel weniger fruchtbar und schön, als in den übrigen Theilen des Cantons Schweiz. Man sieht nur seltene, und weniger gut gebaute Dörfer und Häuser, keine hohen Alpen, und gar keine Fruchtbäume mehr. Ehe Einsiedlen gestiftet war, muß diese Gegend, wie das Thal, in welchem das Closter liegt, eine furchtbare Wildniß gewesen seyn.

Auf dem ganzen Wege begegneten uns kleinere, oder größere Schaaren von Pilgrimmen aus allerley Cantonen, von allerley Geschlecht und Altern, die meistens laut an ihren Rosencränzen beteten. In der katholischen Schweiz hält es der Landmann fast für eine unverletzliche Pflicht, jährlich, oder doch in seinem Leben mehrmalen zu der heiligen Mutter Gottes in Einsiedlen zu wallfahrten, und sich Ablaß zu holen. Maria Einsiedlen ist nach dem Zeugnisse vieler Reisenden das ähnlichste Nachbild von Loretto, und ich glaube, daß es sich viel länger als das letztere erhalten, wenigstens seine Schätze bewahren werde. Alles lebt hier vom Closter, und von Pilgrimmen, und ganz Einsiedlen ist ein Haufen von Wirtshäusern, deren ausgehängte Zeichen einen seltsamen Eindruck auf einen Reisenden machen, der noch nie einen aus bloßen Wirtshäusern bestehenden Ort gesehen hat.

Aegeri, im Canton Zug an dem Abend desselbigen Tages.

Jetzo habe ich die innere Schweiz, oder die kleinen Cantone so weit gesehen, als es meine Umstände erlaubten. Ich wollte noch von Schweiz auf Appenzell, und von da über St. Gallen und Zürch zurückkehren; weil ich aber nirgends, nicht einmal in Schweiz, Briefe, oder Nachrichten aus Nidau gefunden habe, so eile ich nach diesem Städtchen zurück, wo ich in drey Tagen zu seyn denke. Die nicht gesehenen, oder nicht genau beobachteten Theile der Schweiz will ich für eine künftige Reise aufsparen.

Einsiedlen enthält eine der größten, aber geschmacklosesten Sammlungen von heiligen Kostbarkeiten in ganz Europa. Das Closter selbst, besonders wenn man es in einiger Entfernung ansieht, und die Fehler des Details nicht genau unterscheiden kann, macht in der That einen prächtigen Eindruck. Zuerst fällt das Auge auf einen schönen Brunnen, der durch ein Bild der heiligen Jungfrau wunderthätige Kräfte erhalten soll. Nicht weit hinter dem Brunnen steht ein halber Cirkel von Krambuden, in welchen man heilige Schnurrpfeifereyen, Rosencränze, Creuze und Glöckchen, Marienbilder u. s. w. um einen unglaublich geringen Preis verkauft. Ohne diesen Halbcirkel würde, scheint es, der breite und sanft sich erhebende Platz, der vor dem Closter ist, zu groß oder zu öde seyn. Das Closter selbst liegt auf einer Anhöhe, welche Lage den Eindruck des Ganzen nicht wenig verstärkt. Das Hauptgebäude, oder das Hauptstück der an einander hängenden Gebäude, ist die Kirche selbst mit den Thürmen, die sich an ihren beyden Seiten emporheben, und von welchen das eigentliche Closter, oder die Wohnungen der Conventherren fortlaufen. An den Enden des Hauptgebäudes stehen zween etwas heraus gebaute Pavillons, hinter welchen unermeßliche Seiten- und Haushaltungsgebäude aufgeführt sind. Die Thüren der Kirche, und die Fenster in den Zimmern sind zu klein; noch beleidigender aber ist die kleine Krambude, die an der Seite des Eingangs in die Kirche angelegt ist, in welcher ein Mönch Andachtsbücher, geweihte Kerzen, Bilder u. s. w. verkauft. Der Garten ist klein und schlecht, und voll

von Spuren einer mönchischen Haushaltung. Die sichtbarste war ein rothes Brett, womit die grüne Gartenthüre geflickt, oder zusammengeheftet war. Beym ersten Eintritt in die Kirche erblickt man das prächtige marmorne Gehäuse, womit im Anfange des letzten Jahrhunderts ein Erzbischoff von Salzburg die innere, der Sage nach von Gott selbst geweihte, und erbaute Capelle eingefaßt hat. Ungeachtet wir die ungünstigste Jahreszeit traffen, wo die Feldarbeiten den Landmann am allermeisten verlangen, so fanden wir doch viele Pilgrimme, von denen einige in der Capelle selbst vor dem Angesichte des wunderthätigen Bildes, andere an der äußern marmornen Wand knieeten. Am aufmerksamsten beobachtete ich diejenigen, die ihre Arme in die Höhe hoben, um ihre Finger in fünf Löcher zu stecken, von welchen man glaubt, daß die Gottheit sie als Spuren ihrer Allmacht in einen zur Sicherheit mit Metall bekleideten Stein eingedrückt habe. Alle, die sich diesem Denkmale näherten, thaten es mit einem Zutrauen, als wenn sie die Gottheit selbst berührten, und einen Theil ihrer Kraft in ihre Seelen und Leiber leiten könnten.

Das wunderthätige Marienbild ist, wie die ältesten und heiligsten Statüen unter allen Völkern waren, von Holz, und auch eben so schwarz und mittelmäßig gearbeitet, als diese.

Fast scheint es, als wenn ihre Diener es selbst gefühlt hätten, daß der gänzliche Mangel äußerer Reize durch Glanz der Kleidung und des Schmucks auf eine gewisse Art ersetzt werden müsse. Die heilige Jungfrau wird alle Woche neu bekleidet, und mehrere ihrer

Gewänder sind so prächtig, daß keine Königinn der Erde es von dieser Seite mit der Himmelskoniginn in Einsiedlen aufnehmen kann. Sowohl neugierige, als andächtige, und raubsüchtige Pilgrimme werden durch ein Gitter gehindert, sich dem Bilde, und ihrem Schmucke ganz nähern zu können. Dies heilige Bild steht in einem feyerlichen Helldunkel, wo man mehr mit der Phantasie, als mit den Augen sieht. Der große in Mayland verfertigte Altar, und mehrere kleinere aus inländischem Marmor sind prächtig, allein diese vergißt man ganz, wenn man in die Schatzkammer der Mutter Gottes geführt wird. Hier sieht man außer unzähligen andern Kostbarkeiten Gewänder der heiligen Jungfrau, die über und über dicht mit Perlen gestickt sind, und unter denen eins allein fast zweymal hundert tausend Stück enthalten soll: eine zehnpfündige goldne Monstranz, die mit hunderten von Diamanten, Rubinen, und allen andern Arten von Edelsteinen besetzt ist; Rosenkränze von Ambrastücken: eine einzige Perle, die fast so groß, als eine kleine welsche Nuß, aber unregelmäßig gestaltet ist, u. s. w. Kein anderes Closter hat vielleicht einen so großen Vorrath von goldenen, und silbernen Heiligen, Kindern, und Gliedmaßen, an welchen die Mutter Gottes Wunder gethan hat: vorzüglich aber an gräßlich schön aufgeputzten Gerippen, und Gebeinen von Heiligen beyderley Geschlechts. Unter diesen Gerippen fand sich auch das der heiligen Adelheit, einer Gemahlin des Kaisers Otto, auf deren Brust man eine Thür angebracht hatte, die man öffnen, und alsdann in das Innerste der Heiligen hinein schauen

konnte. Ein scheuslicher Einfall, der nur aus dem Kopf eines Mönchs, oder eines von Mönchen geleiteten Arbeiters kommen konnte! Der Pater, der uns alle diese Heiligthümer zeigte, that es mit einer Innigkeit des Glaubens, als wenn er nicht einmal ahndete, daß es in der Welt ungläubige Ketzer gebe, und daß auch wir dazu gehören könnten. Das Geschenk, was man dem Pater für die Erlaubniß giebt, die Schätze des Closters zu sehen, fällt dem letztern zu, oder wird wenigstens zur Verzierung des Closters angewandt, und ich kann mir also auch schmeicheln, daß ich mein Scherflein zu den noch immer, wiewohl jetzo nur langsam sich häufenden Schätzen der Mutter Gottes beygetragen habe. Unter vielen tausenden von Pilgrimmen ist jetzo nicht einer, der dem Closter andere Geschenke oder Vortheile zuwendete, als die etwa aus dem Verkaufe von Kerzen, Bilderchen, oder Andachtsbüchern gezogen werden. Mich wunderte es, daß man bey der Vorzeigung der außerordentlichen Reichthümer nicht mehr Vorsicht brauchte, als man gegen uns, die wir ganz unbekannt waren, zu beobachten für nöthig fand. Wenn unsre Gesellschafft, die aus vier Personen bestand, einen Anschlag auf die überflüssigen Schätze der heiligen Jungfrau gehabt hätte, so würde es uns leicht gewesen seyn, den Pater, der sie uns aufschloß, den Küster, der ihm half, und einen Schuster, der unser Cicerone war, zu überwältigen, oder aus dem Wege zu schaffen, ohne daß man es in der Kirche, oder im Closter gemerkt hätte. Als wir aus dem Schatzgewölbe heraus kamen, wurde im Closter gespeist, und wir hatten also

eine Stunde Zeit, die umliegende Gegend zu untersuchen. Als wir uns nachher zur bestimmten Stunde einfanden, um die Bibliothek zu besehen, mußten wir oft klingeln, ehe wir eingelassen wurden. Wir baten mehrere vorübergehende Herren aus dem Closter, den Bibliothecar von unsrer Gegenwart zu benachrichtigen; allein keiner schien Gefälligkeit gegen Fremde, oder auch nur eine freundliche Antwort unter seine Pflichten zu zählen. Dieser kalten Begegnung hätten wir sehr leicht ausweichen können, wenn wir uns bey dem Herrn Abt, einem durch seinen Character und Aufklärung noch mehr, als durch seinen Stand verehrungswürdigen, und auch in der ganzen Schweiz verehrten Mann hätten anmelden lassen; allein wir waren in einem so zerrütteten Zustande, daß wir es nicht wagen mochten, uns einem geistlichen Herrn, der den Titel eines Fürsten des heil. röm. Reichs führt, vorstellen zu lassen. — Endlich kam der Herr Bibliothecar, ein freundlicher Mann, der uns aber manche Frage nicht beantworten konnte, oder mochte. Er schätzte die große Bibliothek auf zwanzig tausend Bände, eine übertriebene Zahl, wenn mich mein Augenmaaß nicht ganz trügt! Sie besteht größtentheils aus scholastischen, philosophischen, und theologischen Büchern. Sowohl von Newtons, als Malebrauche's Werken waren einzelne Bände an einen gelehrten Pater gegeben, der sich von allen, die ich sah, sehr unterscheiden muß, und den ich wohl hätte kennen lernen mögen. Die Sammlung von Handschriften ist weder so groß, noch so kostbar, als in Reichenau, und St. Gallen; ich sage Ih-

nen nichts davon, weil schon Verzeichnisse derselben gedruckt sind. In der kleinern oder in der Handbibliothek sahen wir einen Schweinskopf vollkommen in einem Sandstein versteinert, und besonders die Zähne auf das allerdeutlichste ausgedruckt. Dies merkwürdige Stück war erst vor kurzem gefunden worden. Der Reichthum des Closters läßt sich daraus abnehmen, daß täglich zwey hundert und dreißig Personen im Closter speisen, unter welchen neunzig Patres, oder Fratres, und vier und zwanzig Schüler sind. Die griechische, und hebräische Sprache, und sogar die Musik, sonst eine von den vornehmsten Beschäfftigungen in Clöstern, werden bloß in den Ferien, oder in den Erholungsstunden gelehrt. Auch in Einsiedlen kann man sich überzeugen, daß die Lebensart in den Clöstern der Gesundheit des Leibes wenigstens eben so sehr, als der Gesundheit der Seele zuträglich sey. Denn allenthalben begegneten uns runde ausgemästete Cörper, und volle blühende Gesichter, welche die selige Geistesruhe ihrer Besitzer verkündigten. Die Gegend, in welcher Einsiedlen liegt, muß nothwendig ein jeder Reisender traurig finden, er mag aus dem Zürcher, oder Schweizer, oder Zuger Gebiet kommen. Man sieht weder Weinberge, noch reiche Fluren, noch lachende durch Obstbäume verschönerte Wiesen, sondern einförmige Gründe und Alpen, die wahrscheinlich unfruchtbarer scheinen, als sie wirklich sind. Die Gegend scheint aber auch nicht einmal so öde, als die Einwohner selbst arm, und träge sind, welches sie mit allen Einwohnern berühmter Wallfahrtsörter gemein

haben. Weil die Einsiedler von dem, was Reisende und Pilgrimme verzehren, oder von dem Ertrage heiliger Tändeleyen zur Noth leben können, so denken sie nicht daran, sich durch saure, oder anhaltende Arbeiten Bequemlichkeiten und Ueberfluß zu verschaffen. Gleich dem ausgearteten Pöbel von Athen und Rom standen, oder wandelten vor dem Closter, Haufen von müßigen, und mit schwarzen Mänteln behängten Männern umher, entweder um ihre Langeweile zu vertreiben, oder einem kleinen Geschenke aufzulauern, das sie durch die Dienste von Ciceronis erhaschen könnten.

Gleich nachdem wir Einsiedlen verlassen hatten, nahm ich mit inniger Rührung von meinem vortrefflichen Freunde, und Gefährten auf der Reise durch die kleinen Cantone Abschied. Herr Professor Abel wandte sich rechts nach dem Zürcher See hin, den ich auf der nächsten Anhöhe in grosser Ferne glänzen sah, und ich stieg wieder den Berg hinan, den wir heute herunter gekommen waren. Auf dem Jost, der Schweiz von Zug scheidet, sah ich noch viel deutlicher, als auf dem Sattel, das Schlachtfeld bey Morgarten, wo dreyzehn hundert schlecht bewaffnete Landleute 1315. die schwer bewaffnete Oestreichische Ritterschaft durch Steine, die sie vom Berge herabrollten, erst in Unordnung brachten, und dann mit grossem Verluste zurückschlugen. Aegeri ist ein wohlgebauter Flecken im Canton Zug, wo ich ein reinliches Wirthshaus, und eine alte freundliche und vertrauliche Wirthin gefunden habe, die sich nicht genug darüber wundern kann, daß ein so vornehmer Herr, als für welchen sie mich ansieht, eine so weite

und beschwerliche Reise aus blosser Neugierde unternommen habe.

Lucern, am 6ten August.

Zu meiner grossen Freude habe ich jetzo das Ende meiner Fußreise erreicht, und bin schon mit dem Junker Meyer, Oberaufseher des Wegbaus im Lucernischen, der die meisten und besten Miethpferde hält, dahin übereingekommen, daß er mich in einem leichten, einsitzigen, aber mit zweyen Pferden bespannten Fuhrwerk übermorgen Abend nach Nidau liefern lassen soll.

Heute Morgen giengen wir gleich nach vier Uhr von Aegeri weg, und kamen bald nach sechs Uhr in Zug an. Die Menschen sind im letzten Canton nicht so schön, als in Schweiz, aber die Wiesen sind noch fruchtbarer, und die Obstbäume, die dieses Jahr auch hier fast gar nicht getragen haben, noch häufiger. In Zug ist, wie in den übrigen kleinen Cantonen, die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Einwohner, denn von Manufakturen habe ich nichts gehört, und der Weinbau ist unbedeutend. Weil hier aber die hohen Alpen ganz aufhören, so kann man des fetten Klees ungeachtet keine fette, sondern nur magere Käse verfertigen; am meisten macht man Butter, die in alle benachbarte Cantone verkauft wird. Die Stadt Zug hat keine schöne, aber auch keine armselige, und verfallende Häuser, und in Teutschland könnte sie für ein recht artiges Landstädtchen gelten. Es war mir lieb, daß ich hier in ein kleines bedecktes Schiff steigen, und

mich bey der zunehmenden Hitze des Tages wieder erholen konnte: denn nun nachgerade fühlte ich allgemeine Erschlaffung der Muskeln, oder eine Erschöpfung der Kräfte, die mich gegen alle heftige Anstrengungen abgeneigt machte. Eben deßwegen fuhr ich beym Rigi vorbey, ohne in Versuchung zu kommen, ihn zu besteigen, so prächtig und ausgedehnt auch die Aussicht von seiner Höhe ist. Der Zuger See hat nichts merkwürdiges für einen Reisenden, der die grösten, und meisten übrigen Seen der Schweiz befahren hat. Seine Ufer sind weder so sehr schön und fruchtbar, als die des Boden- oder Zürcher-Sees, noch so wild, und romantisch, als die des Waldstätter oder Thurner Sees. Auf dem Wege von Immensee nach Küßnacht, wo wir uns wieder auf dem Vier Waldstätter See einschifften, war nichts interessantes, als Tellens Capelle an der hohlen Gasse. Sowohl die schlechten Gemählde von Tells Thaten, als die ehemalige Inschrift war grösten theils ausgelöscht, oder verbleicht, und es that mir nicht weniger wehe, daß man hier die Verwüstungen der Zeit, oder muthwilliger Menschen, nicht wieder ausgebessert, als daß man in Stein die Stauffachers Capelle noch nicht wieder ausgeziert hatte. Diese Vernachlässigung der heiligsten Denkmäler der Tapferkeit, und Vaterlandsliebe dient dem Canton Schweiz zum gerechten Vorwurf, und bey dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, anzumerken, daß ich von der hohen Begeisterung, welche nach dem Berichte mehrerer Reisebeschreiber die Bewohner der kleinen Cantone bey der Erzählung der Thaten ihrer Vorfahren ergreiffen soll,

keine Spur gefunden habe. Ich glaube deßwegen nicht, daß die Reisebeschreiber erdichtet haben, oder daß Patriotismus in der Brust der Schweizer erstorben, sondern daß diese Tugend nur nicht mehr so allgemein sey, als sie im Anfange der Freyheit war. Die Fahrt von Küßnacht nach Lucern ist der von Buochs nach Fluelen, und von Fluelen nach Brunnen gar nicht ähnlich, und man sollte kaum denken, daß man sich auf dem fruchtbaren Vier Waldstätter See fände. Zwischen Küßnacht, und Lucern ist der See viel weniger tief, und man sieht meistens den Boden in einer Tiefe von wenigen Schuhen. Man ist nirgends zwischen unersteiglichen Felswänden eingeschlossen, und wenn sich hin und wieder auch felsigte Ufer empor heben, so haben sie doch immer Küssen, oder Bänke von feinem Grand vor sich, an welchen man ohne Gefahr landen könnte. Die Ruinen von Habsburg an dem rechten Ufer des Sees waren durch Gebüsche, und Bäume so sehr versteckt, daß wir fast nichts, als die Ueberbleibsel von Mauren sehen konnten, die von einem erstaunlichen Umfange sind. Auch in diesem Theile des Vier Waldstätter Sees liegen ungeheure Felsenstücke, unter welchen eins so hoch ist, daß man eine Capelle, dafür hielt ich wenigstens das Gebäude, darauf erbaut hat. Wenn man in den Busen hineinfährt, an dessen Ende Lucern liegt, und der den Namen von dieser Stadt trägt, so hat man allerdings eine herrliche Landschaft vor sich. Die allmälig sich erhebenden Ufer sind an beyden Seiten mit schönen, oder bequemen Landhäusern besetzt. Die Stadt, die an einem

sanften Abhange erbaut ist, scheint von fern viel schöner, und grösser, als sie wirklich ist, wozu die vielen Thürme in ihren Mauren nicht wenig beytragen. Am allermeisten aber heftet sich das Auge auf dem gewaltigen Pilatus, der von dieser Seite betrachtet, einen tiefern Eindruck, als von jeder andern macht, weil man den höchsten Bergen entrückt ist, und alle benachbarte Hügel, und Anhöhen nur Zusätze, oder Verkündiger der Grösse des Pilatus sind, in dessen Einöden und Klüften sich noch Gemsen aufhalten. Wir kamen ungefähr gegen Mittag im Hafen von Lucern an, und hier erblickte ich seit vierzehn Tagen die ersten Frachtwagen mit nicht geringerm Vergnügen, und Aufmerksamkeit wieder, als wenn ich dergleichen in vielen Jahren nicht gesehen hätte. Ich fühlte mich jetzo wieder in einem Lande, wo man nicht bloß zu Fuß, oder zu Pferde, oder in Schiffen reisen darf, welche letztere die Einwohner in den kleinen Cantonen ihre Kutschen zu nennen pflegen. In Lucern fand ich endlich einen Brief, den ich schon lange erwartet hatte. Gleich nach Tische besuchte ich den Herrn General Pfyffer, um eine der grösten Merkwürdigkeiten der Schweiz, die Darstellung eines grossen Theils seines Vaterlandes, zu sehen.

Da Sie dieses berühmte Werk schon aus dem Schweizer Almanach kennen, so will ich nur noch einige Bemerkungen, und Berichtigungen hersetzen. Der Herr General hat unter den hohen Gebirgen nur allein die Unterwaldner, Engelberger, Urner, Glarner, und Schweizer Berge ausgearbeitet; die höchsten unter allen,

die Bernerischen, und Savoyischen fehlen noch ganz. Er hält ferner das Schreckhorn für den höchsten unter allen, wiewohl er selbst gesteht, daß er den Mont Blanc noch nicht genau, sondern nur mit den Augen gemessen habe. Die Materie der Gebirge, die man in seinem Werke sieht, besteht immer aus eben der Steinart, aus welcher die Gebirge selbst bestehen, und er hat sie alle mit Beyspiellosem Fleiße nach den vorsichtigsten Messungen, und auf der Stelle ausgearbeitet. Wenn ihm die geringsten Zweyfel aufsteigen, so wiederholt er die beschwerlichsten Reisen so oft, bis sie alle gehoben sind, und auf diese Art hat er in seinem hohen aber muntern Alter den Titlis viermal, und zwar höher bestiegen, als Gemsjäger ihn gewöhnlich zu besteigen pflegen. Die Zusammensetzung der einzelnen Theile, und die Materie, womit sie übergossen sind, um einem jeden die natürliche Farbe zu geben, sind so fest, daß man ohne Schaden auf dem ganzen Werke umhergehen könnte. Wenn man das Werk länger und öfter betrachtete, als ein Reisender es ohne Unbescheidenheit thun kann, so würde es gewiß zu den wichtigsten Schlüssen über die Richtungen, Gestalten und Höhen der Berge, über die Menge und Lage von Seen, über den Lauf der Flüsse und Bäche, über die Anzahl und Vertheilung der Wälder, über das Maaß von Bevölkerung u. s. w. Anlaß geben. Außer diesem Werke sind in Lucern wenige oder gar keine Gegenstände, die einen neugierigen Reisenden aufhalten könnten. Das Jesuiter Collegium ist weitläuftig, aber man sieht, daß das Ganze Flickwerk ist. Weder die Hauptkirche, noch ir-

gend ein andres öffentliches, oder Privatgebäude kann man prächtig nennen. In den bedeckten Gängen, die um die erstere angelegt sind, sieht man an den Wänden die Denkmäler der vornehmsten Familien, und der würdigsten Männer, welche sie hervorgebracht haben. Unter diesen ist kein einziges ganz von Marmor; und nur an wenigen hat man die Inschriften in marmorne Tafeln gegraben. Auf einem dieser Denkmäler war der Tod mit einem Hut, auf einem andern mit einem Helm vorgestellt. Der Meglingerische Todtentanz auf der Mühlenbrücke hat zu wenig Licht, und steht zu hoch, als daß man ihn recht beurtheilen, und die Schönheiten desselben empfinden könnte. Die Gemählde auf den beyden übrigen Brücken sind sich sehr ungleich, aber selten so vorzüglich, daß sie durch ihre Vortreflichkeit die hinzugefügten elenden Inschriften gut machen könnten. Die Brücken selbst machen wegen ihrer ungeheuren Länge in der Ferne einigen Eindruck, in der Nähe findet man sie enge, stinkend, ohne alle Pracht, und hin und wieder dem Scheine nach nicht einmal sicher, weil sie sehr mittelmäßig aus Holz gebaut sind.

Unter den Lucernischen Dienstmädchen sah ich wenigstens eben so viele schöne, und noch mehrere feine Gesichter, als unter den Bernerinnen. Ihre Tracht hat viele Aehnlichkeit mit der Solothurnischen, den Kopfputz ausgenommen. Die Haare sind entweder auf dem Kopf zusammen gewunden, und mit einem Instrument befestigt, das an beyden Seiten wie ein Löffel hervor steht, oder sie sind auch dicht an den Kopf

hinan frisirt, und mit einer Strasburgischen Haube bedekt. Als ich die Stadt besehen hatte, entließ ich meinen bisherigen Führer, Werre aus Thun, mit wahrer Dankbarkeit für die Treue und Aufmerksamkeit, womit er mich auf der ganzen Reise geführt, und wo es nur in seiner Macht war, bedient, oder Unannehmlichkeiten erspart hat. Gewiß würde ich nie einen andern Begleiter wählen, wenn ich die Schweizer-Reise auch noch zehnmal machen sollte.

Nidau, am 9ten August.

Gestern bin ich glüklich in Nidau angekommen, und habe meine Frau sowohl, als meine Freunde gesund und vergnügt wieder gefunden. Wahrscheinlich würde ich noch in einigen Tagen keine Lust haben, viel auszugehen, wenn das schlechte Wetter mich auch nicht zwänge, zu Hause zu bleiben. Ich will daher in der Ruhe, die ich jetzo geniesse, mein bisheriges Tagebuch vollenden, und es alsdann sogleich mit der Post fortschicken.

Vorgestern fuhr ich schon früh um fünf Uhr von Lucern weg, und ich würde allein durch die sanfte, mit gar keiner Anstrengung verbundene Bewegung in einem leichten Fuhrwerk, die ich nach lange angespannten Kräften doppelt genoß, in einem behaglichen Gemüthszustande erhalten worden seyn, wenn ich auch nichts Merkwürdiges außer mir wahrgenommen hätte. Allein ich konnte mich lange an den prächtigen Fruchtfeldern, an den weiten Thälern, an den sanften Hügeln, und an der mit der Bernischen übereinstimmen-

den Bauart der Häuser nicht satt sehen, von welcher die in den kleinen Cantonen ganz verschieden ist. Sowohl in Unterwalden, und Uri, als in Schweiz und Zug sind die Häuser zwar von Holz gebauet, wie in der übrigen Schweiz, allein sie ruhen auf einer vier bis acht Schuh hohen Grundlage von Steinen, haben keine überhängende Dächer, und sind auch größtentheils, wenigstens in Schweiz und Zug, nicht mit Stroh, sondern mit Ziegeln gedekt. Wegen der hohen Fundamente kann man nicht anders, als durch Treppen hineinkommen, von welchen oft eine Gallerie an der Seite des Gebäudes wegläuft, worinn man gegen allen Regen gesichert ist. Die Häuser in den kleinen Cantonen sind im Durchschnitt zwey, bis drey Stockwerk hoch, und im letztern Falle laufen wenigstens um drey Seiten zwo Gallerien herum, auf welche man aus jedem Stock oder Boden herabsteigen kann. Viele Häuser haben an der einen Seite ein Anhängsel, das ohngefähr so viel Raum einnimmt, als die überhängenden Dächer der Bernischen Häuser einschliessen würden, wenn man von dem Rande derselben eine Bretterwand bis auf die Erde herabführte. Ich vermuthe, daß man in diesen Anhängseln Heu, oder andere Geräthschaften, so wie in den Behältern unter den Häusern im Sommer Milch und Käse aufbewahrt. In einem jeden Canton sind die Häuser der Reichen größer und bequemer, als die der weniger Begüterten; im Ganzen aber sind sie in Schweiz und Zug viel schöner, als in Uri und Unterwalden. — Das Land ist im Canton Lucern allenthalben vortreflich bebaut, und

die Dörfer und einzelnen Wohnungen verrathen viel Wohlstand, wenn gleich nicht so viel als in verschiedenen Gegenden des Cantons Bern; allein Wege und Gasthöfe sind bey weitem nicht so gut, als im Bernischen, und die Landleute lieben ihre Obrigkeit auch nicht so sehr, als im letztern Canton. So wenig die Lucernischen Landleute ihre Unzufriedenheit gegen Fremde verbergen, so zurückhaltend sind sie mit den Ursachen derselben. Ich glaube aber immer, daß mehr ein stolzes und herrisches Betragen der Landvögte, als wirkliche Bedrückungen die Unterthanen gegen ihre Obrigkeit aufbringen, weil Bedrückungen sich nicht bloß durch Klagen, sondern vielmehr durch das traurige Ansehen von Dörfern, Feldern und Einwohnern äußern. Der Sage nach sollen sowohl die Regierungen in Lucern und Solothurn, als die in Freyburg Ursache haben, auf ihrer Huth zu seyn, von welcher Furcht man im Bernischen gar nichts weiß. Die Tracht der Lucernischen Bäurinnen zeichnet sich am meisten dadurch aus, daß die beyden Hälften ihrer Röcke von ganz verschiedenen Farben sind. Die Männer behalten noch häufig die weiten Hosen der Freyburger, oder doch ihre kurzen Jäckchen bey, wodurch weder Beine, noch Hüfte bedekt werden. Als ich an dem Sempacher See vorbey fuhr, konnte ich den Wald und die Anhöhe sehr gut übersehen, von welchen die Schweizer herabkamen, als sie in die Schaaren der Oesterreicher einbrachen, und den Erzherzog Leopold mit dem grösten Theile seines Heeres erschlugen. Wenn ich nicht mehrere Stunden durch ein heftiges Gewitter in

dem prächtigen Kloster St. Urban aufgehalten worden wäre, so würde ich den reichen Bernischen Flecken Langenthal länger haben besehen können, in welchem der Luxus schon die Schätze wieder zu verzehren anfängt, welche Fleiß und Betriebsamkeit erworben haben. Ich brachte die Nacht in Herzogenbuchsee zu, wo mich sowohl die Bewirthung, als Zimmer und Geräthe auf eine angenehme Art fühlen ließen, daß ich wieder im Bernischen Gebiete sey. Ich erhielt in einer kleinen Stunde vier niedliche Gerichte mit einem delicaten Nachtische, welche mir um desto willkommner waren, da ich in Dammersellen fast nichts Eßbares erhalten hatte. Von Herzogenbuchsee bis Nidau fand ich nichts Merkwürdiges oder Neues, den Gasthof im lezten Solothurnischen Dorfe ausgenommen, der an Unreinlichkeit alles übertrift, was ich bisher in Teutschland, und in der Schweiz gesehen hatte. So groß das Haus auch war, so war es doch in allen Zimmern und Winkeln mit einem so unleidlichen Geruch verpestet, als wenn es ein ungeheurer Abtritt gewesen wäre.

Nachdem ich jezo mein Tagebuch geendigt habe, so will ich Ihnen noch einige abgerissene Bemerkungen mittheilen, für die ich im Journal keinen Platz oder Gelegenheit finden konnte, und die ich also bis an das Ende meiner Reise versparen mußte.

Aus Ihrem, und anderer Freunde Briefen sehe ich, daß Sie in der ersten Hälfte des Julius mehr schlechte, als gute Witterung gehabt haben. Auch wir haben auf der ganzen Reise fast keine vier und

zwanzig Stunden zugebracht, in welchen es nicht geregnet hätte, allein diese Regen fielen fast immer (den einzigen Tag, da wir auf dem Gotthardt waren, und die letzten Tage meiner Rückreise ausgenommen) in der Nacht, und anstatt uns aufzuhalten, und beschwerlich zu seyn, reinigten, und kühleten sie vielmehr die Luft ab.

Wegen der Fußsteige und Wege darf man in den gebürgigten Theilen der Schweiz nicht viel vom Regen fürchten. Weil sie fast alle abhängig oder steil sind, und meistens über felsigten Boden gehen, so können sie durch die heftigsten Regen nicht sehr verdorben werden. Der günstigen, und fast nie übermäßig heissen Witterung müssen wir es am meisten zuschreiben, daß wir unsrer starken und anhaltenden Märsche ungeachtet einen heitern Muth, frische Sinne und stets erneuerte Kräfte zum Genuß, und zur Beobachtung hatten. So gefährlich auch einige von den Wegen und Seen, durch und über welche wir gekommen sind, von den meisten Reisebeschreibern geschildert werden, so haben wir doch nicht den geringsten Unfall erlebt. Auch auf dieser Reise habe ich es oft bemerkt, daß die Beschwerlichkeiten und Gefahren der Bergreisen in der Schweiz fast immer übertrieben, und wie ich glaube, ohne den Vorsatz, oder das Wissen der Reisebeschreiber übertrieben werden. Indem diese das, was sie gesehen und erfahren haben, recht lebhaft und sinnlich darstellen wollen, vergrössern und übertreiben sie, ohne es selbst zu merken.

Nichts wird Sie mehr befremden, als daß ich in den milchreichen Cantonen, deren einzige oder Haupt-

beschäfftigung Viehzucht ist, fast nicht ein einzigesmal guten Rahm zum Caffee, und frische Butter gefunden habe. Nichts ist aber natürlicher, als dieses, weil man die Milch mit größerm Vortheil (so denkt man wenigstens) in Käse, als in Butter verwandeln kann, so findet man von der letztern gerade in den Gegenden am wenigsten, wo die besten Käse bereitet werden. Schweiz erhält seine Butter größtentheils aus Zug, und bezahlt das Pfund mit vier bis fünf Batzen. Fast eben so verhält es sich in den übrigen kleinen Cantonen. Aus ähnlichen Ursachen ist guter Rahm nicht weniger selten, als frische Butter. Die Milch, welche man von den Heerden auf den Alpen gewinnt, wird schon in den Sennhütten selbst in Käse verwandelt, und bleibt selten so lange stehen, daß sich recht fetter Rahm ansetzen könnte. Was man also von Milch und Rahm in den Dörfern und Flecken findet, erhält man von den wenigen Kühen, oder kleinen Heerden, die man zur höchsten Nothdurft bey den Häusern behält, deren Tribut aber so geringe ist, daß man fast niemals unverdünnten Rahm bekommen kann.

Noch viel schlechter, als die Milch und Butter, war im Durchschnitt der Caffee; der Wein hingegen, den man uns vorgesezt hat, war meistens vortreflich. In einem Theil von Unterwalden und Uri gibt, oder trinkt man gewöhnlich Italiänische Weine: in einem andern Theile von Unterwalden hingegen, in Schweiz, Zug und Lucern meistens weissen oder rothen Elsasser, wiewohl ich auch in Schweiz Schaffhäuser, und in Aegeri recht guten Zürcher Wein getrunken habe. Oh-

ne die köstlichen Forellen, die man allenthalben antrift, würde man in manchen Wirthshäusern wenig, oder gar nichts essen können; doch habe ich das Essen nicht so schlecht, und die Raubsucht der Wirthe nicht so groß gefunden, als man mir beyde beschrieben hatte. Wir sind auf unsrer ganzen Reise nicht ein einzigesmal übersezt, oder unhöflich behandelt worden. Vielleicht aber trug hiezu unser ehrlicher Begleiter, der die Wege und Wirthe alle kannte, eben so sehr, als die Billigkeit der leztern bey. Dieser guten Behandlung ungeachtet, ist mir die Fußreise durch die kleinen Cantone höher zu stehen gekommen, als mir eine eben so lange Reise zu stehen gekommen wäre, die ich in Teutschland mit Extra-Post gemacht hätte. Dies rührt am meisten daher, daß wir beständig zween Begleiter frey halten mußten, und wegen der heftigen Anstrengungen einen viel stärkern Hunger und Durst hatten, also auch öfter essen und trinken mußten, als wenn wir uns in einem bequemen Wagen fortbewegt hätten. Wenn wir Morgens um vier oder fünf Uhr auch noch so stark gefrühstükt hatten, so waren wir doch immer schon um 8 Uhr wieder hungrig, und konnten dennoch kaum das Mittagsessen abwarten. Nur wenn dieses ein wenig spät fiel, giengen wir, ohne etwas weiter zu uns zu nehmen, bis an den Abend fort. Sehr oft aber waren wir gezwungen, uns zwischen dem Mittags- und Abendessen etwas Brod und Wein geben zu lassen. Wenn die Wirthe in den kleinen Cantonen für einen weniger guten und mannigfaltigen Tisch auch mehr forderten, als man in den

großen Cantonen bezahlen muß, so würde man sich doch nicht über unbillige Begegnung beschweren dürfen, weil sie alles, was sie geben, für eine, oder einige Personen anschaffen müssen, und die Ueberreste nicht so gut brauchen können, als die Wirthe in den Gasthöfen der großen Cantone.

Die Fußsteige fanden wir am beschwerlichsten im Haßlithal und in Unterwalden: am besten aber im Canton Schweiz, wo sie nach Art unsrer Chausseen mit Grand geebnet, oder mit großen Platten belegt waren. Im Canton Zug hatte man die Fußsteige an vielen Orten mit Steinen gepflastert, die aber nicht selten ausgetreten oder ausgebrochen waren, und alsdann das Gehen beschwerlicher, als auf den ungebahntesten Wegen machten. Bey Buochs am Vier Waldstätter See, zwischen Brunnen und Schweiz, und vom Sattel bis nach Einsiedlen sind gemachte Wege, die befahren werden können, und die uns immer einen angenehmen Anblick gewährten, weil sie uns die Annäherung gegen cultivirtere Gegenden verkündigten.

Unter den kleinen Cantonen, die ich gesehen habe, sind in Ansehung einer jeden Art der Cultur, Unterwalden und Uri am weitesten zurück, und Schweiz und Zug am weitesten voraus, zugleich aber glaube ich, daß die letztern ursprünglich milder und fruchtbarer sind, als die erstern. Cartoffeln, Hanf, und einige Arten von Obstbäumen und Gemüsen sind die einzigen Producte, zu deren Erzielung sich der Fleiß der Menschen mit der Natur vereinigt: alle übrigen aber, die bloß in den Gräsern, Kräutern und Blu-

men der Alpen und Wiesen bestehen, gibt die Natur unaufgefordert, wenn man etwa die Düngung der Wiesen ausnimmt. Getraide sah ich nur ein einzigesmal zwischen Schweiz und Stein, aber so wenig, daß es eher einem Gartenbeete, als einem Fruchtfelde, oder mehr dem ersten Versuch mit einem ausländischen Gewächs, als dem Bau eines dem Klima und Boden anpassenden Nahrungsmittels ähnlich schien. In allen kleinen Cantonen finden sich viele Thäler und sanfte Abhänge von Bergen, wo man alle Arten von Getraide, besonders Roggen, Haber und Gerste bauen könnte. Allein wenn man die Gründe in Fruchtfelder verwandelte, woher wollte man im Winter Nahrung für das Vieh hernehmen, das man den Sommer über auf die hohen Berge treibt? Selbst die Nuzung der Alpen also macht es nothwendig, daß man die Thäler und die Füsse der Berge zu Wiesen bestimmt. Nichts befremdete mich mehr, als daß ich nirgends Futterkräuter sah. Man wartet und düngt die Wiesen vortreflich, allein man zieht weder die grossen Kleearten, noch andere Gattungen von Futterkräutern. Vielleicht hat man die leztern deswegen noch nicht eingeführt, weil dadurch die bisherige Einrichtung der Viehzucht plözlich übern Haufen würde geworfen, und anfangs große Verwirrungen angerichtet werden. Denn wenn die Reichen auf einmal anfiengen, sich auf den Anbau der Futterkräuter zu legen, und alsdann die grössere Zahl von Vieh, die sie damit erhalten könnten, auf die gemeinen Alpen treiben wollten, so würden die leztern offenbar überla-

den werden. Bisher war fast durchgehends ein solches Verhältniß zwischen dem Ertrage der Wiesen, und der Fruchtbarkeit der Alpen, daß man von dem Producte der erstern ohngefähr so grosse Heerden den Winter über durchbringen konnte, als auf den letztern Futter fanden. Dies Verhältniß würde auf einmal aufgehoben, und ein ganz neues Gesetzbuch für die Schweizerischen Hirtenvölker nothwendig gemacht werden. So groß aber auch die Schwierigkeiten sind, welche man bey der Einführung der Futterkräuter würde überwinden müssen, so glaube ich doch, daß man sie zum Besten dieser Länder zu besiegen versuchen sollte. Mehrere Gegenden, besonders Ober- und Unterwalden, haben noch viel grössere Waldungen, als sie haben sollten. Wenn also diese allmälig ihre Wälder so weit aushieben, daß sie zwar für sich, und ihre Nachbaren Holz genug hätten, aber jährlich nicht eine Menge von Bäumen ungenutzt verfaulen lassen dürften, so würden sie viel mehr Alpen gewinnen, als sie bisher hatten, und in eben diesem Verhältnisse müßten sie sich auch bemühen, wo nicht die Menge, doch die Fruchtbarkeit der Wiesen zu vermehren. Auch diejenigen Cantone, deren Waldungen nicht grösser, als ihre Bedürfnisse sind, die also auch keine neuen Alpen mehr gewinnen können, auch diese würden durch die Einführung der Futterkräuter in Stand gesetzt werden, viel mehr Vieh fett zu machen, als sie jetzo verkaufen.

Auf der ganzen Reise haben wir weder Adler, noch Gemsen, noch Hirten gesehen, welche das eigentliche grosse Appenzeller Kuhhorn hätten blasen können. Den

Canton Glarus ausgenommen, sind die Gemsen wahrscheinlich in der ganzen Schweiz nirgends häufiger, als auf den Bergen und Felsen, mit welchen die Herrschaft Engelberg umgeben ist. Hier sollen sich zu gewissen Zeiten Heerden von zwanzig bis dreyßig Stück versammlen. In solcher Menge finden sie sich nur an solchen Orten, die man Gemslecken nennt, wo diese Thiere eine salzige, von den Felsen ausgeschwitzte Feuchtigkeit mit grosser Begierde ablecken.

Ungeachtet es mich nicht reut, die Reise durch die kleinen Cantone gemacht zu haben, so würde ich doch, wenn ich noch einmal eine solche Bergreise machen sollte, einen ganz andern Reiseplan entwerfen, als ich befolgt habe. Ich würde nemlich Unterwalden, die niedrigern Gegenden von Uri, Schweiz, Zug und Lucern nicht besuchen, sondern ich würde von dem Haßlithal über die Grimsel, und Furka, auf den Gotthardt, und von diesem durch Oberwallis nach Sion oder Sitten gehen. Von Sion aus würde ich den Bernard besteigen, alsdann über die Gemmi zurückkehren, und das Frutigen, Kander, und Siementhal genau untersuchen. Auf diesem Wege würde ich dieselbige Lebensart und Sitten, noch viel merkwürdigere Menschen, und eine grössere Natur sehen, als auf dem, den ich gemacht habe. Sollte ich aber, wie ich hoffe, noch einmal in die Schweiz kommen, so würde ich von Zürch aus über St. Gallen nach Appenzell, aus diesem Canton durch das Rheinthal nach Graubündten, und in die den Bündtnern unterworfenen Herrschaften, besonders das Veltlin gehen: und von da entweder über

den Gotthardt, oder auch über den Bernard in Wallis eindringen, und zulezt die Bernischen Oberlande besuchen.

Von der Regierungsform, und der Bevölkerung der kleinen Cantone habe ich Ihnen nichts geschrieben, weil Sie über diese Puncte sich im Fäsi, und andern Raths erholen können. Wahrscheinlich würde ich noch manche gute Beobachtung gemacht haben, wenn mein Reiseplan es mir erlaubt hätte, mich in einem jeden Canton, und merkwürdigen Orte, verhältnißmäßig so lange aufzuhalten, als ich im Canton Bern zubringen werde. Allein bey der eingeschränkten Zeit, die ich zu einer solchen Reise anwenden konnte, und die man gewöhnlich dazu aussezt, mußte ich mich mit den Bemerkungen begnügen, die ich gleichsam im Laufe erhaschen konnte. Es war mir nicht möglich, so viele Bekanntschafften unter dem aufgeklärten Theile der Einwohner zu machen, als man machen muß, um ein Land recht kennen zu lernen, oder wenigstens konnte ich die gemachten Bekanntschafften nicht so nutzen, und so lange fortsetzen, als ich gewünscht hätte. Die Hauptabsicht meiner Reise durch die kleinen Cantone: die Natur in der innern, und gebirgigten Schweiz mit eignen Augen zu sehen: diese Absicht habe ich erreicht, und die Erfüllung von andern muß ich einer günstigen Zukunft vorbehalten.

Das einzige, worüber Sie vielleicht noch einige Bemerkungen von mir verlangen, ist der Zustand der Sprache in den verschiedenen Cantonen, die ich besucht habe. In allen Cantonen, sowohl grossen, als kleinen,

in welchen ich bisher gewesen bin, ist das Teutsche, so wie es der gemeine Mann spricht, so verdorben, und unverständlich, daß ein Ober= oder Niedersachse, der auf einmal in die Schweitz versetzt würde, und nicht durch die verwandten Dialekte in der Nachbarschaft vorbereitet wäre, allenthalben einen Dolmetscher brauchen, und manchmal kaum errathen würde, daß das, was er höre, Teutsch seyn solle. Diese Unverständlichkeit ist aber nicht bloß den Schweizerischen Dialekten eigenthümlich; die Ober=Schwäbischen, Elsassischen, und, wie viele Reisende mich versichert haben, die Bayrischen, und Oesterreichischen Dialekte sind für einen Sachsen, der sie zum erstenmale hört, nicht weniger räthselhaft. Daß wir die Schweizer anfangs nicht verstehen konnten, befremdete mich gar nicht, da ich es zum voraus erwartet hatte; allein daß wir, die wir das Teutsche am reinsten, und selbst einem Holländer verständlich reden, oder zu reden glauben, daß wir von den Schweizern, besonders vom gemeinen Mann, eben so wenig verstanden wurden, als sie von uns, das wunderte mich nicht nur, sondern that mir auch wirklich sehr leid, weil mir dadurch die Gelegenheit benommen wurde, selbst alsdann, wenn ich die Schweizer Dialekte etwas studirt hätte, mich mit Leuten aus den niedrigern Classen zu unterhalten. Was mir einst in der Nachbarschaft von Nidau begegnete, habe ich Ihnen schon zu einer andern Zeit geschrieben. Meiner Frau aber geschah es in einem der größten Gasthöfe in der Schweiz, daß ein Mädchen aus dem Hause, an welches sie eine Frage that, ihre Spra=

che für Französisch hielt, und ihr zur Antwort gab: lieb's Frauli, i verstel kein Welsch. So klein manche Cantone auch sind, so hat doch ein jeder einen eigenen Dialekt, und etwas eigenthümliches sowohl in gewissen Wörtern, als in der Aussprache. Die Schweizer selbst wissen dieses, und eben daher kommt es, daß Schwaben und Elsasser, deren Dialekte denen der Schweizer am ähnlichsten sind, in gewissen Cantonen für Schweizer gehalten werden. Die einzige oder wichtigste Eigenthümlichkeit aber, wodurch sich die Schweizerischen Dialekte von allen übrigen ihnen verwandten Dialekten unterscheiden, ist die beleidigende Härte, womit man alle die Buchstaben ausspricht, die in, oder durch die Kehle gebildet werden. Die Schweizer bestätigen auf eine gewisse Art eine Bemerkung, die man schon oft gemacht hat: daß alle Bergbewohner härtere, und häufigere Gutturalen haben, als die Bewohner der Thäler: allein von einer gewissen Seite machen sie auch eine Ausnahme, indem die Zürcher, die fast am weitesten von den hohen Gebirgen entfernt sind, das G, K, und Ch viel härter, als alle Berg-Schweizer aussprechen. In den grössern Cantonen gesteht man den kleinern, und auch den Bernischen Oberländern freywillig die Ehre zu, daß die Sprache, und Aussprache derselben reiner, als ihre eigne sey. Allein ich habe diese Beobachtung nicht allgemein wahr befunden. Zwar war mir in den kleinen Cantonen die Sprache der Leute, die lesen und schreiben konnten, und viel mit Fremden umgegangen waren, verständlich, und vielleicht verständlicher, als die Sprache ähn-

licher Personen im Bernischen und Zürchischen. Auch verstand ich den Dialekt im Canton Schweiz, selbst wie er vom gemeinen Mann gesprochen wird, besser, als den im Bernischen, und Zürchischen; allein die Sprache der gemeinen Unterwaldner, und Urner hätte ich noch viel weniger, als die der Bernischen und Zürchischen Bauren ohne Dolmetscher verstehen können. Gemeine Unterwaldner, und Urner habe ich oft, und lange mit einander reden hören; allein ohne meinen Begleiter würde ich kaum eine einzige Periode haben errathen können. Die Bernische Mundart (die der Aargäuer ausgenommen, welche der Zürchischen ähnlich, und fast noch unangenehmer, als diese ist) scheint mir unter allen die sanfteste, und von gewissen Personen ausgesprochen gleich der Schwäbischen sanfter und lieblicher, als die richtigste Aussprache eines Niedersachsen, der das Fehlerhafte seines Dialekts abgelegt hat. So sehr aber die Berner ihre Nachbaren, die Zürcher, in Ansehung der Aussprache übertreffen, so sehr weit ist ihre Sprache selbst, oder die Wörter, die sie brauchen, unter der Zürchischen. Die Sprache der letztern, so schlecht sie auch ausgesprochen wird, nähert sich der richtigen Büchersprache viel mehr, und hat viel weniger uns Teutschen ganz unverständliche Wörter, als die Bernische. Alle Schweizerische Dialekte, vorzüglich der letztere, haben zuerst manche veraltete Wörter, die sich entweder nur noch in Schriften des sechszehnten Jahrhunderts finden, oder auch nur allein in Sprachen übrig sind, die sich aus der Teutschen bereichert haben. Dergleichen sind, etwas **überkommen** für etwas

erhalten, Schwäher für Schwiegervater, Hammen für Schinken, lucken für sehen. Die letztern Worte sind, wie Sie bemerken werden, fast unverändert, und in derselben Bedeutung im Englischen, und das erste wird Ihnen oft in Luthers Uebersetzung der Bibel, und auch noch in spätern Schriften aufgestoßen seyn. Noch häufiger hört man in der Schweiz so sehr verwandelte Wörter, daß ein Teutscher sie schwerlich wieder erkennen kann, wie Sparz für Spargel, Ziestick für Dienstag: oder auch so gänzlich fremde, daß man billig zweyfeln muß, ob sie jemals in einem in Teutschland geschriebenen Buch, oder auch nur in einer andern teutschen Provinz seyen gebraucht worden. Dergleichen ist zum Beyspiel das Wort Abbrecher, welches so viel als Lichtputze bedeutet, und loosen, welches hören heißt. Auch die Abkürzungen, oder Verlängerungen machen viele Wörter anfangs unverständlich. Würden Sie nicht stutzen, wenn Sie zuerst I, für ich, übergho für überkommen, g'si si für gewesen seyn, gesehen für sehen hörten? Die grösten Schwierigkeiten machen einem Fremden die ganz verschiedenen Bedeutungen, die man in der Schweiz denselbigen, oder wenig veränderten Wörtern giebt. Ohne vorher empfangenen Unterricht würden Sie wahrscheinlich nicht zum Mittagsessen kommen, wenn man Sie zum Morgenessen eingeladen hätte, und noch viel weniger würden Sie zum Caffee, oder Goutiren kommen, wenn Sie zum Abendessen wären gebeten worden. Unter Abendessen versteht man in der Schweiz einen Caffee, oder Thee, hinter welchem beständig Gebackenes, und

Früchte gegeben werden. Was wir in Teutschland Abendessen nennen, wird in der Schweiz Nachtessen genannt. Unter den Wörtern, die in der Schweiz eine ganz andre Bedeutung haben, als in Teutschland, sind mehrere, bey denen man sich unmöglich des Lachens, oder Erröthens, oder doch einer gewissen Verlegenheit erwehren kann. Lachen mußte ich, als ich zum erstenmale von jemanden gebeten wurde, daß ich Brod, oder Käse, oder Schinken hauen, d. h. schneiden möchte, oder als ich hörte, daß ein Gericht übel schmöcke, d. h. rieche. Ungeachtet man es uns schon gesagt hatte, daß man ein gewisses Wort, was wohlerzogene Leute in Teutschland nie in den Mund nehmen, für schmuzig brauche, so gerieth ich doch in keine geringe Verlegenheit, und Versuchung zum Lachen, als eine schöne Dame mehrmalen hintereinander sagte, daß ihr Kleid, und ihre Tasse, u. s. w. besch — ssen sey. Eben dies Wort nimmt man auch in allem Ernste für hintergehen, in welchem Sinne es in Teutschland nur vom Pöbel, oder auch in der Studentensprache gebraucht wird. So hörte ich jemanden in einer freundschaftlichen theologischen Streitigkeit sagen, daß die Juden unsern Herrn Christus besch — — zu haben geglaubt hätten. Noch viel unerwarteter war mir die Art, wie jemand das Wort h — ren*) brauchte, welches man in guten Gesellschafften nicht auszusprechen, und in Schrif-

*) Das Wort, womit man eine gewisse Attitüde des Cörpers bezeichnet, soll für Schweizer sehr unterscheidbar von demjenigen seyn, womit ich, und viele andere Teutsche es bisher verwechselt haben.

ten nicht ganz auszuschreiben wagt. Man erinnerte ein schönes junges Mädchen, daß sie nicht h — — möchte, und wollte damit weiter nichts sagen, als daß sie sich so nicht niedersetzen möchte, wie man sich niedersetzen muß, wenn man ohne die Erde mit einem andern Theile, als mit den Füßen zu berühren, doch das Kinn nahe an die Knie bringen will. Es ist für einen Teutschen immer verwirrend, wenn einem Schweizer, und noch mehr einer Schweizerin, diese oder ähnliche Worte in seiner Gesellschafft entwischen. Denn gemeiniglich denkt die Person, die sie ausgesprochen hat, gleich nachher selbst daran, oder wird auch von andern aufmerksam darauf gemacht, daß diese Worte bey uns eine ganz andere Bedeutung haben. Diminutiva braucht man in der Schweiz noch häufiger, als in Schwaben. Solche verkleinernde, oder Schmeichelworte endigen sich aber selten in das Schwäbische Le, sondern vielmehr, wenigstens im Canton Bern, auf Li. Ungeachtet Wörter durch solche Veränderung sich oft ganz unähnlich werden, so ist es doch gewiß, daß sie sehr vieles zur Milderung und Lieblichkeit der Mundart beytragen. Zu den gewöhnlichsten Diminutivis gehören Rudeli für Rudolph, Mareili für Marie, Gitli für Margarete, Frauli für junge Frau, Manni Volkli für Mannspersonen u. s. w. Mehrere von diesen Diminutivis haben mir so sehr gefallen, daß ich sie, wie einige andere glückliche, oder ausdrucksvolle Wörter in unsere Büchersprache aufgenommen wünschte. Zu diesen letztern rechne ich die Wörter kommlich, welches bequem, anpassend, entsprechend bedeutet, und

äufnen, welches so viel heißt, als in Aufnahme bringen. Andere noch kraftvollere, die ich mir gemerkt hatte, wollen mir jezo nicht gleich einfallen. Zu den Merkwürdigkeiten des Schweizerischen Dialekts gehören auch gewisse verba solennia, oder solche Wörter und Formeln, die man häufiger als andere, und eben deßwegen in ganz verschiedenen, oft unbestimmten, und unrichtigen Bedeutungen braucht, die man bisweilen ausspricht, weil man sich auf das rechte Wort nicht besinnen kann, oder um einen Gedanken auszufüllen, oder zu verstärken, oder zu betheuren, oder doch um etwas zu antworten. Von dieser Art sind: myn Trost, welches man, wie in Schwaben, Troscht ausspricht, oder myn Trost des Lebes, ferner Evaltig, das oft nichts, meistens wahrhaftig bedeutet, gang wie gang, für, wie immer, oder wie gewöhnlich, per se, für, es versteht sich, perfect wohl, gar wohl, es soll mich gar wohl früen, für, es wird mir sehr angenehm seyn. Unter allen Schweizern sind die Zürcher diejenigen, welche ihre Aussprache am schwersten ablegen, aber die teutsche Sprache am reinsten schreiben, und am meisten studiren. Zürch sendet sowohl Haus= als Schullehrer in alle übrige Cantone aus, und diese Zürchischen Gelehrten oder Lehrer sind es auch, welche die Jugend zum Lesen guter teutscher Schriftsteller am eifrigsten anhalten, und das Studium unsrer Sprache immer mehr und mehr verbreiten. Ueberhaupt haben die Vornehmern und Aufgeklärtern in allen Cantonen, die sich entweder in Teutschland aufhielten, oder doch mit Teutschen Umgang hatten, oder viele teutsche Bücher lasen, eine bessere Aus=

sprache, und auch Sprache, als der gemeine Mann. Allein eben diese Personen bemühen sich nur nach unserer Art zu reden, wenn sie in unsrer Gesellschafft sind: sie entziehen sich diesem Zwange, und reden ihren vaterländischen Dialekt, wenn sie auch in Gesellschafft von Teutschen zu einem Landsmann sprechen. Solche aufgeklärte Schweizer hören mit Aufmerksamkeit zu, wenn ein Teutscher seine Sprache gut spricht, und ausspricht; allein sie verachten ihre Landsleute als Thoren, wenn sie vorsetzlich, oder unversehens besser, oder anders, als die übrigen Schweizer reden. Eben dieses begegnet den Franken, Schwaben, Elsassern u. s. w. wenn sie sich eine Zeitlang in Ober- oder Niedersachsen aufgehalten, und etwas von der bessern Mundart angenommen haben. Es läßt sich zwar leicht begreifen, wie man Personen, die anders als ihre Landsleute reden, einer lächerlichen Ziererey argwöhnen kann, allein so lange man diesen Argwohn nährt, und diese Begegnung gegen alle Reformatoren fehlerhafter Dialekte fortsetzt, so lange ist auch an eine merkliche, oder ernstliche Verbesserung fehlerhafter Mundarten nicht zu denken.

So übel man es nimmt, wenn jemand im gemeinen Leben besser, als seine Mitbürger reden will, so sehr würde man es einem Prediger verargen, wenn er sich nicht auf der Canzel über die Sprache des gemeinen Lebens erheben wollte; und zwar muß die Sprache eines geistlichen Redners nicht bloß ausgesuchter seyn, als die des gemeinen Lebens, sondern er muß sich auch in der Aussprache selbst von der gewöhnlichen entfernen. Auch wir Teutsche, wenn wir laut oder öffentlich reden,

sprechen gleich allen übrigen Völkern gewisse Sylben, und Wörter schärfer, und vollständiger, als im gemeinen Leben aus; allein nirgends habe ich die Unterschiede zwischen der gewöhnlichen, und der feierlichen Aussprache so groß, und so häufig, als in der Schweiz gefunden.

Hier haben Sie nun den ganzen Vorrath meiner Bemerkungen, die ich auf meiner Reise durch die kleinen Cantone gemacht habe. Ich glaube kaum, daß mir etwas wichtiges entfallen ist. Wenn Sie aber über diesen oder jenen Punct, den ich entweder vergessen, oder als bekannt vorausgesetzt habe, Aufklärung wünschen, so lassen Sie es mich in Ihrem nächsten Briefe wissen. So bald ich mich ganz wieder erholt habe, reisen wir in die französische Schweiz, von woher ich Ihnen wahrscheinlich zuerst schreiben werde. Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden, u. s. w.

Am 12ten Aug.

Zweyter Brief.

Lausanne, am 21sten Aug.

Bester Freund,

Von dem Tage an, an welchem ich meinen letzten Brief schloß, bis auf meine Abreise hieher, ist uns nichts merkwürdiges vorgekommen, oder begegnet, was der Mühe werth gewesen wäre, aufgeschrieben zu werden. Jetzo aber habe ich wieder angefangen, neuen Stoff zu einem Briefe zu sammlen.

Wir fuhren gestern erst gegen Mittag von Nidau weg, und kamen etwa um sechs und ein halb Uhr in Murten, und um neun in Avanches, oder Wislisburg an. Die Wege bis dahin sind nur so lange gut, als man auf Bernischem Grund und Boden fährt. Wenn man aber in das Freyburgische Gebiet, oder in die gemeinschafftlichen Vogteyen kommt, die Bern und Freyburg abwechselnd regieren lassen, so werden die Wege schlecht und uneben. Die Gegend am Murten-See, besonders eine halbe Stunde von Murten, ist eine der fruchtbarsten und lachendsten, die ich in Teutschland, und in der Schweiz gesehen habe. Auf allen Hügeln entdeckt man schöne Landhäuser, in welchen die reichen Familien aus Bern einen Theil der schönen Jahrszeit unter dem mildesten Himmelsstrich der Gaben der gütigen Natur genießen. Murten ist eine artig gebaute Stadt, und man sieht bald, daß ihre Einwohner, von den Regierungen von Bern und Freyburg, denen sie sich mit Vorbehalt ihrer Freyheiten unterworfen haben, nicht gedrückt werden. Auch hier findet man, wie in Biel, Neuenburg, und Bern, doch nicht so allgemein und schön, als in der letzten Stadt, Arcaden oder bedeckte Gänge, die unter den Häusern fortlaufen. Weil ich glaubte, daß das berühmte Beinhaus der Burgunder gleich vor der Stadt nach Avanches zu liege, so konnte ich es kaum erwarten, bis wir es erreichten. Dies Beinhaus steht an der rechten Seite des Weges, nicht weit vom See, und ist ein schönes länglichtes Viereck, welches vor nicht gar langer Zeit auf Kosten der Städte Bern, und Freyburg massiv erbaut

worden ist. Die Länge beträgt ohngefähr siebenzehn, und die Breite sechs Schritte. An den beyden längern Seiten sind zwey, an den schmälern nur ein eisernes Gitter in der Mauer angebracht, damit die Luft durchstreichen, und die dürren Gebeine vor Fäulniß bewahren könne. Diese Ueberbleibsel von 20000, oder 26000 Burgundern sind zwischen vier Mauren aufgehäuft, die etwa drey Fuß hoch sind, und von den äußern Mauren so weit abstehen, daß zwar ein freyer Gang zwischen beyden übrig bleibt, daß man aber doch von außen durch die weiten Oeffnungen der Gitter hinanreichen, und die nächsten Gebeine berühren kann. Nicht leicht fährt, oder geht hier ein Fremdling vorüber, der nicht einige Augenblicke verweilen, und irgend einen Rest der traurigen Schlachtopfer des rasenden Ehrgeizes Carls des Kühnen zum Andenken mitnehmen sollte. Auch wir thaten eben das, was andere Reisende zu thun pflegen. Wir nahmen für uns ein Fragment von einem Lendenknochen, und bestellten für einen guten Freund einen Schädel, die schon so sehr verschleppt worden sind, daß wir nirgends einen ganz unversehrten auffinden konnten. Durch diese beständig fortdauernden Entwendungen, und dann durch das heimliche Nagen der Luft, und Feuchtigkeit, die in jedem Augenblick Theile auflösen, oder forttragen, sind die Gebeine der Burgunder, die der Ueberlieferung zufolge vormals bis an die innere Decke eines gleich großen Gebäudes empor stiegen, so sehr zusammen geschwunden, daß sie sich in Form eines spitz zusammenlaufenden Daches nur noch einige Schuh über

die steinerne Einfassung erheben, von welcher sie zusammengehalten werden. Der fernern Verminderung könnte man dadurch vorgebeugt haben, daß man die Einfassung entweder weiter von der äussersten Mauer entfernt, oder die Oeffnungen der eisernen Gitter kleiner gemacht hätte. So sehr sich aber auch der Haufe von Gebeinen vermindert hat, so ist er doch immer noch ein merkwürdiges und rührendes Denkmal von der Tapferkeit der alten Helvetier, und von den schröklichen Verwüstungen und Trauern, welche die Raserey eines einzigen erlauchten Thoren in unzähligen Familien anrichten kann. Man braucht weder Schweizer, noch Burgunder, sondern nur Mensch zu seyn, um erschüttert zu werden, wenn man bedenkt, daß alle, oder die meisten Erschlagenen, deren Gebeine man vor sich sieht, Eltern, oder Geschwister, oder Weiber und Kinder in allen Theilen Europens hatten, und daß diese vielen Tausende in wenigen Augenblicken durch die scheuslichsten Verwundungen und Verstümmelungen den Ihrigen entrissen, und von der Erde vertilgt wurden. An manchen Gebeinen sieht man noch die Spuren der ungeheuren Schlachtschwerdter und Streitärte, wodurch sie gespalten, und ihre ehemaligen Besitzer getödtet wurden. Die noch übrigen Knochen sind durch die Länge der Zeit so ausgedörrt worden, daß, wenn man auch unter dem Winde steht, oder einzelne Knochen an die Nase bringt, man nicht den geringsten Todtengeruch spüren kann. Man findet aber in diesem Beinhause nicht bloß nahe ungesuchte Veranlassung zu sittlichen Rührungen und Be-

trachtungen, sondern auch zur Bewunderung der Allmacht und Güte, welche diejenigen Menschen erschuf, die hier von ihren Brüdern erwürgt wurden. Viele Knochen sind an gewissen Theilen so angefressen worden, daß man den ganzen innern Bau derselben so gut beobachten kann, als wenn sie von einem grossen Naturkundiger wären zubereitet und erhalten worden. Dies innere Zellengewebe der Knochen ist nicht minder fein und bewundernswürdig, als das von den zartesten Blättern und Pflanzen, die man zwischen den Fingern zerreiben kann. Ich übergehe die Inschriften, die man an allen vier Seiten des Gebäudes liest, und die schon von mehrern Reisenden abgeschrieben sind. Sie sind, wie alle Inschriften von Männern auf Männer seyn sollten, kernhaft, ohne allen Prunk, ohne Prahlerey, oder Spott gegen die Ueberwundnen; die neueste und schönste ist in teutschen Versen vom Herrn von Haller. Man könnte einen ganzen Tag zubringen, wenn man alle die Namen und Gedanken lesen wollte, die nicht nur an die Wände, sondern auch sogar an die Gebeine der Burgunder angekrizelt sind. Die umliegende Gegend schien recht zu einem Schlachtfelde, und zum Schauplatz einer so fürchterlichen Niederlage, als Karl der Kühne 1476. hier litt, von der Natur bestimmt zu seyn. Karl hatte sich an dem ganzen Gestade des Sees hergelagert, und das schweizerische Heer, das kaum halb so stark, als das Burgundische war, brach von den sanften Anhöhen, die sich in einiger Entfernung vom See erheben, mit unwiderstehlicher Gewalt in die feindlichen Schaaren ein.

Die muthlosen, oder geschlagenen Burgunder konnten nicht entfliehen, oder wurden bey Tausenden in den See gesprengt. Karl selbst war der einzige, oder einer von den wenigen, welche ihre mächtigen Pferde durch den See trugen. Einer alten Ueberlieferung zu folge henkte sich der Cammerdiener des Herzogs an den Schweif des Pferdes, und schwam mit seinem Herrn glüklich dem entgegengesezten Ufer zu. Als aber Karl noch einmal umblikte, und sein ganzes Heer, womit er die Schweiz zu unterjochen gedacht hatte, entweder zerstreut, oder in den Staub gestreckt, oder im See umkommen sah, zog er in einem Anfall von wüthendem Gram und Unwillen ein Pistol hervor, das er freylich besser gegen den Feind, oder gegen sich selbst gebraucht hätte, und erschoß seinen treuen Diener, als einen Elenden, der nicht werth sey, so viele tausend tapfere Krieger zu überleben. Wenn Karl auch das nicht that, was die Ueberlieferung von ihm erzählt, so hätte er es wenigstens sehr wohl thun können. Unzählige Unglükliche, die viel weniger heftige Leidenschaften, als Karl der Kühne hatten, haben in Augenblicken von Verzweiflung, Reste von Gütern, die sie hätten retten können, verachtet, oder selbst zerstört, weil sie viel mehrere und grössere verloren hatten.

Als wir das Beinhaus der Burgunder, und das umherliegende mit Blut gedüngte Schlachtfeld verliessen, trafen wir bis Avanches nichts an, was unsere mit Bildern des Todes und der Sterblichkeit angefüllte Einbildungskraft hätte zerstreuen können. Vielmehr wurde unsre einmal empörte Phantasie durch die

feyerliche Stille der herannahenden Nacht, und durch den melancholischen Schimmer des Mondes, den dunkle Bäume bald brachen, und bald ganz auffiengen, nur noch mehr in Bewegung gesetzt, und wir glaubten in den weissen Steinen, womit die Chaussee hin und wieder besäet war, eben so viele Gebeine von Burgundern zu sehen. Mit einer solchen Stimmung der Seele erreichten wir endlich die ersten Trümmer des alten Aventicum, die nach Murten hin, wie nach einer jeden andern Seite in der Entfernung von einer guten halben Stunde zerstreut liegen. Diese Trümmer bestehen, wie die Reste aller übrigen Römischen Städte, in Mauren, Säulen, Stücken von Wasserleitungen, künstlich gearbeiteten Böden u. s. w. Ich besinne mich nicht, daß ich in meinem ganzen Leben so lange, und mit so vieler Rührung an das Loos der Menschheit, und an die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge gedacht hätte, als in den Augenblicken, wo ich von den Ueberbleibseln des stolzesten Heers seiner Zeit in die Trümmer einer Stadt versezt wurde, welche Tacitus die vornehmste unter allen Städten Helvetiens nennt. Nicht bloß die Asche und Gräber, dachte ich, sondern auch die Tempel und Wohnungen der römischen Colonisten werden jetzt von dem Pfluge und Grabscheit umgewühlt. Von welchen Menschengeschlechtern werden wol deine und deiner Zeitgenossen Ueberbleibsel, die ihr jetzo meistens so gedankenlos auf den Ruinen des edelsten Volks der Erde einherwandelt, nach dreyzehn oder vierzehn Jahrhunderten zertreten werden? Hätte wol der gröste unter den Men=

schen, Julius Cäsar, oder wer sonst diese Stadt gegründet hat, daran denken können, daß eben die Germanier, die er in ihre dicksten Wälder zurücktrieb, seine Pflanzstadt erobern, und daß bald nachher eine ihm unerhörte und verächtliche Räuberbande aus dem entferntesten Asien, die nur deswegen die Erde verwüstete, weil die Römer durch ihre Tapferkeit, wie durch ihre Laster alle übrigen Völker aufgerieben hatten, daß diese sie gänzlich zerstören würde?

Das jetzige Wiflisburg ist durch nichts, als seine schon oft beschriebene Alterthümer merkwürdig, unter denen sich zwar keine Meisterstücke finden, die ich aber doch gerne gesehen hätte, wenn wir nicht so spät angekommen wären, und den folgenden Morgen früh hätten abreisen müssen, um noch Lausanne zu erreichen. Wir fuhren schon um sechs Uhr von Wiflisburg weg, und kamen durch Peterlingen, oder Payerne gegen Mittag in Moudon, oder Milden an. Alle eben genannte Städte sind weniger schön, lebhaft, und reinlich, als die Landstädtchen in der teutschen Schweiz, und ich vermuthe fast, daß sie von ihren zu grossen Privilegien und zu reichen Gemeinheiten, wie einige in dem Teutschen Gebiet des Cantons Bern, verzehrt werden. Unendlich blühender, als diese Städte, sind die Landschaften, die man zwischen denselben antrift, und vorzüglich das Thal zwischen Peterlingen und Milden, das gewiß zu den anmuthigsten im Pays de Vaud gehört. Dies Thal ist nicht ängstlich eingeschränkt, aber doch auch nicht so weit ausgedehnt, daß man nicht die unzähligen an den beyden Seiten der Berge

hängenden, und meistens neuen und mit Ziegeln gedeckten Häuser, wie die Abtheilungen der Wiesen und Gefilde, deutlich überschauen konnte. Im ganzen Thal aber zieht kein anderer einzelner Gegenstand die Augen so sehr auf sich, als das Schloß Lucens, ehemals ein Lustsitz der Bischöfe von Lausanne, und jetzo die Wohnung der Bernischen Landvögte von Moudon. Dies Schloß ligt auf einem hohen Felsen, und seine Lage selbst scheint zu verkündigen, daß die Besitzer das ganze Thal nicht nur übersehen, sondern auch beherrschen müßten. In Moudon trafen wir ausser andern Fremden einen fetten Französischen Financier an, der in der Schweiz nichts mehr, als die vortreflichen Gasthöfe, und die ausgesuchten Tafeln bewunderte. Von diesem gesprächigen Mann hörten wir, daß alles Obst in dem grösten Theile von Frankreich mißrathen sey, und daß eine einzige Pfirsche in Paris, und auch in andern Städten um einen bis zween Livres gekauft werde. Von diesen und ähnlichen Nachrichten kam er bald auf Neckern, dessen Fall seine lange gesammlete Wuth im geringsten nicht gemindert zu haben schien. Er beschuldigte den gestürzten Minister eines ungemessenen Ehrgeizes, und eines unbegränzten, wenn gleich heimlichen Eigennutzes. Sein Compte rendu sey weiter nichts, als eine künstliche Windbeuteley, indem er der Nation nicht allein nichts erspart, sondern ihre Schulden noch um 700 Millionen vermehrt habe. Dies sey ihm von dem Clienten irgend eines Prinzen vom Geblüte bewiesen worden, den er dafür in die Bastille habe setzen lassen wollen. Wenn ich Lust zu strei=

ten gehabt hätte, so würde ich ihn mit der einzigen Frage haben niederschlagen können: Wenn alles das wahr sey, warum denn er, und alle seine Brüder so sehr wider Herrn Necker aufgebracht wären, und warum in unserm ganzen Jahrhunderte der Hof nie so viel Credit, und Heere und Flotten, nie so viel Muth und Glück, als unter der weisen und thätigen Verwaltung von Necker gehabt hätten?

Von Moudon aus zieht sich der Weg vier Stunden hinter einander den kleinen Jura hinan, der von dem grossen Jura-Gebürge in einer beträchtlichen Strecke auslänft. Er ist nicht nur an seinen Abhängen, sondern auch auf den obersten Höhen mit Dörfern und einzelnen Häusern besezt. Auf dem höchsten Gipfel entdekt man die Ketten der Walliser und Savoyischen Schneeberge, und die weniger hohen und entfernten, aber ganz nackten Savoyischen Felsen, die bey hoher Sonne schwarzblau, gegen Abend aber dunkelroth aussahen, und bey weitem nicht mit einer so milden, und doch lebhaften Rosenröthe vergoldet waren, als die Schneeberge an ihren Spitzen zu zeigen pflegen. Eine Stunde vor Lausanne sahen wir den Genfer-See, aus welchem das sanfte Bild des Mondes zurükstrahlte. Erst gegen neun Uhr stiegen wir im Lion d'or ab, in welchem, wie in den übrigen angesehenen Gasthöfen der ganzen Französischen Schweiz, sowohl Wirthe, als Keller Teutsche, oder doch teutsche Schweizer sind. Es fehlt den französischen Schweizern wie den Franzosen an derjenigen Reinlichkeit und haushälterischen Ordnung und Pünctlichkeit, die zu einem

guten Gastwirthe gehören. Beyde spielen zu gerne, oder zu früh die grossen Herren, werden daher von ihren Leuten betrogen, und eben dadurch bald gezwungen, sich an den Reisenden zu erholen. Es ist ihnen also nicht möglich, sich neben den gesetztern, sorgfältigern, reinlichern und billigern Teutschen, und teutschen Schweizern zu erhalten.

Lausanne ist grösser als Göttingen, aber weniger bevölkert. Die Zahl der Häuser schäzt man auf dreyzehn hundert, und die der Einwohner auf acht bis zehn, einige aber nur auf sieben tausend. In der ganzen Stadt ist kein einziges prächtiges, weder privat noch öffentliches Gebäude. Das neue Spital macht in der Ferne einigen Eindruck; wenn man aber demselben nahe kommt, so findet man es in einem kleinen Winkel verstekt, und abschröckend unreinlich. Auch die Hauptkirche enthält fast nichts Merkwürdiges, als das Grabmal des Pabstes Felix des fünften, ehemaligen Herzogs von Savoyen. In keiner Stadt in der Schweiz habe ich so enge, unebene, ermüdend steile und säuische Gassen gesehen, als in Lausanne, und besonders in den Vorstädten. Man mag hinblicken, wohin man will, so stößt man allenthalben auf Merkmale von französischer Unreinlichkeit. Schwarze eckelhafte Wäsche hängt man nicht nur aus den Fenstern, sondern auf den öffentlichen Spatziergängen, und so gar an den Kirchen zur Schau. Fabriken und Manufacturen sind keine, oder doch von keiner Bedeutung hier, weil alle Nothwendigkeiten des Lebens hier noch theurer, als in Bern, und den übrigen Städten der teutschen Schweiz sind,

und die Triebfedern der Industrie fehlen, wodurch die Einwohner von Genf bisher eine noch grössere Theurheit überwanden. Unter den Künstlern, oder künstlichen Arbeitern zeichnen sich besonders die Herren Coste und Pergot aus, die beyde, alle Arten von Kleinodien, besonders feine Arbeiten aus Elfenbein und Haaren, in einem solchen Grade von Vollkommenheit machen, daß sie selbst nach Paris und London verschikt werden. Bey dem erstern sah ich ein mir unbekanntes Naturproduct, das für das Horn eines Einhorns ausgegeben, und auf 50 neue Louisd'or geschäzt wurde. Länge und Biegsamkeit hatte dies seltene Stück mit einem schönen Indischen Rohr gemein; die Farbe war aber anders, als die leztern zu haben pflegen. Der gröste Theil der Handwerker in Lausanne besteht aus Teutschen, und diese Stadt würde also noch viel menschenleerer seyn, wenn die entstehenden Lücken nicht einigermassen mit Fremden ausgefüllt würden. Sowohl die untern, als die mittlern Classen leben von den wenigen reichen adelichen, und fremden Familien, die sich hier niedergelassen haben, und den Winter wenigstens in der Stadt zubringen, oder auch von den vornehmen jungen Fremden, besonders Engländern, die sich hier der Sprache wegen aufhalten. In ganz Lausanne sind etwa vier Familien, die 40000 Franken, jeden zu zehn Batzen gerechnet: und etwa ein Dutzend, die zehn bis fünfzehn tausend jährlicher Einkünfte haben. Junge Engländer waren jetzo über vierzig hier, die, wie unsre jungen Landsleute, und die teutschen Schweizer alle in Pension gehen. In

solchen Pensionen erhält man nicht nur Wohnung, Mittags- und Abendtisch, und zwar sehr guten, Frühstück, Feurung und Licht, sondern auch täglich zwo Stunden gemeinschaftlichen Unterricht in der französischen Sprache mit den übrigen Mitgliedern der Pension, und für dies alles gibt man monatlich nicht mehr, als sechs neue Louisd'or; gewiß ein sehr geringer Preis an einem Orte, wo alles so theuer ist *)! Fast alle übrige Wissenschaften und Künste werden privatißime gelehrt, und solche Privatstunden werden zwar nicht alle nach einerley Taxe, aber doch immer sehr theuer bezahlt. In der teutschen Schweiz ist keine angesehene Familie, die nicht ihre Kinder, sowohl Söhne als Töchter, auf einige Jahre ins Pays de Vaud in Pension schikte, und dazu erwählt man am liebsten Lausanne, weil sich in keiner andern Stadt so viele gute Gesellschaft, und ein solcher Zusammenfluß von Fremden findet, und auch keine so sehr in dem Rufe steht, daß das Französische darinn rein gesprochen, und ausgesprochen werde. Diesen letzten Ruhm hat sich Lausanne wahrscheinlich am meisten dadurch erworben, daß schon seit geraumer Zeit so viele Fremde bloß um der Sprache willen hingekommen sind, und die Einheimischen sich eben deswegen mit desto größerm Eifer auf das Studium ihrer Sprache gelegt haben. Weil der Aufenthalt und Unterricht von Ausländern die

*) Wenn Sie von ohngefähr um eine Nachricht von einer guten Pension gebeten werden, so empfehlen Sie auf mein Wort Herrn Blanc, bey welchem sich mehrere Engländer, und auch mehrere meiner jungen Freunde mit vielem Vergnügen und Nutzen aufhalten.

Hauptnahrung, und Beschäfftigung der meisten Einwohner von Lausanne ausmacht, so entsteht daher nicht nur die schon oft gepriesene, und auch wirklich lobenswürdige Gefälligkeit gegen Fremde, sondern auch eine bisweilen zu weit getriebene Nachsicht gegen ihre Ausschweifungen. Ein junger Engländer zum Beyspiel wagte es einst, ein noch nicht reifes Mädchen von 13 Jahren an der öffentlichen Landstraße zu nothzüchtigen, wurde aber von einem Bauren, der in der Nähe war, an der Vollendung seiner schändlichen That gehindert. Dieser Frevel blieb nicht allein ungestraft, sondern der Frevler hatte die unerhörte Unverschämtheit, den Bauren wegen zugefügter Mißhandlungen zu verklagen, und brachte es auch wirklich dahin, daß der Retter der Unschuld dem verruchten Jungfern-Schänder auf eine gewisse Art Abbitte thun mußte. Ein anderer Engländer war rasend genug, in das Zuchthaus Feuer zu legen, weil man seine Mätresse hineingesteckt hatte. Man entdeckte den Thäter, ohne die That zu ahnden.

Lausanne unterscheidet sich nicht nur durch die Reinigkeit seiner Sprache, sondern auch durch die Reinigkeit seiner Sitten von vielen nicht größern Städten der Schweiz, und unsres Vaterlandes. In ganz Lausanne ist kein einziges eingebornes Frauenzimmer von Stande, das den Französinnen nachahmte, und öffentlich Liebhaber duldete, oder begünstigte. Die Frauen und Mädchen vom Mittelstande sind weniger geputzt, als bey uns, ungeachtet der Gebrauch der Schminke viel allgemeiner ist. Auch die Gelehrten gehen den neuen

Moden in der Farbe, und dem Schnitt von Kleidern u. s. w. viel langsamer nach, als die unsrigen. Der größte Vorwurf, den man dem Frauenzimmer, und der guten Gesellschafft überhaupt machen kann, ist Spielsucht. Diese geht so weit, daß sie Männer und Weiber von Spatziergängen abhält, und daß man vor acht oder neun Uhr, um welche Zeit die Spielgesellschafften auseinander gehen, die schönsten öffentlichen Promenaden öde und verlassen sieht. Dieser allgemeine Hang zum Spiel ist um desto sonderbarer, da man nirgends hohes Spiel spielt. Denn in Gesellschafften vom ersten Range kann man höchstens zwey Louisd'or, und in denen vom mittlern Stande höchstens einen Thaler verlieren. Der Allgemeinheit des Spiels muß man es wahrscheinlich zuschreiben, daß auch Geistliche, ohne Aergerniß zu geben, spielen, das heißt, an dem einzigen, oder Hauptamüsement aller Gesellschafften Theil nehmen können. Der Aufmerksamkeit, und strengen Sittensucht, welche die Geistlichkeit ausübt, hat man es zu verdanken, daß keine liederliche Häuser geduldet werden. Noch rühmlicher ist es für eine Stadt, wo so viele junge Leute von Stande einen Theil ihrer Bildung erhalten, daß Freydenkerey sich eben so wenig, als Unsittlichkeit öffentlich zeigen, und Proselyten machen darf.

Die Lage von Lausanne, und den umliegenden Gegenden habe ich nicht so schön gefunden, als sie mir von vielen ist beschrieben worden. Ich habe alle Promenaden in, und außer der Stadt, die merkwürdigsten Landsitze, und die vortheilhaftesten Standpuncte be-

sucht, allein ich habe keinen gefunden, den ich mit den schönsten Aussichten in, und um Costanz herum hätte vergleichen können. Die berühmte Promenade Mont-Benon, die gleich außer der Stadt liegt, besteht nur aus einer einzigen Allee, und ist bey weitem nicht so sauber, und wohl unterhalten, als die Spatziergänge um Zürch, und Bern. Rechts hat man gar keine merkwürdige Gegenstände, und links sieht man in eine Gruppe von Weingärten und Landhäusern hinab, die aber nicht mahlerisch sind, und einen zu eingeschränkten Vorgrund zwischen der Promenade und dem See bilden. Dieser letztere wird in der Gegend von Lausanne so wenig befahren, daß man den Mont-Benon mehrere Tage besuchen kann, ohne ein einziges segelndes Schiff zu entdecken, weßwegen der Kaiser den Genfer-See das todte Meer genannt haben soll. Wenn man mit seinem Blick über den See wegsetzt, so sieht man nichts, als niederschlagende Gegenstände: Zuerst das traurende savoyische Ufer, und dann die schwarzen und nackten savoyischen Felsen, die nicht erhaben, sondern abschreckend sind, und hinter welchen nur ein kleiner Theil der höchsten Spitze des Mont-Blanc hervorragt, welche man erst seit etwa vierzig Jahren (so erzählt man hier wenigstens) wahrzunehmen angefangen hat, vermuthlich, weil der Fels, der ihn bisher bedeckte, etwas von seinem Haupte verloren hat Der arme savoyische Landmann wird nicht so sehr durch die Auflagen, welche der Landesherr von ihm fordert, als durch die unmenschlichen Vorrechte des Closters la Ripaille niedergedrückt, welches unter andern in allen Der-

tern, die seiner Gerichtsbarkeit unterworfen, oder sonst von ihm abhängig sind, der einzige Erbe ist, wenn die verstorbenen Personen keine leibliche Kinder nachlassen. Durch diese Bedrückungen wird der Muth, und die Arbeitsamkeit des Landmanns so sehr niedergeschlagen, daß er die herrlichsten Reben in einem fruchtbaren, und mehr erwärmten Boden, als das ganze Pays de Vaud enthält, ohne Sorgfalt fast wild aufwachsen läßt, und eben deßwegen auch einen so herben Wein gewinnt, daß ihn kein Ausländer trinken mag. Den einsamen See, das vernachlässigte savoyische Ufer, und die kahlen savoyischen Felsen sieht man allenthalben, man mag hingehen, wohin man will: sowohl auf der Terrasse von der Hauptkirche, als auf Belle Vue, und auf dem Hügel, wo das Signal steht, von welchem man sonst die ausgebreitetste Aussicht nach Morges, Rolle, und selbst bis Nyon hinunter hat. Nur Schade, daß das Ufer des Sees, an welchem diese Städte liegen, von der Höhe des Signals betrachtet, zu flach und einförmig erscheint? Eine angenehme Wirkung macht es, daß fast alle Landhäuser im Geschmack der alten Schweizerischen Ritterschlösser erbaut, und an den Seiten mit Thürmen, oder doch mit Spitzen versehen sind, welche an die Thürme von Ritterschlössern erinnern. Große, prächtige, zum bloßen Vergnügen angelegte Gärten giebt es um Lausanne nicht. Der kleinste Theil der Gärten besteht aus Blumen- oder Gemüse-Beeten; der größte hingegen ist in Rebenland und Wiesengrund abgetheilt. Eben deßwegen, weil man bey der Anlegung von Gärten weniger auf das Vergnügen, als auf

den Nutzen sieht, findet man auch nur wenig Schatten, oder bedeckte Gånge, die um desto nothwendiger wåren, da die Hitze besonders in der Nachbarschafft des Sees bey anhaltend heller Witterung unertråglich ist. Dieser Unbequemlichkeit ungeachtet bringen alle angesehene Familien den Sommer auf ihren Landhåusern zu, wo sie, wie in der Stadt, Besuche geben und annehmen.

Heute sah ich dem Leichenzuge der verstorbenen Herzoginn von Curland zu, bey welchem rührenden Schauspiel ich wünschte, daß alle gefühllose, oder hartherzige Regenten unsres Erdtheils gegenwårtig gewesen wåren, damit sie gelernt håtten, welch ein unschåtzbares Glück es sey, um wahrer Verdienste, und Wohlthaten willen von seinen dankbaren Mitmenschen geliebt, und verehrt zu werden. Die verstorbene Prinzessinn lebte seit der Trennung von ihrem Gemahl auf Mon Repos, in einer der schönsten Gegenden vor Lausanne, hauptsåchlich in der Absicht, um sich stets des Raths des Herrn Tissot bedienen zu können. Weder ihre zerrüttete Gesundheit, noch ihre måßigen Einkünfte erlaubten ihr, einen glånzenden Hof zu halten, oder fürstlichen Aufwand zu machen. Ihr größtes Vergnügen fand sie in dem Umgange mit den Musen (und sie war vorzüglich eine Kennerin und Verehrerin sowohl der besten Teutschen, als Englischen Schriftsteller), in dem Umgange mit einigen würdigen und vertrauten Menschen, am allermeisten aber im Wohlthun, und in einer weisen Unterstützung der Armen. Durch ihr leutseliges Betragen hatte sie sich eine so allgemeine Liebe erworben, daß ich zweyfle, ob in un-

serm Jahrhunderte irgend ein Fürst in seinem eignen Lande so aufrichtig ist bedauert worden, als diese Prinzessinn in einem fremden Lande, wo sie unmöglich so viele Gelegenheiten haben konnte, sich um andere Mitmenschen verdient zu machen, als einem Regenten gegen seine Unterthanen offen stehen. Nicht bloß ihre Vertrauten, welche die ganze Liebenswürdigkeit ihres Charakters kannten, nicht bloß ihre Bedienten und die Armen, die an ihr die größte Wohlthäterinn und beste Gebieterinn verloren, sondern ganz Lausanne war über ihren Verlust untröstlich, und sogar alle Fremde, die sich eine Zeitlang hier aufgehalten hatten, beweinten ihren Tod, so sehr sie auch einsahen, daß das Leben für die edle Prinzessinn wenig wünschenswerth gewesen sey. Ihrer Leiche folgten außer den Personen, die zu ihrem kleinen Hofe gehörten, und ihren Bedienten, die alle den stärksten Ausdruck des tiefsten Kummers an sich trugen, mehrere Vornehme von Adel, die ganze Akademie, der ganze Rath, alle junge Engländer mit ihren Hofmeistern, die sich hier aufhalten, und eine lange Reihe von Bürgern, und Handwerkern aus der Stadt, unter denen viele nicht den geringsten Antheil an ihrer Wohlthätigkeit gehabt hatten. Während des Zuges, oder Leichengepränges wurden alle Buden, und Handwerksstätten, nicht aus Befehl, sondern aus eigner Bewegung der bekannten und unbekannten Verehrer der verstorbenen Prinzessinn verschlossen, und allenthalben, wo der Zug durchging, sah man traurende Gesichter, und bethränte Augen. Ihre ausgesuchte Bibliothek und Kupfersammlung hat die verstorbene

Herzoginn dem Herrn von Rosenberg hinterlassen, der ihr Chevalier d'honneur war, und ihrentwegen sein Vaterland verlassen hatte. Die übrige Verlassenschaft wird nach gewissen, von der Herzoginn selbst festgesezten Verhältnissen unter die Cammerfräulein, Cammerfrauen, und Bedienten so vertheilt werden, daß eine jede der Personen, die zu ihrem Gefolge gehört haben, ins künftige unabhängig von dem Dienste und der Freygebigkeit anderer wird leben können.

Bex, an den Gränzen von Wallis,
am 23sten Aug.

Gestern entschloß ich mich kurz und gut, nicht nur die heiligen Oerter der Heloise von Rousseau, wohin jezt alle Fremde von Lausanne aus wallfahrten, und wo sich besonders Engländer mit der Heloise in der Hand wochenlang aufhalten, sondern auch die berühmten Salzwerke bey Bex, und die Pisse Vache in Wallis zu besuchen.

Wir fuhren heute gleich nach fünf Uhr von Lausanne weg. Die erste halbe Stunde war der Weg rauh, und lief zwischen den hohen Mauren der Weinberge durch, die eben so beängstigend, als in der Nachbarschaft von Neufchatel waren. Nachher aber öfnete sich die Landschaft von beyden Seiten, und gewährte uns die ersten Aussichten, die neben denen am Bodensee eine Vergleichung aushalten können. An der linken Hand steigt der Jura nicht plötzlich und steil, wie am Bieler oder Neufchateler See, sondern allmälig in sanften Erhebungen und Wölbungen bis zu einer Höhe hinan, die man kaum mit den Augen zu erreichen im Stande ist.

Durch diese allmälige Erhebungen bildet das Gebirge unermeßliche sich neigende Flächen und Busen, die mit Weingärten, Landhäusern, Dörfern, Kirchen, und Ruinen von Ritterschlössern angefüllt sind. Anstatt daß die prächtigsten Weinberge mich bisher bald durch ihre Einförmigkeit ermüdeten, so konnte ich durch den Anblick der Weinberge im Ryfthale gar nicht gesättigt werden, weil ihre schönen Gestalten, und bald lieblichen, bald feyerlichen Verzierungen mit jedem Augenblicke abwechselten. Bisher glaubte ich, daß die Weinberge in der Gegend von Neufchatel die schönsten seyen, die man sehen könne; jezo bin ich überzeugt, daß die zwischen Lausanne, und Vevay die Neuenburger eben so sehr, als diese die Weinberge am Main, oder Neckar, oder Rhein, oder am Bieler See übertreffen. Auch die rechte Seite des Weges bietet interessante Gegenstände dar. Denn bald sieht man kleine Weinberge, die mit der größten Mühe angelegt sind, und unterhalten werden, bald reizende und mit trefflichen Obstbäumen bepflanzte Wiesen, bald ein einzelnes schönes Haus, oder einen abgebrochenen Thurm, oder ein ruhendes oder segelndes Schiff, endlich den sanften einladenden See, und jenseits desselben das savoyische Ufer, das unmittelbar mit schroffen Felsen begränzt zu seyn scheint. Eine halbe Stunde vor St. Saphorin wird die Gegend wilder. Große Felsen drohen an manchen Orten, die Straße und den Wanderer zu bedecken, und verschließen die entzückende Aussicht auf die obern Theile des Berges. Gerade in dieser Gegend wächst der edelste Ryf-Wein, oder Vin de la Vaud, der schon zu der Römer Zeit

gebaut worden ist; denn erst vor wenigen Jahren hat man in der Gegend von Cully ein Monument entdekt, auf welchem dem Libero Patri Cocliensi ein Gelübde gethan wird. Weder Lutri, noch Cully, noch St. Saphorin, noch die kleinen Oerter, wodurch man auf dem Wege nach Vevay fährt, sind so reinlich und gut gebaut, als die Städte im Teutschen Berner-Gebiete. Gegen Vevay wird das Ufer flächer und lachender, und sowohl der Berg, als der Weg entfernen sich weiter vom Ufer des Sees. Mit unbeschreiblicher Begierde und Aufmerksamkeit betrachtete ich die romantische Stadt und ihre bezaubernden Gegenden, deren meisterhafte Schilderungen ich erst vor kurzem wieder in der Heloise gelesen hatte. Der wirkliche Anblick rührte mich freylich stärker, als Rousseaus Schilderungen, da ich sie zum leztenmale las; allein das Vergnügen, das ich empfand, war doch sehr weit von den Ekstasen entfernt, in welche mich Rousseaus Heloise in den frühern Zeiten einer noch nicht genug bezähmten Phantasie versezte. Kein anderer Schriftsteller hat mich jemals so gänzlich aus der wirklichen Welt, in welcher ich wandelte und lebte, weggezaubert, und in das von ihm geschilderte und geschaffene Elysium hinüber gerükt, als der unsterbliche Dichter der neuen Heloise. Weil ich fürchte, daß die Erinnerung der Entzückungen meiner Jugend, welche mir der Anblick von Vevay selbst nicht wiedergab, mein Urtheil verfälschen möge, so will ich warten, bis ich zurückkomme, wo ich mich auch länger, als heute aufhalten werde. Wir blieben diesen Morgen nur so lange, als nö-

thig war, um zu frühstücken, und unsere Pferde auszuruhen zu lassen. Zum Frühstück setzte man uns eine Bouteille des edelsten Ryf-Weins, herrliche Bergbutter und köstliche Feigen vor, die in Vevay unterm freyen Himmel wachsen; die Pfirschen hingegen fanden wir, wie die Apricosen und Pflaumen, nicht so gut und so groß, als sie bey uns in guten Jahren zu seyn pflegen. Die Mittelmäßigkeit dieser feinern Obstarten in der wärmsten Gegend am Genfer-See muß man freylich größtentheils auf die seltsame Witterung schreiben, die wir in diesem Frühlinge gehabt haben; man wollte uns aber doch versichern, daß gerade die genannten Obstarten um Vevay herum weniger gut, als in manchen weniger sanften Gegenden gedeihen. Dies ist um desto mehr zu verwundern, da die Blumen aus der Nachbarschaft von Vevay von so edler Art sind, daß sie durch ganz Europa verschikt werden, und Feigenbäume und Rosmarinstauden das ganze Jahr durch ohne alle Gefahr in freyer Luft ausdauren. Den letztern ist der hiesige Boden und das hiesige Klima so angemessen, daß sie ohne Hülfe der Kunst die Dicke von einem starken Mannsarm erreichen. Ich fragte im Gasthofe nach den herrlichen Milchspeisen, (Laitages) die auf den Höhen des Jura in dieser Gegend gemacht werden, und die Rousseau für die wohlschmeckendsten in der ganzen Schweiz ausgibt; allein diese Leckereyen der Aelpler kann man nur an Markttagen haben. Ich fand unterdessen den kleinen fetten Ziegenkäse, der inwendig eben so weich, als dicker Rahm ist, nirgends so wohlschmeckend, als in Vevay.

zwischen der letztern Stadt und Villeneuve, wo wir zu Mittage speißten, wird der Genfer-See immer schmäler, die Gegenden wilder, die Flecken und Wohnungen seltener, und die Berge rücken endlich so nahe zusammen, daß es scheint, als wenn sie den Durchgang gänzlich verschliessen wollten. Das Merkwürdigste, was man auf diesem ganzen Wege sieht, sind die beyden Schlösser Chillon und Clarens. Jenes ist rund herum mit dem See umflossen, und hat einen Umfang von sieben Ackern Landes. Das letztere, welches so oft in der Heloise vorkömmt, ligt an dem Fusse hoher, aber fruchtbarer Berge, auf einer beträchtlichen Anhöhe, von welcher es das ganze Thal, und fast die ganze Hälfte des Sees, und des savoyischen Ufers beherrscht. Einen noch lange unersetzlichen Schaden hat der Vorgrund des Schlosses, und die ganze Aussicht durch einen ungeheuren Waldstrom gelitten, der in einer Breite von mehrern tausend Schuhen Wiesen und Weinberge weggeschwemmt, und den Grund mit entsetzlichen Felsstücken belegt hat. Wahrscheinlich muß diese Verwüstung erst vor wenigen Jahren geschehen seyn, weil Rousseau sonst dieses eigenthümliche Schweizerische Landschaftsstück nicht würde vernachläßigt haben. Das Schloß scheint gut erhalten zu seyn, allein der Erbauer wußte die Schönheiten der Lage gewiß nicht so gut zu schätzen und zu nutzen, als Rousseau. Die ganze Seite, die nach dem Wege und dem See zugekehrt ist, hat nur vier kleine Fenster, wodurch das Gebäude eher das Ansehen eines Gefängnisses, als eines Ritterschlosses erhält.

Wir assen in Villeneuve, einem todten mittelmässigen Orte, zu Mittag, und wurden mit einem belebten Kaufmann aus Vevay bekannt, der uns Muth machte, den Bernard zu besuchen, dessen Spitze ungleich merkwürdiger, als die des Gotthardts sey, und wenigstens eben so bequem auf Mauleseln erstiegen werden könne. Allein als wir unsern Kutscher fragten, ob er uns nach Sion oder Sitten fahren wolle, weigerte er sich schlechterdings wegen der ihm unerträglichen Unreinlichkeit der Wirthshäuser in Unterwallis.

Hinter Villeneuve, wo die Rhone sich in den See stürzt, wird der Boden sumpfigt, wie er gemeiniglich an solchen Orten zu seyn pflegt, wo ansehnliche Flüsse sich in Seen ergießen. Die Berge, zwischen welchen man durchfährt, sind eine Zeitlang so nahe, so hoch und so drohend, daß man sich in das Lauterbrunner und Grindelwaldthal wieder versezt glaubt. Einige Stunden vor Bex aber weichen sie wieder an beyden Seiten so weit zurück, daß ihrer Nachbarschaft nicht mehr drückend ist. Allenthalben sieht man niedliche Weinberge, oder fruchtbare Wiesen und Aecker, auf welchen leztern wir hin und wieder vier bis fünf Zugthiere, halb Pferde, halb Ochsen vor den Pflug gespannt sahen. Schon vor sechs Uhr kamen wir in diesem grossen, gutgebauten, und volkreichen Flecken an, der sechshundert streitbare Männer enthalten soll.

Vor uns haben wir einen der höchsten und majestätischsten unter den Wallischen Schneebergen, den Dent de Midi, der jezo in dem höchsten Glanze der Abendsonne schimmert, und hinter uns den Dent de

Morcles, den man gleichfalls erhaben nennen würde, wenn er nicht seinem viel grössern Nachbaren gegenüber stünde. In dieser Gegend war es wahrscheinlich, wo Hannibals Krieger zu zagen anfiengen, als sie zum erstenmal die unersteiglich scheinenden, und mit ewigem Schnee bedekten Berge in der Nähe sahen, über welche ihr kühner vor der Natur so wenig, als vor den Römern zitternder Feldherr sie führen wollte. Livius schildert den Eindruck vortrefflich *), den der erste Anblick der Alpen auf das Heer des Punischen Feldherrn machte. Eben diese Schilderung ist auch das ausführlichste und treffendste Gemählde von den Alpen, das ich mich besinne, in den Römischen Schriftstellern gefunden zu haben. Ueber die Seltenheit der Schilderungen der ausserordentlichen Phänomene, welche die Schweizerischen Gebürge darbieten, muß man sich um desto mehr wundern, da die Römer nichts weniger, als unempfindlich gegen die Schönheiten und Seltenheiten der Natur waren, und die Vornehmsten des Volks, besonders unter den Regierungen der Imperatoren, die heiße Jahrszeit gerne am Fuße der Alpen sowohl in Italien, als in Wallis zubrachten. Aus

*) Tum, sagt Livius im 21sten Buche im 32sten Capitel, quamquam fama prius, qua incerta in majus vero fieri solent, præcepta res erat, tamen ex propinquo visa montium altitudo, nivesque caelo prope immistae, tecta informia impositis rupibus, pecora jumentaque torrida frigore, homines intonsi & inculti, animalia, inanimaque omnia rigentia gelu, cætera visu quam dictu fœdiora terrorem renovarunt.

den unzähligen Denksprüchen, womit das Zimmer, worinn wir im Gasthofe à l'ours wohnen, allenthalben beschrieben ist, sieht man, daß die erhabne Natur im Walliser Lande alle Fremdlinge eben so sehr entzückt, als die Unreinlichkeit der Einwohner ihnen Grauen und Eckel eingeflößt hat. Ich will Ihnen einen von den Lobsprüchen auf die erstere, und eins von den Spottgedichten auf die letztere abschreiben.

O vous, tout admirateur de la belle nature,
Venez dans le Valais admirer ses tresors,
Ses monts majestueux d'etonnante structure,
Ses cascades des eaux roulantes sur la verdure
Pour contempler tout ça, faites quelques efforts.

Gleich unter diesen Zeilen stehen folgende:

O vous, qui desirès reposer mollement
Et gouter du sommeil les faveurs restaurantes,
Fuyes ces lieux remplis d'insectes malfaisantes,
De goitres, de cretins, d'ordures etouffantes.

Beyde Improvisadari sangen die Wahrheit, der letztere aber in bessern Versen, als der erstere.

Von der Sauerey der gemeinen Walliser erzählte mir neulich ein Freund, der das Volk genau kannte, einige Proben, welche die Abneigung unsres Kutschers, in Wallis zu übernachten, vollkommen rechtfertigten. Einst kam dieser gute Freund mit einbrechender Nacht in ein abgelegenes Dorf, und fragte die Wirthin, die eben mit der Säuberung des Kopfes ihres Kindes beschäftiget war, ob sie ihm wohl etwas zu essen, und ein Nachtlager geben könne? Die Walliserinn antwortete mit Ja, schüttelte den Schooß, in welchen sie das Ungeziefer aufgefangen hatte, nachläßig ab, und gieng fort, um das Abendessen zu besorgen. Die Un=

befangenheit der Wirthin machte meinen Freund natürlich begierig, ihre Kochkunst etwas genauer zu beobachten. Sie ersparte ihm aber die Mühe, die Zubereitung der Speisen, die er geniessen sollte, zu erforschen. Ohne im geringsten zu argwohnen, daß dem Fremden irgend etwas in ihrem Betragen aufgefallen seyn könne, kam sie bald mit verschiedenen Eyern wieder, und schlug sie, eins nach dem andern, in ihren Schooß hinein, der noch kurz vorher ein Behälter des eckelhaftesten Ungeziefers gewesen war. So bald mein Freund hörte, daß das entsetzliche Gemische, das man vor seinen Augen machte, zu einem Eyerkuchen für ihn bestimmt sey, eilte er, ohne ein Wort weiter zu sagen, aus dieser Europäischen Hottentottenhütte weg, und machte, seiner Müdigkeit und der dunkeln Nacht ungeachtet, noch einen Weg von mehrern Stunden, um ein anderes Dorf zu erreichen. Eben dieser Freund versicherte mich, daß der gemeine Mann in manchen Gegenden von Wallis noch nichts von Tellern, Tischtüchern, u. s. w. wisse. Wenn man essen wolle, so setze man die Speisen in einer grossen Schüssel auf einen hölzernen Tisch, der aus dicken Bohlen bestehe, und so viel Löcher habe, als die Familie Personen enthalte. Wenn die Speisen aufgetragen seyen, so greife ein jeder zu, und fülle nach seinem Belieben, so viel als er zur Stillung seines Hungers brauche, in sein Loch, das die Stelle von Tellern vertrete, und nicht öfter und sorgfältiger, als die Gefässe und Schläuche der Kalmyken gereinigt werde.

Lausanne, am 26sten Aug.

Weil die drey letzten Tagereisen nicht wenig ermüdend waren, so werden wir heute ausruhen, und ich will Ihnen kürzlich erzählen, was uns gestern, und vorgestern Merkwürdiges vorgekommen ist.

Vorgestern fuhren wir sehr früh aus Bex weg, um die Pisse Vache recht in Musse zu betrachten, und doch wieder zu Mittage in Bex speisen zu können. Dies läßt sich bequem thun, weil der Weg nicht nur im Berner, sondern auch im Walliser-Gebiet bis Sitten vortreflich gemacht ist.

Je mehr wir uns den Gränzen von Wallis näherten, desto romantischer wurden die Gegenden. Bey der Brücke über die Rhone, die das Berner- und Walliser-Gebiet mit einander verbindet, lassen die sich begegnenden Bergketten nur eine so geringe Oeffnung, daß der Eingang in Wallis, und die Stadt St. Moritzen (St. Maurice) mit einem kleinen Häuflein gegen ein unermeßliches Heer vertheidigt werden könnte. Ich dachte hier nicht sowohl an die Vestungswerke, welche die Natur selbst um das Land und die Freyheit der Walliser hergebaut hat, als an die unbegreifliche Nachläßigkeit, womit die ehemaligen Bewohner dieses Landes diesen engen Paß ihren Räubern und Bezwingern, den Carthaginensischen und Römischen Feldherren offen liessen, von welchen man nirgends ließt, daß sie gerade bey diesen Schweizerischen Thermopylen grosse Gefahren oder Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hätten. Wenn ich auch in der ganzen Schweiz keinen Ort wüßte, wo ich ge-

wiß überzeugt seyn konnte, daß ich Cäsars und Hännibals Fußtapfen betreten hätte; so liesse sich dieses doch mit Zuverläßigkeit von der bey St. Maurice über die Rhone geschlagene Brücke behaupten, unter welcher die Wasser dieses Flusses eben so schnell und trübe fortfliessen, als die der Reuß, der Aar, und andere Gletscherströme, bevor sie sich in Seen gereinigt, und besänftigt haben. Nicht weit von St. Maurice soll die Thebaische Legion, welche der ganzen Schweiz Heilige und Schutzpatronen gegeben hat, niedergehauen worden seyn, und in der Nachbarschaft dieser Stadt war es wahrscheinlich auch, wo Galba von den Galliern mitten im Winter belagert, und von dem mit unglaublicher Geschwindigkeit über die Alpen fliegenden Cäsar gerettet wurde. Die Walliser in St. Maurice sowohl, als in den Dörfern, die wir gesehen haben, sind viel weniger unreinlich in ihren Kleidern, als in ihren Wohnungen. Die letztern sind fast durchgehends niedrig, und hauchen einen so entsetzlichen Geruch aus, daß wir beym Durchfahren durch St. Maurice unsere Nasen dagegen verwahren mußten. Dies ist um desto auffallender, da nicht leicht einer andern Stadt die Reinlichkeit so leicht gemacht wird, als diesem Gränzorte von Wallis, weil nicht bloß fliessendes Wasser, sondern reissende Bäche in tieffen Canälen durch die Strassen lauffen. Die Wohnhäuser sind fast alle von Stein gebaut, aber so nachläßig und kunstlos, daß sie oft nur zusammengeworfene, und durch keinen Mörtel verbundene Hauffen von Bruchstücken zu seyn scheinen. Die Thüren sind so

schmal und niedrig, als wenn die Walliser nicht in ihre Häuser hinein gehen, sondern nach Art der Negern, und meisten Wilden in allen Erdtheilen hinein kriechen wollen. St. Maurice besitzt noch mehrere merkwürdige Römische Alterthümer, von welchen Sie, wenn Sie wollen, im Fäsi einige Nachrichten nachlesen können. Das Walliser Thal, so weit ich es gesehen habe, unterscheidet sich von allen andern Schweizerischen Thälern auf mehrere Arten. Ungeachtet es dem Augenschein nach höchstens eine halbe Stunde, und an manchen Orten nicht einmal so breit ist, und die Berge, womit es auf beyden Seiten umringt wird, zu den höchsten der Schweiz gehören, so hat es doch nichts düsteres, oder beängstigendes, sondern es ist viel heiterer, als alle andere von hohen Bergen umschlossene mir bekannte Thäler, weil die Spitzen der Berge viel weiter, als ihre Füße von einander entfernt sind, und die Berge selbst, einige wenige ausgenommen, sich mit ihren Gipfeln nicht nach Wallis, sondern entweder nach dem Canton Bern oder nach Italien hinüber neigen, anstatt daß die Felsen und Berge, womit das Lauterbrunner, oder Grindelwaldner, oder Haßli- und Engelbergerthal ummauret ist, entweder senkrecht abgeschnitten, oder gar überhängend sind. In Wallis sieht man alle seltene und hinreißende Schauspiele, welche hohe Berge darbieten, am nächsten, mannigfaltigsten, und in ihrer größten Pracht beysammen, doch mehr an der linken, als an der rechten Seite. Die Bergkette, welche Wallis von Italien trennt, entzieht sich dem Auge größtentheils, und zeigt selten etwas weiter, als ihre unge-

heuren Fundamente, die in fünf oder noch mehrere hundert Schuh hohen, und meistens steilen Felsmassen bestehen. Die Berge an der linken Hand hingegen fesseln den Reisenden entweder durch ihre unersteigliche, bald ganz kahle, bald beschneite, und in der Sonne schimmernde Gipfel, oder durch ihre unendlich abwechselnde Einkerbungen, und Absätze, oder durch ungeheure Risse und Brüche, welche durch Erdbeben oder andere gewaltige Revolutionen entstanden sind, oder durch drohende Felswände, und furchtbare Trümmer ehemaliger Bergfälle, und Lauinen, oder durch den kühnen Sturz von schäumenden Gletscherwassern, oder endlich durch den sanftern Fall von kleinern Bächen, die in Silberschaum aufgelöst werden, und sich allmälig so tiefe Betten in den Felsen ausgegraben haben, daß man sie kaum wahrnehmen kann. Die Füße, und mittlern Höhen dieser Berge sind entweder mit Waldungen, oder auch mit reizenden Fluren, und Weiden bekleidet, aus welchen sich hin und wieder die ruhigen Wohnungen ihrer Besitzer hervorgeben. Wenn man aber seine Augen von diesen Scenen weg, und auf diejenigen Gegenstände hinwendet, von welchen man am nächsten umgeben ist, so wird die Bewunderung, oder ruhige Freude, womit man erfüllt war, in Unwillen, oder Mitleiden verwandelt. Man sieht nämlich das fruchtbarste Thal in der ganzen Schweiz, das Veltlin ausgenommen, fast ganz mit wildem Gebüsche bewachsen, und entdeckt nur in der Nachbarschafft von Städten, und Dörfern einige Wiesen und Gärten, oder Fluren und Weinberge, aber auch diese so nachlässig be-

baut und unterhalten, daß man nicht in der Schweiz, sondern in Savoyen zu seyn glaubt. Dieser auffallende Mangel von Cultur ist keine Wirkung von Bedrückung und Tyranney, wie in Savoyen, sondern eine Folge der Trägheit, die fast immer mit Barbarey, und Mangel von Aufklärung verbunden ist. Eigentliche Cretins fanden wir nicht, ungeachtet ich mich durch meinen Kutscher mehrmalen darnach erkundigen ließ. Die Walliser von beyderley Geschlecht, die wir sahen, hatten keinen so hohen Wuchs, als die Bernischen Oberländer; sie sind aber doch dauerhaft, nervigt, und von blühender Farbe. Blaue Augen, und blonde Haare sieht man, glaube ich, in ganz Wallis, wenigstens in Unterwallis nicht.

Als wir uns der Pissevache näherten, waren wir nur für diese ganz Aug und Ohr. Sie gewährt in die Ferne einen noch prächtigern Anblick, als der Staubbach, weil sie eine fast eben so hohe, und dabey viel breitere, und dickere Wassersäule bildet. Zuerst sahen wir sie von der rechten Seite, wo man es am deutlichsten bemerkt, wie der Strom, der von einem im Thale unsichtbaren Schneeberge herabkommt, sich von der Felswand losreißt, und größtentheils in den leeren Luftraum stürzt. Alsdann giengen wir von vorne so nahe hinzu, als möglich; da wir aber dem Fall am nächsten waren, konnten wir kaum unsere Augen aufschlagen, weil der Wind die Staubwolken fast in gerader Linie auf uns, und die Rhone zu trieb. Am zugänglichsten war er von der linken Seite, an welcher wir über einen ungeheuren Haufen kleinerer und

größerer Steine, welche der Bach selbst herabgeworfen hat, bis zu seinem Bette hinaufstiegen, in, oder vielmehr an welchem er herabstürzt, wenn er am stärksten ist, oder der Wind seine Wellen nach dieser Seite hinwirft. In diesem Bette waren wir vom Falle nur zwanzig bis fünf und zwanzig Schritt entfernt, ohne naß zu werden, und auf eben diesem Standpuncte konnten wir den Sturz der Wellen, die Abgründe, in welche sie hinein fallen, die Regenbogen und Staubwolken, welche sie hervorbrachten, am bequemsten, und vortheilhaftesten beobachten. Nachdem ich den Wallisischen Wasserfall, den viele für den merkwürdigsten in der ganzen Schweiz ausgeben, von allen Seiten untersucht hatte, so entschied ich sogleich, daß er weder mit dem Rheinfall bey Schaffhausen, noch mit dem Fall des Reichenbachs im Haßlithal verglichen werden könne. Die Pissevache stürzt von einer größern Höhe herunter als beyde, und diese Höhe schätze ich ohngefähr auf fünfhundert Schuh; sie ist glänzender, und vielleicht auch reicher an Wasser, als der Reichenbach, allein dieser Reichthum wird durch das breitere Bett zu sehr vertheilt, als daß sie solche Seelenerhebende Vorstellungen, und Empfindungen von Kraft, und Geschwindigkeit erzeugen könnte, als man beym Rheinfall, und Reichenbach in sich wahrnimmt. Ich genoß vielleicht mehr gegenwärtiges Vergnügen, als bey dem Anblick der letztern, allein ich wurde weder so betäubt, noch so tief in mich selbst versenkt, als bey diesen. Ich konnte vielmehr auf der Stelle ohne mächtiges Gegenstreben, und ohne durch

das unwiderstehliche in sich selbst hineinreißende Schauspiel beständig zerstreut zu werden, meine Beobachtungen ordnen, und in Worte einkleiden. Von der linken Seite, von welcher wir den Wasserfall fast eine Stunde betrachteten, schien es, als wenn kaum die Hälfte des Wassers an der sich nur wenig neigenden Felswand herabschösse, und die größere Hälfte sich in unzähligen größern, und kleinern Wellen in die freye Luft hinabwürfe. Die kleinern Wellen zerstäubten ganz in feinen kaum sichtbaren Nebel: die größern hingegen wurden zwar immer dünner, und gestreckter, erreichten aber doch noch zuletzt, als zusammenhängende Wassersäulen *) schäumend den untersten hervorragenden Theil der Felswand, von welcher sie meistens in der Gestalt von dichten Wolken wieder empor stiegen. Auf dem Standpuncte, wo wir zuletzt stehen blieben, waren wir fast ganz über diese Staubwolken erhaben, welche die Wellen entweder im Fallen, oder durch das Zurückprellen von dem Felsen erzeugten. Hier konnten wir also um desto besser wahrnehmen, was wir vorher gefühlt hatten, daß diese Wolken unzerstreut nicht nur sechs bis achthundert Schritt bis an die Rhone, sondern selbst bis über den Fluß weggetrieben wurden. Was wir beym Staubbach gar nicht, und beym Reichenbach nur von Zeit zu Zeit hörten: das Geprassel von Felsstücken, die von dem stürzenden Strome herabgerissen werden, das dauerte bey der Pissevache unaufhörlich fort. Allein dies Geprassel war der größern

*) Wasserfäden wäre passender; und ich glaube auch fast, daß ich so in meinem Manuscript geschrieben hatte.

Höhe des Falls ungeachtet doch nicht in so großer Ferne hörbar, und heftigen Donnerschlägen nicht so ähnlich, als beym Reichenbach, weil die Gewalt, und Geschwindigkeit des herabschießenden Wassers viel geringer ist. Der Strom selbst erregt auch nicht ein so betäubendes, und donnerndes Getöse, als der Rhein, oder der Reichenbach, sondern man kann das Geräusch der Pissevache, wie das des Staubbachs, eher ein Geplätscher nennen. Regenbogen aber kann man, glaube ich, bey keinem natürlichen oder künstlichen Wasserfall schöner, und abwechselnder, als bey der Pissevache sehen. Je höher und näher wir an dem Wasserfall hinaufstiegen, desto größer wurden die Regenbogen, und desto lebhafter, und abstechender die Farben. Wir sahen beständig zween über einander, wovon aber der größere mattere, und mehr zusammenfliessende Farben hatte, als der kleinere, der uns, wie beym Staubbach, umschloß. Je nachdem der Wind die Staubwolken mehr oder weniger auf uns zutrieb, desto kleiner oder größer wurden die Regenbogen, und desto stärker oder schwächer die Farben, womit sie prangen. Die immer neuen Schauspiele, welche die steten Verwandlungen, Entstehungen, und Verschwindungen der Regenbogen, und die abwechselnden Richtungen, und Wendungen der Staubwolken dem Auge verschafften, würden uns noch länger ergötzt haben, wenn wir diesem Vergnügen auch mehr, als eine Stunde hätten schenken können.

Gleich nach Tische machten wir uns wieder auf den Weg, um die berühmten Werke zu sehen, welche die

Regierung von Bern bey Bex in den Felsen hat hinein hauen und anlegen lassen. Wir bestiegen einen mit zween Ochsen bespannten Char à banc, weil der Weg für andere Fuhrwerke zu steil ist. Der Char à banc ist ein der Schweiz eigenthümliches Fuhrwerk, welches vorzüglich in engen, und steilen Wegen gebraucht, und alsdann von mehrern Ochsen, auf ebener Straße aber nur von einem Pferde gezogen wird. In diesem Fuhrwerke, das meistens an der Seite, und auch oben bedekt ist, können vier bis fünf Personen neben einander sitzen, deren Gesichter aber nicht nach den Pferden, sondern nach der offnen Seite hingekehrt sind. Damit man sicher sitze, ist ein Querholz, als ein Schemel angebracht, auf welchem die Füße ruhen, oder wogegen man sich mit den Füßen stemmen kann. Wir fuhren mit unserm, zwar nicht sehr geschwinden, aber desto sicherern Vorspann über zwo Stunden, ehe wir den Eingang der prächtigen Gänge und Gallerien erreichten, welche zu der Hauptquelle, zu dem großen Rade, wodurch die Sohle aus einem 75 Schuh tiefen Abgrunde herausgehoben, und das von einem 400 Schuh hoch durch den Felsen geleiteten Bach getrieben wird, und endlich zu dem großen Behälter führt, aus welchem das Salzwasser Stunden weit in die Gradirhäuser u. s. w. fließt. Ich will Ihnen weder die Länge, Bequemlichkeit, und Richtungen der in den Felsen gehauenen Gänge, noch die Bestandtheile des Felsens selbst, noch die Größen der Räderwerke und Behälter, noch die Reichhaltigkeit der Salzquellen, noch die Pracht der zu dem Salzwerke gehörigen Gebäude, die wir auf unserm Rückwege sahen, um-

ständlich beschreiben, da sie alle diese Umstände in einer Schrift des Herrn von Haller von diesen Salzwerken, denen er sechs Jahre vorstund, genauer und umständlicher, als ich sie Ihnen anzugeben im Stande wäre, lesen können. Ich schränke mich nur auf einige Eindrücke, oder Empfindungen ein, die ich auf dieser Reise erhalten habe. Der Weg zu den Salzwerken ist so gebahnt, als die schönste Chaussee, aber auch zugleich so schmal, daß nur eben Raum genug für ein kleines Fuhrwerk da ist, und die Räder auch des schmalsten Fuhrwerks fast immer an dem Rande eines entsetzlichen Abgrundes herlaufen, dessen Tiefe Sie daraus beurtheilen können, daß man zwo Stunden hinter einander Berg an fährt. Zwar ist der Blick in diese gräßliche Tiefe, in welcher ein wilder Waldstrom braust, meistens durch Gebüsche verschlossen, die an der Seite des Weges wachsen, und gegen den Abgrund hinab hangen; allein diese Gebüsche sind an manchen Orten zu dünn, und nicht selten hinunter gestürzt, und alsdann war es, als wenn die geringste Bewegung uns in die Schlünde, über welchen wir im eigentlichsten Verstande hingen, hätte hinabwerfen können. Am allergefährlichsten war es an solchen Stellen, wo der Weg eine andere Richtung nahm, und das Fuhrwerk sich um eine Ecke drehen mußte. Hier schien ein Sturz fast unvermeidlich, besonders an einigen Stellen, wo der Rand des Weges ausgebröckelt war, und die Gleise auszuweichen angefangen hatten. Ungeachtet ich schon ziemlich daran gewohnt bin, in Abgründe hinab zu schauen, und an ihnen herzufahren, und herzuwandeln, so konnte ich es doch nicht im Wa-

gen aushalten. Noch jezo fühle ich eine allgemeine Erschlaffung aller meiner Muskeln, wenn ich an einige Situationen dieser Bergreise zurükdenke.

Die Luft in den Gallerien war viel kälter, als in der Felshöhle bey Locle, und dies war um desto empfindlicher, da wir uns auf dem Wege erhitzt, und alle Kleider, die wir nicht gerne verderben wollten, gegen leinene Kittel abgelegt hatten. Fast noch unleidlicher aber war mir der starke Schwefelgeruch, der mich anfangs so sehr beleidigte, daß ich meine Nase mit einem parfümirten Schnupftuch zuzuhalten gezwungen wurde. Noch nie habe ich die Süßigkeit des Tageslichts, wie Vater Homer sagt, so sehr gekostet, als da ich aus den dumpfigten, und schwefeligten Felsengängen wieder in die freye, und heitere Luft zurückkehrte.

Ich habe Ihnen schon einige male die Vortrefflichkeit der Bernischen Gasthöfe selbst auf dem Lande gerühmt, nicht sowol weil ich Bequemlichkeit und Leckereyen mehr, als andere liebe, sondern um Sie auch von dieser Seite auf das Eigenthümliche der Schweiz aufmerksam zu machen. Aus eben diesem Grunde lasse ich es nicht unbemerkt, daß ich den besten Tisch, und die niedlichsten Gerichte in der ganzen Schweiz, da wo ich es am wenigsten erwartet hätte, in Bex an den Gränzen von Wallis gefunden habe. Ich kenne nichts schmackhafteres, als junge Cartoffeln und Castanien à la crême, und die Karpfen aus dem Genfer-See, von dem Wirth selbst nach einer eigenthümlichen Manier zubereitet. Gern hätte ich von eben dieser Meisterhand auch Seeforellen gegessen, allein für diese gros-

se und kostbaren Fische war unsere Gesellschafft zu klein. Man bezahlt das Pfund Seeforellen sowohl hier, als in Lausanne und Genf, mit einem Gulden, bisweilen mit zwanzig Batzen, oder gar einem Thaler. In Gasthöfen trifft man sie daher nur selten, und immer nur an großen Wirthstafeln an.

Auf meiner Rückreise nach Lausanne gab ich auf nichts so sehr Acht, als auf Vevay, und die umliegende Gegend, die man für die schönste, oder eine der schönsten am Genfersee hält. Vevay mit dem daran gränzenden Tour de Peils sind beyde auf einer Erdzunge erbaut, die in den Genfersee nach dem Savoyischen Ufer zu läuft. Beyde Städte haben zwar nicht viel breitere, aber ebnere und regelmäßigere Gassen, und viel mehr schöne und reinlichere Häuser, als Lausanne. Vevay ist auch lebhafter, als Lausanne, weil sich nicht nur ein großer Theil des Adels aus dem Pays de Vaud darin aufhält, sondern weil sie auch die erste, und vornehmste Niederlage der Sanenkäse, und Ryf-Weine ist. So sehr aber auch die kleinere Stadt die größere an Zierlichkeit und Reinlichkeit übertrifft, so weiß ich doch kaum, ob die Lage der einen der Lage der andern vorzuziehen sey. Vevay ist mit den herrlichsten Wiesen, Weinbergen, und Wäldern umringt, allein diese umkränzen auch Lausanne. Bey Vevay ist der See noch tiefer und schmäler, und die Savoyischen Felsen von Meillerie näher, und furchtbarer, als bey Lausanne; allein bey der letztern Stadt ist der See viel breiter, und die Aussicht ausgedehnter, indem man in beyde Hörner, und an allen vier Ufern hinabsieht, wel-

che der in einen halben Mond sich krümmende See bespült. Die Felsen von Meillerie sind drohender, als die, an welche man von Lausanne aus hinanblickt; allein dieser Zuwachs des Furchtbaren ist nicht für alle Menschen ein Zuwachs von Schönheit, wenigstens nicht für mich, dem die Savoyischen Lausanne gegenüber liegenden Felsen schon zu öde, und doch nicht erhaben scheinen. Um Lausanne herum sieht man endlich fast von allen Standpuncten Spitzen von Schneebergen, allein diese werden bey Vevay, wenn man nicht den Jura hinansteigt, durch die nähern Berge und Felsen bedeckt. Diese größere Nähe der Felsen, und die Eingeschränktheit der Aussichten sind es auch, warum ich die öffentliche Promenade in Vevay, derriere l'Isle genannt, dem Mont-Benou in Lausanne, dem sie sonst sehr ähnlich ist, weit nachsetze. Wenn ich aber auch noch zweyfelhaft wäre, ob ich die Gegend um Vevay, oder um Lausanne für die schönste erklären sollte, so würde ich mich doch keinen Augenblick bedenken, wenn man mich fragte, ob mir noch eine andere Gegend besser, als diese beyde, gefiele? Zwischen Lausanne und St. Saphorin wollte ich viele einzelne Plätze angeben, die mit den vereinigten Reizen der Lagen von Vevay, und Lausanne noch mehrere andere, und eigenthümliche verbinden, und unter diesen am allermeisten die unermeßlichen Höhen, Ausdehnung, und Mannigfaltigkeit der mahlerischsten Weinberge, die gewiß alle Werke, und Anstrengungen der Phantasie der größten Künstler, und Dichter beschämen.

Ungeachtet der Genfer-See die beyden Tage über,

während welcher wir an demselben herfuhren, beständig glatt, oder wenig bewegt war, so glaube ich doch, daß ich fast alle Hauptschattirungen, deren seine Oberfläche fähig ist, die einzige des Sturms ausgenommen, bemerkt habe. Bald schien er dunkel oder schwärzlich, bald heller und himmelblau; dann wieder grün oder grünlich, und bald darauf grau, und ins weiße spielend. Oft war er ganz glatt, bisweilen aber auch mit silbernen, oder gelben, oder blauen Streifen durchschnitten. Nach allem, was ich gesehen habe, halte ich es für unläugbar, daß die Farbe von Seen, wenigstens bey stillem Wetter, nicht sowohl durch die Tiefe derselben, als durch die Farben von Gegenständen, womit sie umgeben sind, oder die über ihnen hängen, bestimmt wird.

Morgen breche ich nach Genf auf, wo ich nicht weiß, ob ich Zeit zum Schreiben finden werde. Meinen nächsten Brief erhalten Sie von Nidau, und in diesem melde ich Ihnen, wann ich nach Basel abzureisen gedenke. Es ist mir unendlich lieb, mit meinen vertrautesten Freunden bald wieder vereinigt zu werden; allein ich läugne nicht, daß es mich innig schmerzt, daß ich schon jetzo die Schweiz wieder verlassen muß.

Am 26sten Aug. 1782.

Dritter Brief.

Genf, am 28sten Aug.

Bester Freund,

Das schlechte Wetter und ein geschwollener Backen hindern mich heute Nachmittag auszugehen, und ich

fange deßwegen in einem neuen Briefe an, mein Tagebuch fortzusetzen.

Nur selten ist meine Erwartung in einem so hohen, und unangenehmen Grade getäuscht worden, als auf unserer gestrigen Reise von Lausanne nach Genf. Nach allen Erzählungen und Beschreibungen, die ich gehört oder gelesen hatte, erwartete ich zwischen diesen beyden Städten Gegenden und Aussichten, die alles übertraffen, was ich bisher in der Schweiz bewundert hatte. Allein aufrichtig zu reden, rechne ich diese so allgemein gepriesene Landschafft, wie man sie von der Landstraße wahrnimmt, zu den mittelmäßigsten, die ich bisher außer meinem Vaterlande gefunden habe. Von Lausanne aus fährt man eine Zeitlang zwischen artigen Landhäusern, die aber nicht in Gärten, wie wir sie in Teutschland zu sehen gewohnt sind, sondern in fetten mit Bäumen besetzten Wiesen liegen. Wenn die Landgüter der Einwohner von Lausanne aufhören, so trifft man bis Morges recht gut bebaute, aber im geringsten nicht außerordentlich fruchtbare Aecker an; denn Weinberge können hier wegen des fast ganz flachen Bodens nicht angelegt werden. Von Morges bis Genf verschlimmern sich die Gegenden, so weit man sie vom Wege überschauen kann, so sehr, daß wir uns oft einander fragten, wie man doch diese Gestade des Genfer-Sees jemals mit den Ufern des Boden-Sees vergleichen, oder auch nur denen des Zürcher-Sees habe vorziehen können? Man fährt fast beständig nahe an dem flachen, oder angefressenen, und immer kahlen Gestade des Sees her, und hat also zur Linken immer die-

selbige einförmige Wasserfläche, und dieselbigen Savoyischen Felsen, mit deren Anblick wir schon einige Tage gesättigt waren. Oft sahen wir zu beyden Seiten nichts, als elende mit Disteln, oder unfruchtbaren Binsen, und Schilf bedeckte Gemeind-Weiden, die nicht selten durch kleine Erdhügel, oder hohe Ufer in einiger Entfernung begränzt wurden, und uns alle Aussicht verschlossen. Wenn aber auch die nächsten Gegenstände nicht so traurig, und die Aussicht nicht so eingeschränkt war, so kamen wir doch niemals in eine vorzüglich reizende Landschaft. Sowohl die Gärten, als Felder und Weinberge waren mittelmäßig, oder schlecht bebaut, und von den letztern bemerkten wir so wenig, daß wir nicht begreifen konnten, woher dann aller der treffliche la Cote Wein komme, womit ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Galgen sahen wir mehr, als Dörfer und Städte, und ich glaube, daß wir der erstern fast ein ganzes Dutzend gezählt haben. Wenn ich Morges ausnehme, das eine schöne Kirche, und einige prächtige Häuser hat, so ist unter allen Oertern an dieser Küste des Genfer-Sees kein einziger, der die Vergleichung mit den kleinen Städten, und Flecken der Teutschen Schweiz aushalten könnte. Man ververmißt in jenen allenthalben die Reinlichkeit und Ordnung, die diesen so eigenthümlich ist, und wenn also auch die Gebäude im Pays de Vaud grösser, und prächtiger sind, als in der Teutschen Schweiz, so sind sie doch selten so gut erhalten. So wenig ich aber den Reisenden beystimmen kann, welche die Oerter, und Gegenden am Genfer-See als ein Europäisches Elysium

beschreiben, so glaube ich doch, daß ich es ohne vorhergegangenen Unterricht würde bemerkt haben, daß Versoy, und der kleine Strich des französischen Gebiets, der die Besitzungen des Cantons Bern, und der Republik Genf scheidet, einer andern Regierung unterworfen seyn müsse, als die Strecke Landes, die ich von Lausanne aus durchreiset hatte. In Versoy gingen die Einwohner meistens in zerrissenen Lumpen einher, und ihre Häuser, und Geschirr waren in keinem bessern Zustande, als ihre Kleidung. Von einigen Hütten waren die Wände eingefallen, an andern fehlte ein Theil der Ziegel, oder die zerbrochenen Fensterscheiben waren auch mit alten Lumpen, oder Papier zugeflickt. Diese verfallenen, oder verfallenden Wohnungen unglücklicher Menschen, die durch die Grausamkeit von Finanzbedienten zu Boden gedrückt werden, machen einen traurigen Contrast mit den Pallästen der Genfer, die in Versoy selbst, und zwischen diesem Orte, und Genf in so grosser Zahl aufgeführt sind. Die angenehmsten Stunden auf der ganzen Reise brachten wir in Nyon im Gasthofe à la croix blanche zu. Hier konnten wir sowohl aus dem hintern Zimmer, als aus dem Garten, der mit einer gewaltigen Mauer gegen die Angriffe des unruhigen tiefen Sees geschützt ist, den Mont Blanc, und seine Nachbaren heller und tiefer herab, als bisher sehen. Ich beobachtete diesen von den Genfer Gelehrten am meisten besungenen, und besuchten Helden der Schweizer Gebirge lange, und zu wiederholten malen mit meinem Teleskop, und auch aus diesen Beobachtungen würde ich geschlossen haben, daß er zu den höchsten

Gebirgen in der Schweiz, und in Italien gehören müsse. Er war nicht nur über seine fünf beschneiten Nachbaren, unter welchem ihm zween zur Linken, und drey zur Rechten als Trabanten standen, sehr viel erhaben, und so weit ich ihn sehen konnte, mit Schnee bedeckt, sondern dieser Schnee war auch so weiß, und glänzend, wie er immer nur auf den höchsten Alpenspitzen zu seyn pflegt. Kein andrer Berg ist der Jungfrau von ferne so ähnlich, wie der Mont Blanc. Gleich dieser erhabenen Nebenbuhlerinn ist er rund herum selbst auf den gewaltigen Armen, und Höckern, die er ausstößt, mit ewigem Schnee umhüllt, und nirgend trift man mit dem Auge auf kahle Felswände, oder dunkle unausgefüllte Klüfte. Es versteht sich, daß er wie die Jungfrau ganz anders erscheint, wenn man ihm sehr nahe kömmt.

Der geringere, oder vernachlässigte Anbau des Landes zwischen Lausanne und Genf, hat mich, wie Sie leicht denken können, zu der Aufsuchung der Ursachen dieses politischen Phänomens veranlaßt. Auf Härte der Regierung, oder Tyranney ihrer Bedienten kann man gar nicht fallen, wenn man die Verfassung von Bern nur einigermaßen kennt. So allgemein auch die Unzufriedenheit der Einwohner des Welschen Gebiets, aus Gründen, die ich Ihnen zu einer andern Zeit angegeben haben, mit der Bernischen Regierung ist, so müssen doch die weniger parteyischen Welschen selbst gestehen, daß die Landvögte nicht nur gerecht, sondern auch fast noch immer gelinder, als die Gesetze sind. Die Einwohner des Pays de Vaud zahlen nicht

mehr Auflagen, als die Unterthanen des Teutschen Gebiets, das einzige Droit de lod ausgenommen, das man aber auch im Ryfthale entrichtet, ohne daß dadurch die Cultur des Landes, wie an dem andern Ufer des Sees, geschmälert würde. So geringe aber die Abgaben sind, welche die Regierung empfängt, verglichen mit denen, welche den Savoyarden, und Franzosen abgepreßt werden, so muß es doch das Pays de Vaud auf die Länge fühlen, daß jährlich beträchtliche vom Lande gehobene Summen nach Bern geschickt werden, ohne daß ein grosser Theil derselben durch kostbare Unternehmungen, dergleichen man im Teutschen Gebiet ausgeführt hat, wieder zurück flösse. Man versicherte mich irgendwo, daß das Pays de Vaud diesen Geldverlust schon viel stärker würde empfunden haben, wenn nicht jährlich entweder Eingebohrne, die anderswo ein grosses Glück gemacht haben, mit den erworbenen Reichthümern in ihr Vaterland zurückkehrten, oder auch Fremde durch die Reize der Gegend, und die unbeschränkte Freyheit angelockt würden, sich mit ihrem Vermögen am Genfer-See niederzulassen. Ein wichtigerer Grund, warum ein Theil des Pays de Vaud nicht so gebaut ist, als es seyn könnte, schien mir, und scheint mir auch zum Theil noch jetzo die grosse Menge von Schlössern und Baronen, und die kleine Zahl von Dörfern und freyen Bauren zu seyn, die nur dem Staate, nicht aber den Edelleuten Dienste und Abgaben schuldig sind. Aus dieser Bemerkung kann man zwar erklären, warum die welschen Bauren nicht so reich und wohlhabend, als die Teutschen sind;

allein nicht, warum die Cultur überhaupt in Welschland geringer, als in der teutschen Schweiz ist. Vielmehr sollte man denken, daß in einem Lande, das größtentheils unter Edelleuten vertheilt ist, die nicht an verschwenderischen Höfen leben, und ihre Güter auch nicht betrügerischen Pächtern und Verwaltern überlassen, sondern vielmehr das ganze Jahr, oder doch einen grossen Theil desselben, auf ihren Landsitzen zubringen, die überdem Kenner und Liebhaber von allen ländlichen Beschäftigungen sind, die endlich nicht Vermögen genug haben, um den Anbau ihrer Güter zu vernachlässigen, aber doch wohlhabend und aufgeklärt genug sind, um ihre Ländereyen, so viel als möglich zu vervollkommnen, daß in einem solchen Lande der Boden besser genutzt werden müßte, als in einem andern, wo er entweder nur von armen, oder auch von eigensinnigen und alte Mißbräuche mehr, als neue Verbesserungen liebenden Bauren bearbeitet wird. Wenn ferner die Menge von Schlössern, welche die meisten Reisenden mehr, als die reichsten Dörfer bewundern, Vernachlässigung der Cultur nach sich zöge, warum brächte dieselbige Ursache nicht dieselbige Wirkung zwischen Lausanne und Vevay hervor? Aus einem ähnlichen Grunde führe ich die natürliche Trägheit und Nachlässigkeit des welschen Bauren nicht als die Ursache des schlechten Anbaus des Pays de Vaud an. Uebrigens ist das Factum selbst, daß der französische Bauer ein nicht so fleißiger Erdbauer, und ein weniger sorgfältiger Hausvater sey, als der Teutsche, in der Schweiz allgemein als wahr anerkannt. Der welsche Bauer

wird deßwegen auch immer mehr und mehr von dem einwandernden Teutschen verdrängt, und dieser macht sein Glück, wo jener sich nicht halten konnte, oder doch elend leben mußte. Wenn man das Pays de Vaud nicht kennt, so kann man leicht vermuthen, daß hier, wie in den Thälern von Neufchatel, ein zu grosser Hang zu Fabriken und Manufacturen die Einwohner von dem wenigen einträglichen Landbau abziehe, und ihn also in einem gewissen Grade vernachlässigen mache. Allein wenn ich eine neu angelegte Porzellan-Fabrik in Nyon, die aber hinter unsern besten teutschen noch sehr zurück ist, und vielleicht einige Cattunfabriken ausnehme; so frägt man im ganzen Pays de Vaud vergebens nach Denkmälern von Industrie. Ein Freund, den ich um die Ursachen der geringern Cultur in einem Theile der Waat, oder des Pays de Vaud befragte, führte mir die Unfruchtbarkeit des Bodens, und den Mangel von Händen an, der durch die beständigen Auswanderungen verursacht werde. Allein auch diese beyden Gründe sind nicht ganz befriedigend. Daß das Pays de Vaud wenigstens in den niedrigen Gegenden zwischen Lausanne, oder vielmehr zwischen Morges, und Genf wenig fruchtbar sey, ist außer allem Zweyfel, und lehrt einen jeden aufmerksamen Beobachter der Augenschein: allein diese geringere Fruchtbarkeit müßte, scheint es, in einem wohl regierten Lande den Fleiß der Einwohner nur noch mehr reizen, oder sollte höchstens als ein Grund angeführt werden können, daß Felder und Hügel weniger eintrügen, nicht aber daß sie verwahrlost würden. Auch der Mangel

von Händen, wenigstens die beständige Auswanderung und die Abnahme der Bevölkerung im Pays de Vaud wird von Niemanden in Zweyfel gezogen. Schon Rousseau, und andere bemerkten es von den Einwohnern des Pays de Vaud als etwas eigenthümliches, daß sie unter allen Europäern den größten Hang hätten, außer ihrem Vaterlande auf Abentheuer auszugehen, und daß sie eben deßwegen auch als Soldaten, Arbeiter, Hofmeister, oder Bediente in, und außer Europa am meisten zerstreut wären. Man rechnet, daß nur allein in Genf über 3000 Bediente von beyderley Geschlecht aus dem Pays de Vaud zusammengelaufen sind. Wenn man aber das Auswandern der Welschen als eine Hauptursache der Entvölkerung, und diese wieder als die nächste Veranlassung des schlechten Anbaus des Landes angiebt, so kann man mit Recht weiter fragen, woher denn die Neigung zum Auswandern entstehe, da man doch der Regel nach annehmen könne, daß alle Menschen, die in ihrer Heimath ein ehrliches Auskommen finden, es sich nie einfallen lassen, ihr Glück auswärts zu suchen? Von den Söhnen der vornehmen Familien läßt es sich leicht erklären, warum sie in fremde Dienste gehen, da sie, vermöge der Verfassung, unter welcher sie leben, keine Hoffnung haben, einträgliche oder ehrenvolle Stellen in ihrem Vaterlande zu erhalten. Warum wandern aber auch die Söhne, und Töchter von Bürgern, und Bauern so häufig aus, die nicht mehr und nicht weniger, als die übrigen Unterthanen der Republik Bern, von den ersten Würden des Staats ausgeschlossen sind? Hier

kann man, glaube ich, keine bessere Antwort geben, als diese: daß die Nachbarschafft von Genf, noch mehr aber die Beyspiele der Vornehmen, und besonders die von glücklichen Ebentheurern, welche entweder im Kriege, oder durch Handlung, oder durch Heirathen ein großes Glück gemacht haben, für die mittlern Stände verführerisch und ansteckend werden, und sie aus ihrem für Fremde so bezaubernden Vaterlande locken. Noch wichtiger aber scheint es mir, daß die Regierung Fabriken und Manufacturen nicht begünstigt, deren Mangel viele Menschen aus dem Lande treibt, die wiederum andere nach sich ziehen, und Felder und Weinberge ihrer Arbeiter berauben *).

*) Ein einsichtsvoller Ungenannter, der an mich geschrieben hat, glaubt, daß nicht so wohl der Boden in der Waat unfruchtbar sey, als daß der Anbau desselben vernachlässigt werde. Und von diesem vernachlässigten Anbau liessen sich mehrere Ursachen angeben. Die erste seyen die vielen Seigneurs de Place, vor denen sich der Bauer nicht ausbreiten könne, und deren Beyspiel die Menschen aus den geringern Classen anreize, sich über ihren Stand zu erheben, und wenn sie nicht Herren werden könnten, wenigstens Valets, und filles de Chambre zu werden. Wenn aber mein ungenannter Correspondent als eine neue Ursache der vernachlässigten Cultur des Bodens in der Waat die Gewohnheit des Landmanns angibt, mehr Kühe zu halten, als er eigentlich halten sollte, damit er die entbehrlichen den Sommer über auf die Berge vermiethen, und für jede einen neuen Louisd'or ziehen könne, so verstehe ich ihn entweder nicht recht, oder ich glaube aus dieser Nachricht schließen zu können, daß die aufs höchste getriebene, und vielleicht übertriebene Vervielfältigung von Vieh zur größern Fruchtbarkeit des Landes beytragen müßte. Im Sommer gibt der Bauer doch nur die entbehrlichen Kühe an Hirten; im Winter hingegen hat er sie im Stall, und erhält um desto mehr Dünger, je mehr Kühe er besitzt. — Wichtiger ist die Bemerkung, daß die Weinberge den Acker-

Genf hat noch immer ein kriegerisches Ansehen, ohngeachtet keine Repräsentanten die Thore besetzt halten, keine Kirchen mehr zu Pulvermagazinen gebraucht werden, und keine Frauenzimmer sich mehr in den Waffen üben. Dies letztere Factum hielt ich bisher für ein Mährchen, ungeachtet ich es von vielen Personen, die Augenzeugen gewesen seyn wollten, gehört hatte. Allein hier bestätigt man es von allen Seiten, daß mehrere hunderte, und zwar der angesehensten, und reichsten Damen mit ihrem Gewehr durch die Stadt gezogen seyen, und zwar nicht aus patriotischer Empfindeley, sondern von warmer ungeheuchelter Vaterlandsliebe beseelt, und mit dem ernstlichen Vorsatze, gleich ihren Vätern und Männern und Brüdern ihr Leben fürs Vaterland zu wagen *). Die Begierde,

feldern schaden, und daß der Landmann für diese keinen, oder nur wenig Dünger übrig behalte, weil er alles, oder fast alles den Reben geben müsse. Die Wiesen, bezeugt endlich mein unbekannter Belehrer, seyen in der Waat viel schlechter, als im teutschen Gebiet des Cantons Bern. Denn wenn man die Gegend um Coin, Coppet, Cran, und Crassi ausnehme, so sey in den übrigen Theilen der Waat das Wasser tufftartig, und den Wiesen eher schädlich, als nützlich.

*) Ungeachtet ich die Kriegsübungen Genferischer Damen von vielen glaubwürdigen Personen in Genf habe bestätigen gehört, so halte ich mich doch verpflichtet, die Nachricht eines verehrungswürdigen Mannes herzusetzen, der mir meldet, daß weder er, noch alle seine Freunde und Bekannte, die er gefragt, das Geringste von den bewaffneten Schaaren Genferischer Frauen und Jungfrauen gesehen oder gehört hätten. Im J. 1768., sagt man, hätten die Weiber aus den niedrigsten Classen geladene Pistolen unter ihren Röcken gehabt; 1782. hingegen wäre bloß ihre Absicht gewesen, sich bey der Belagerung auf den Wall zu begeben; und nur einige Weiber aus dem Pöbel

diese neuen Amazoninnen zu sehen, wäre vielleicht allein hinreichend gewesen, mich noch vor der Uebergabe der Stadt zu einer Reise nach Genf zu bewegen, wenn nicht dadurch mein ganzer Plan verrükt worden wäre. Jezo sind die Thore von Genf mit den Truppen der verschiedenen Mächte besetzt, welche die Wiederherstellung der Ruhe in diesem kleinen Freystaat übernommen haben. Die zahlreichsten unter diesen sind die Französischen, die einige tausend Mann ausmachen, wovon aber nur immer die Hälfte in der Stadt ligt, und die andere Hälfte vor den Thoren unter Zelten campirt. Der Berner sind, wie man sagt, nur noch vierhundert, und der Savoyarden 1000 bis 1200 da; die leztern sind viel schönere Leute, als ich mir vorgestellt hatte, und im Durchschnitt genommen, besonders die Grenadiere, groß, stark, und wohlgeübt; auch haben sie das Ansehen von alten, erfahrnen und tapfern Kriegern. Ihr General, der Marquis von Marmora, wird unter den fremden Officieren am meisten verehrt und geliebt; und nach allem, was ich von die-

sollen sich in den Waffen geübt haben. Wenn aber die Genferinnen sich nicht bloß bewaffnet, sondern auch bey einer ernstlichen Belagerung mit ihren Männern und Liebhabern gefochten und gearbeitet hätten, so würden sie selbst nicht einmal in unserm Jahrhundert die einzigen Heldinnen seyn, die Lorbeeren von männlichen Siegern verdient und erworben hätten. Als Barcelona im J. 1706. von Philipp dem fünften belagert wurde, besezten Frauen und Mädchen nicht bloß die Posten, sondern arbeiteten auch, wie die Männer. Mémoires du Duc de Noailles. III. 349. Aehnliche Beyspiele waren noch viel häufiger im Mittelalter, wie man aus den vortreflichen Mémoires sur Paris von Saint-Foix sehen kann.

sem vortreflichen Manne höre, verdient er diese Liebe und Ehrfurcht vollkommen. Er weinte, als die Geistlichen zu ihm ins Lager kamen, und ihn aufs rührendste anflehten, daß er doch die Verblendung ihrer Mitbürger, welche die Stadt zu vertheidigen sich vorgenommen hätten, nicht die ganze Stadt entgelten lassen, sondern ihrer schonen möchte. Auch wurde er bis zu Thränen gerührt, als er die Geberden und Ausrufungen der Verzweyfelung sah, und hörte, in welche die von ihren Häuptern verlassenen Bürger in St. Gervais bey, oder gleich nach der Uebergabe der Stadt ausbrachen. Gutartigkeit und Menschenfreundschaft sollen schon seit undenklichen Zeiten so sehr angeborne, und erbliche Tugenden der Marmoras seyn, daß sie zu einem Sprüchworte in ihrem Vaterlande Anlaß gegeben haben, indem man eine jede edle und grosse Handlung eine Action à la Marmora nennt. Unter allen fremden Truppen bewundert man das Regiment Nassau, welches in französischen Diensten ist, am meisten, wegen der schönen Bildung und Gewandtheit der Leute, wegen der Geschwindigkeit, und Harmonie in allen ihren Uebungen und Bewegungen, und wegen der strengen Zucht, worunter sie gehalten werden. Zugleich aber bedauret man die Soldaten allgemein wegen der Prügel, oder wie man hier glaubt, wegen der barbarischen Mißhandlungen, die sie von ihren Officieren erdulden müßten. Eine angesehene Magistratsperson aus Genf erzählte mir mit Ausdrücken der lebhaftesten Theilnehmung, und des heftigsten Abscheus, daß ein gemeiner Soldat, er wisse selbst nicht, um

welcher Kleinigkeiten willen, fünfzig oder noch mehr Prügel erhalten habe. Er glaubte, wie alle kurzsichtige Beobachter, daß eine solche Strenge unnöthig sey: daß durch die häufigen Schläge das zarte Gefühl der Ehre, und alle Liebe zum Vaterlande und zu den Obern nothwendig müsse erstikt, und die Soldaten in seelenlose Maschinen verwandelt werden. Vergebens wandte ich dem Genfer Senator ein, daß die Römischen Legionen eben so unbarmherzig wären geprügelt worden, und auch noch jetzo die Englischen Matrosen nicht weniger hart gestraft würden, als die teutschen Soldaten, ohne daß dieses ihrer Tapferkeit und Vaterlandsliebe den geringsten Abbruch gethan hätte; daß die Ehre eines Soldaten nicht darinn bestehe, en Monsieur von seinen Obern behandelt zu werden, oder mit ihnen, oder über sie zu räsonniren, sondern ihnen zu gehorchen, und sich durch keine Gefahren von seinem Posten, oder aus seiner Linie vertreiben zu lassen: daß Point d'honneur ein viel zu schwaches Werkzeug sey, als daß man damit den gemeinen Mann, besonders in großen Haufen, regieren könne: daß hingegen cörperliche, und jedes kleine Versehen unausbleiblich ahndende Strafen die einzigen Ursachen der im Kriege so nothwendigen Unterordnung und einer guten Kriegszucht wären, welche vormals die Römer, und jetzo die Teutschen zu Ueberwindern ihrer Feinde gemacht hätten. Die Erfahrung habe schon in diesem ganzen Jahrhundert, am allermeisten aber in dem letzten siebenjährigen Kriege den großen Vorzug des Stocks vor dem Point d'honneur bewiesen, indem die französi-

schen National-Regimenter oft bey den ersten Schüssen ihrer Feinde durchgegangen seyen, und ihre Officiere allein auf dem Schlachtfelde hätten stehen lassen. Dem Mangel von strenger Zucht, verbunden mit der Armuth, Unterdrückung, und schlechten Nahrung des gemeinen Mannes in Frankreich schriebe ich es hauptsächlich zu, warum der König aus seinen Unterthanen fast keine gute Fußvölker mehr zusammenbringen könne, und warum man in den entscheidendsten Augenblicken, und an den gefährlichsten Stellen teutsche, oder schweizerische, oder andere ausländische Regimenter brauchen müsse. So unwiderleglich meine Gründe für die teutsche Kriegszucht dem mitleidsvollen Genfer auch waren, so überzeugten sie ihn doch nicht, weil sie alle dem, was er bißher geglaubt und empfunden hatte, zu sehr widersprachen. Fast noch mehr, als über meine Räsonnements wunderte sich der mit der teutschen Kriegskunst unbekannte Genfer darüber, daß ich die Disciplin der in Frankreich dienenden Teutschen Truppen noch nicht strenge genug, und durch das ansteckende Beyspiel der Franzosen zu sehr erweicht fand, und daß es in Teutschland mehrere Fürsten gebe, deren Truppen noch besser geübt, und härter gehalten würden, als die, welche er so sehr bedauerte und bewunderte. — Unter den gebornen Franzosen finden sich viele schöne Leute, allein im Durchschnitt genommen scheinen sie nicht einmal so geübt zu seyn, als die Bernische Miliz. Wenn sie ein oder aus marschiren, so halten sie weder geschlossene Glieder, noch bleiben sie in ihren Linien, sondern ein jeder geht, wo,

und so bequem er will. Man wünscht in Genf nichts mehr, als daß das Regiment Nassau den nächsten Winter bleiben möge, ungeachtet gestern bey unserer Ankunft eine Schildwache, die unserm Gasthofe aux balances gegenüber stand, einen Genfer Bürger mit dem Bajonet stark am Kopfe verwundete, weil dieser zu nahe an seinen Posten das Wasser gelassen, und das Rufen des Teutschen Soldaten nicht verstanden hatte. Es versammlete sich bey dieser Gelegenheit in wenigen Augenblicken ein großer Haufe, der aber seines Räsonnirens und Fluchens ungeachtet bald durch einige Grenadiere auseinander getrieben wurde. Die Schildwache, die unstreitig auf eine sträfliche Art brutal gewesen war, wurde gleich von ihrem Posten abgelößt, und auf die Hauptwache gebracht. — Meine übrigen Bemerkungen über Genf will ich Ihnen allmälig in den freyen Augenblicken, die mir übrig bleiben, mittheilen.

Wenn ich in der Absicht nach Genf gekommen wäre, die großen Gesellschaften kennen zu lernen, oder an den öffentlichen Vergnügungen Theil zu nehmen, so hätte ich keine ungünstigere Zeit, als die gegenwärtige treffen können. Denn nicht nur die politischen Zirkel, die glänzenden Assembleen, und die öffentlichen Concerte und Bälle haben aufgehört, sondern es sind auch viele, vielleicht die meisten freundschaftlichen Zusammenkünfte durch die lezten Unruhen zerstört worden. Fast ein paar Duzend der angesehensten Männer hat man verwiesen *). Mehrere hunderte haben sich mit ihren Fa-

*) Eigentlich sind nur vierzehn, und zwar sieben auf ewig, die übrige Hälfte aber auf zehn Jahre verwiesen worden.

milien in benachbarte Städte, oder auf ihre Landgüter gezogen*). Die vornehmsten Representants, die nicht entwichen sind, weit entfernt Gesellschaften zu besuchen, gehen kaum über die Straßen, um den Hohn ihrer triumphirenden Gegner nicht dulden zu müssen. Die Häupter der Negatifs endlich sind jezo zu sehr mit Aufwartungen, die sie den Gesandten der vermittelnden Höfe machen müssen, mit Unterhandlungen, und der Umarbeitung der Verfassung ihrer Vaterstadt beschäftiget, als daß sie die Gesellschaft von Fremden wie sonst annehmen könnten. Zu den sehr beschäftigten Negatifs, gehört vorzüglich Ms. de Saussure, der neulich einen meiner Freunde mehrmalen abgewiesen hatte, und mir also keine Lust machte, seine Bekanntschaft zu suchen. Das Werk dieses Gelehrten ist in der Schweiz nicht mit dem Beyfall aufgenommen worden, den es in Teutschland erhalten hat. Man findet es nicht nur zu gedehnt, sondern zieht auch die Richtigkeit mancher Wahrnehmungen in Zweifel. Ueberhaupt wundert man sich darüber, daß ein Schüler von Bonnet, der vormals**)

*) Nicht alle, die nach der Uebergabe entflohen, haben ihr Vaterland auf ewig verlassen. Man rechnet die Zahl von Familien, die sich in Neufchatel, Constanz, Brüssel, und anderswo niedergelassen haben, nur auf vierzig. Auch sind ohngefähr hundert Citoyens und Bourgeois, die den neuen Bürgereid nicht leisten wollten, in die Classe der Domiciliés herabgesunken. Die Bürgerschaft in Genf soll dennoch über siebenzehnhundert Köpfe stark seyn.

**) Man schreibt mir, daß Herr von Saussüre in einem Project von National-Erziehung zwar des sentiments assez populaires geäußert, aber niemals die politischen Grundsätze der Repräsentanten angenommen habe.

Repräsentantische Gesinnungen hegte, sich nicht nur plözlich zur Gegenpartey geschlagen hat, sondern auch einer von den eifrigsten Negatifs geworden ist. Man baut aus allen Kräften an dem ehemaligen Zeughause, um es in Casernen für die Französischen Truppen, die Hauptstützen der neuen Regierung, zu verwandeln, und mit nicht geringerm Eifer arbeitet man an einem neuen Schauspielhause, um die Genfer zu zerstreuen, und statt politischer Angelegenheiten von den Thaten, und Abentheuren der Helden, und Heldinnen des Theaters reden zu machen. Dieser Vorschlag eines neuen Theaters mag herrühren, von wem er will, so kann ich nicht umhin, ihn für einen machiavellistischen Einfall zu erklären, dessen Folgen sein Urheber vielleicht nicht alle vorausgesehen hat, die ich aber um alles in der Welt nicht verantworten möchte. Nur Schüler von Machiavell konten auf den Gedanken gerathen, daß man die Sitten der Bürger verderben, und ihre Tugenden schwächen müsse, um eine gute Regierungsform zu befestigen*). Allein wahrscheinlich werden es diejenigen Familien, welche die Vergnügungen des Theaters zu goldenen Ketten ihrer Mitbürger zu machen gedachten, am ehesten bereuen, daß sie Verderber, und Verderberinnen ihrer Söhne und

*) Viele von denjenigen, welche die Errichtung eines Schauspielhauses riethen, oder begünstigten, fühlen, und gestehen jezo selbst die verderblichen Folgen dieser Anstalt. Man glaubt aber in Genf, daß die Urheber, und Beförderer derselben die Wirkungen der Komödie in der Stadt nicht vorhergesehen hätten. Allein dies kömmt mir nach den Schriften von Rousseau über diesen Gegenstand, die man gewiß in Genf allgemein gelesen hatte, und auch deßwegen unwahrscheinlich vor, weil man die Errichtung des Schauspielhauses noch vor der Erscheinung des neuen Gesezbuchs betrieb.

Töchter in die Mauern von Genf aufgenommen haben. Schon jezo spielt eine Gesellschaft in einem Dorfe, das etwa eine halbe Stunde vor der Stadt liegt. Diese Gesellschaft hat bessere Sänger und Sängerinnen, als ich noch unter Französischen Schauspielern gehört habe; allein dasmal, als ich sie spielen sah, hatten sie so wenig Beyfall, daß ich kaum dreyßig Zuschauer zählen konnte.

Wenn man die Schönheit einer Stadt bloß nach der Anzahl geräumiger, fester und kostbarer Gebäude bestimmen wollte, so würde man Genf unstreitig die schönste Stadt in der Schweiz nennen müssen, weil keine andere so viele Pallast=ähnliche Häuser aufweisen kann. Allein alle diese prächtige Häuser sind, einige wenige, und unter diesen das des Herrn von Saussüre ausgenommen, so verstekt, daß man sie nicht wahrnimmt, oder doch nicht recht übersehen kann. Ausser diesen Wohnungen der Reichen, die sich fast alle von ihren Mitbürgern abgesondert, und in der obern Stadt angebaut haben, findet man in Genf keine sehenswürdige öffentliche Gebäude und Plätze, keine schöne, breite und regelmäßige Strassen. Vielmehr sind die leztern selbst auch in der obern Stadt fast durchgehends uneben, krumm und enge, oder wenn sie auch ursprünglich nicht enge waren, so hat man sie durch die ungeheuren Arcaden dazu gemacht, und auf die scheuslichste Art verunstaltet. Diese Arcaden laufen nicht, wie in Bern, unter den Häusern weg, sondern sind, wie Kappen, an die Häuser hinangebaut; auch sind sie nicht von Stein, sondern von Holz,

ruhen nicht auf Pfeilern, sondern auf hölzernen Ständern, und steigen bis an das zweyte Stock hinan. Ausser der Stadt finden sich gar keine merkwürdige Spatziergänge, und auch in der Stadt ist keiner, den man den schönen Promenaden in Zürch und Bern an die Seite setzen könnte. La Treille und Les bastions, unter welchen jene am besten unterhalten ist, sind zwar weitläuftiger als die Platteforme in Bern, allein man hat von ihnen bey weitem nicht einen so herrlichen Prospect, als von der leztern. Von St. Antoine hat man eine freye Aussicht auf den See, und seine beyden Ufer. Dieser neu angelegte Spatziergang ist aber so eingeschränkt, daß man auch bey mäßigen Gesellschaften, die sich hier versammleten, würde gedrängt werden *).

Der große Reichthum der Stadt offenbart sich nirgends so deutlich, als in der unglaublichen Menge von schönen Landhäusern, womit Genf nach allen Seiten hin umgeben ist. Fast kann man sagen, daß das ganze Gebiet der Republik mit prächtigen Landsitzen bedekt, und in lauter Gärten abgetheilt ist. Die leztern sind sich im Durchschnitt sehr ähnlich. Sie bestehen meistens aus Wiesen, die mit zween oder mehrern breiten Gängen, einem der Länge, und einem andern der Breite nach durchschnitten, und an den Seiten mit hohen Castanienbäumen besezt sind, unter welchen

*) In Genf hat man sich über Nichts so sehr gewundert, als daß ich die Promenaden dieser Stadt denen in Bern, und andern Städten der Schweiz nachgesezt, und daß ich die umliegende Gegend nicht so schön gefunden habe, als sie von den Gelehrten in Genf gepriesen wird.

man zu allen Zeiten des Tages kühlenden Schatten findet. Vor, oder auch an der einen Seite des Hauses, sieht man noch wohl einige Blumenbeete in Holländischem oder Französischem Geschmack, aber keine Parcs, keine oder nur selten Fruchtbäume, Gemüse-Felder, oder Weinstöcke, und wo man auch dergleichen sieht, blickt doch allenthalben die unüberwindliche Unfruchtbarkeit des Bodens durch, der ursprünglich aus eben dem dürren Grande bestand, welchen der See, und die Arve an ihre Ufer werfen. Die vorzüglichsten Gärten, die ich gesehen habe, sind die der Gebrüdere Tronchin, unter welchen wiederum der des ancien Procureur general der weitläuftigste ist, und der seines Bruders die schönste Lage hat, indem man aus ihm einen großen Theil des Sees, und seiner Gestade sammt der ganzen Stadt übersehen kann. Im erstern wechseln Wiesen, Blumen und Baumgärten, breite Gänge, in denen man fahren, und schmale labyrinthische Gänge, in denen man seinen Gedanken allein nachhängen kann, auf eine angenehme Art ab. In eben diesen Gärten findet man Teiche, und einen Schattenriß von einem englischen Parc, weßwegen er auch von den Engländern am meisten besucht wird, und einigemale von Englischen Familien bewohnt worden ist. So viel Fleiß und Geld aber auch der reiche Besitzer auf seinen prächtigen Garten zu wenden scheint, so bringt dieser doch kaum so viel Obst, Gemüse und Heu ein, als jener für seine Familie und Haushaltung braucht. Der Boden und die Luft sind den Fruchtbäumen noch weniger, als den

Reben zuträglich, und beyde sollen nur wenige Früchte, und dies wenige von einer geringen Güte geben. Wenn ich ein reicher Bürger von Genf wäre, so würde ich meinen Garten am liebsten auf dem hohen Ufer der Rhone, besonders in der Gegend wählen, wo die Campagne eines Herrn Constant ligt, aus welcher man nicht nur den Zusammenfluß der Arve und Rhone, sondern auch den See, die Savoyischen Schneeberge, und die ganze Stadt überschaut. Ich hatte die Absicht, Ferney zu besuchen. Allein man sagte mir, daß das Schloß, und der von Voltaire geschaffene Flecken öde und verfallen sey. Letzterer war eine künstliche, in einem Treibhause gezogene Blume, die gleich verwelkte, nachdem die erwärmende Kraft, welche der Schöpfer ihr mittheilte, verschwunden war.

Die Genferischen Schriftsteller haben in ganz Europa die ihnen leicht zu verzeihende Meynung verbreitet, daß ihre Vaterstadt eine der reizendsten Lagen in unserm Erdtheile habe, und daß Natur und Kunst alles um sie her versammlet hätten, was das Auge festhalten und entzücken könne. Genf, sagt man, erhebt sich amphitheatralisch an dem äußersten Busen eines majestätischen Sees, und ruht auf den beyden Ufern der Rhone und der reißenden Arve, wodurch der Reichthum der erstern auf einmal verdoppelt wird. Die Gestade des Sees, fährt man fort, sind mit den herrlichsten Pallästen, und mit reichen mahlerischen Gärten und Weinbergen umkränzt. An der einen Seite wird der Blick des Beobachters auf eine angenehme Art durch den ehrwürdigen Jura, und an

der andern durch den gigantischen Saleven-Berg aufgehalten, hinter welchem die beschneyten Gipfel des Mont-Blanc, und einige andere Eisberge hervorragen. Ich gestehe aber aufrichtig, daß diese Gruppe von See und Flüssen, von Landhäusern, Rebhügeln, waldigten Gebürgen und beschneyten Felsspitzen, wenn sie von einem Landschaftsmahler, wie Rousseau, ausgemahlt wird, die Einbildungskraft stärker rührt, als der wirkliche Anblick mich gerührt hat, und einen jeden Reisenden rühren wird, der die ganze Schweiz schon gesehen, und Genf zum Ziel seiner Reise gemacht hat. Die Rhone ist ein schöner durchsichtiger Fluß, der aber zwischen sumpfigten Gartenfeldern, und einem steilen unfruchtbaren Ufer wegfließt, das sehr mürbe oder unsicher scheint, und alles, was an seinem Rande gebaut oder angelegt ist, dereinst in die Tiefe des Flusses hinab zu ziehen droht. Die Arve ist breiter und gewaltiger, als die Aar, oder Reuß, oder die Rhone kurz vor ihrem Einflusse in die Seen, in welchen sie sich reinigen; sie sezt aber mehr in Schrecken, als in Erstaunen, weil sie bey Genf keine Wasserfälle mehr bildet, und an beyden Seiten Spuren ihrer Verwüstungen zurückgelassen hat. Der See selbst ist bey Genf so schmal, daß er mehr einem von Menschenhänden ausgegrabenen Teiche, als dem kaum ergündlichen und übersehbaren Wasserbehälter gleicht, wie er sich zwischen Morges und Nyon zeigt. Die unzähligen Palläste, womit seine Gestade geschmückt sind, erregen anfangs ein angenehmes Erstaunen; allein dies verschwindet, so bald man die kahlen Wie-

sen, und die wenig fruchtbaren Rebhügel und Gärten wahrnimmt, von welchen sie umringt, oder sobald man auch an die reichen Dörfer und Flecken denkt, womit die ergiebigen Ufer des Boden-, oder des Zürcher- und Bieler-Sees angefüllt sind. Der Jura hat, da, wo er der Stadt am nächsten ist, viele kahle Stellen, die, eben wie bey Solothurn, ihrer schimmernden Weiße wegen in großer Entfernung sichtbar sind. Der Saleven-Berg, der ihm gegenüber steht, ist ganz dürre, und macht nicht allein die ganze Gegend traurig, sondern bedekt auch den größten Theil des Mont-Blanc, und der übrigen Savoyischen Schneeberge, von welchen man nur die Spitzen wahrnimmt. Die leztern scheinen daher nicht viel größer, als der unfruchtbare Berg, der vor ihnen steht, und sie machen also auch lange den Eindruck nicht, den man von den nächsten Schneebergen auf den Bernischen Promenaden empfängt, wo man sie von ihren Füßen an bis zu ihren Spitzen in ihrer ganzen Größe bewundern kann.

Ehe ich nach Genf kam, war ich zwar nicht wider die Sache der Repräsentanten, aber doch wider die Maaßregeln eingenommen, welche sie erst in der Vertheidigung, und dann in der unblutigen Uebergabe der Stadt befolgt hatten. Entweder, schloß ich, und glaubte dabey, mit vielen andern, daß mein Raisonnement unwiderleglich sey, entweder also hätten die Repräsentanten es sich gar nicht einfallen lassen sollen, ihre Stadt gegen drey Mächte, unter welchen schon eine sie in kurzer Zeit hätte vernichten können, zu vertheidigen, oder sie hätten auch sich selbst, und der Sa-

che der allenthalben getödteten, oder verkauften Freyheit die Ehre anthun müssen, sich so lange zu wehren, bis ein jeder Vernünftiger eine längere Gegenwehr für lautern Unsinn gehalten hätte. Die Bereitwilligkeit, womit sie ihre Vaterstadt ohne Schwerdtschlag übergaben, schien einem jeden um desto verächtlicher, da sie bis auf den letzten Augenblick davon geredet, und in Lettres ecrites des Remparts de Géneve, und andern lächerlichen Blättern es durch ganz Europa verbreitet hatten, daß sie sich und ihre Freyheit unter den Trümmern ihres Vaterlandes begraben lassen wollten. Auch ich also war der Meynung, daß sie die vielen Spottgedichte, die man in allen Städten und Dörfern der Schweiz verkaufte und absang, vollkommen verdient hätten. Sobald ich nach Genf kam, war die unerwartete Uebergabe der Stadt einer von den ersten Puncten, über welchen ich mich sowohl mit Représentans, als Negatifs, und zwar mit angesehenen Männern von beyden Parteyen unterredete. Alle aber stimmten dahin überein, daß die Bürgerschaft selbst an der Uebergabe der Stadt unschuldig sey, und daß man diesen Anschlag entweder der Gewissenhaftigkeit, oder der schändlichen Furcht eines kleinen Theils ihrer Führer zuschreiben müsse. Der Enthusiasmus der Repräsentanten, sagte mir ein Negatif selbst, sey so hoch gespannt gewesen, daß, wenn sie nicht von ihren Häuptern wären verlassen worden, sie gewiß die Stadt bis auf den letzten Blutstropfen würden vertheidiget haben. Die Ursachen und Umstände der Uebergabe der Stadt von Genf will ich Ihnen mittheilen, wie ich sie aus

dem Munde mehrerer glaubwürdigen Männer gehört habe.

Als die Häupter der Repräsentanten, oder die Commission de Sureté, welcher die Bürgerschaft gleich nach der Prise d'armes den größten Theil der ausübenden Gewalt übergeben hatte, nach der dritten und letzten Aufforderung der feindlichen Heerführer einsahen, daß sie sich nicht länger würden halten können, ohne ihre Mitbürger und besonders sich selbst den äußersten Gefahren auszusetzen, faßten sie den Entschluß, die Stadt zu übergeben. Weil sie es aber nicht wagen durften, diesen Entschluß, oder nur die Frage: ob man die Stadt noch länger vertheidigen wolle? den versammelten Cirkeln vorzulegen, so vermochten sie die letztern dahin, eine aus hundert Personen bestehende Deputation zu ernennen, mit welcher sie sich über die wichtigsten, das Schicksal der Stadt auf ewig entscheidenden Fragen berathschlagen könnten. Diesem größern Ausschusse theilte die Commission de sureté ein Mémorire mit, worin die Unmöglichkeit, die Stadt gegen eine ordentliche Belagerung länger, als drey Tage zu halten, aus den Zeugnissen, und Untersuchungen des Baron de Chatel, ehemaligen kaiserlichen Artillerie-Officiers, auf das umständlichste dargethan wurde. Dieses freylich nicht ganz unverdächtigen Aufsatzes ungeachtet wurde bey dem ersten Umstimmen die Vertheidigung der Stadt mit neunzig, und einigen Stimmen gegen sieben beschlossen. Als aber die großen Redner unter den Repräsentanten anfingen, alle die Uebel, welche das Vaterland, sie selbst, und ihre Weiber, Kinder,

und Besitzungen bey einer hartnäckigen Belagerung, und gewaltsamen Eroberung erfahren würden, auf die rührendste Art zu schildern, so wurden die meisten gegenwärtigen Mitglieder so sehr erschüttert, daß man die Uebergabe der Stadt mit drey und funfzig Stimmen gegen neun und dreyßig beschloß. Die Redner selbst mußten fürchten, daß man das Blut, was vergossen werden könnte, von ihnen fordern, und sie als Aufrührer, und Verführer des Volks aufknüpfen würde. Andere, die auf ihre Seite traten, fingen auf die Letzt an, zu wanken, weil sie ihren Mitbürgern nicht so viel Hartnäckigkeit, und den Belagerern nicht den Entschluß zugetraut hatten, die Stadt wirklich zu beschießen, indem man die Negatifs gefangen hielt, und diese eben sowohl, als die Repräsentanten in Gefahr waren, getödtet zu werden: Andere endlich (und dies Urtheil hörte ich von einem verständigen Manne, der weder Negatif, noch Repräsentant war) wurden weder durch Furcht, noch Eigennutz, sondern hauptsächlich durch die Betrachtung umgestimmt: daß, wenn sie jetzo durch ihre Beharrlichkeit Tod über ihre Mitbürger, und Verderben über die Stadt brächten, sie beydes vor Gott, und ihrem Gewissen zu verantworten haben würden. Eben diese, sagte man mir, würden in einem Conseil général, wo sie nur für sich allein, und nicht im Namen aller ihrer Mitbürger zu stimmen gehabt hätten, gewiß für die Vertheidigung votirt haben. Als die eifrigen Patrioten sahen, daß sie überstimmt waren, so zerbrachen sie ihre Degen, und nannten die Redner treulose, und feige Verräther des Volks, die geschwatzt

und geklagt hätten, wo sie handeln und fechten solten. Nach diesen Beschimpfungen entblößten einige der Redner ihre Brust, und forderten einen jeden auf, welcher glaube, daß Feigheit und Verrätherey, und nicht Sorge für die Erhaltung der Stadt sie bisher, und auch bey dem letzten Schritt, den sie gethan, geleitet hätten, das Schwerdt in ihr Herz zu stoßen. Während dieser Zänkerey schlich sich einer nach dem andern davon. Diejenigen, welche als Demagogen am meisten fürchten mußten, hatten nicht nur für Schiffe gesorgt, auf welchen sie selbst entfliehen konnten, sondern hatten auch die Trommelschläger, damit sie nicht Lärm schlagen möchten, entfernt, und dem Savoyischen, und Bernischen General die Stunde angezeigt, wann sie die Thore offen finden würden. Die Häupter der Repräsentanten waren aber doch nicht in Sicherheit, als die Bürgerschafft durch die standhaften Mitglieder der Deputation aus dem Schlafe geweckt, und von dem, was vorgegangen war, unterrichtet wurde. Sobald die Bürger die Flucht ihrer Führer erfuhren, eilten sie erst voll Wuth in ihre Häuser, und dann nach dem See, und schossen auch wirklich auf die Barken, in welchen die Hauptpersonen sich über den See setzen ließen. Als sie aber ihre Häupter nicht wieder zurück bringen konnten, liefen sie voll Verzweyfelung durch die Straßen, zerschlugen oder warfen ihre Gewehre in die Rhone, und einige fielen betend auf die Kniee, und flehten Gott inbrünstig um weiter nichts an, als daß er ihnen doch treue, weise und tapfere Führer geben möchte. Diese Aeußerungen von Wuth,

und Schmerz dauerten noch fort, als der Marquis de la Marmora zuerst, und bald nachher ein Detaschement von Bernern, einrückten, und die vornehmsten Plätze besetzten *).

Da ich an dem Muth der Genfer Bürger nicht mehr zweyfeln konnte, so fragte ich einen der verehrungswürdigsten Repräsentanten, der seine ganze Familie mit seinem Geiste beseelt hatte, was man dann für Hoffnungen und Absichten bey der hartnäckigsten Gegenwehr gehabt, und ob er, und die mit ihm gleichgesinnten den Vorsatz gehabt hätten, sich selbst, ihre Familien, und Vaterstadt zu Grunde zu richten? Der Genfer Brutus anwortete mir aber: mit nichten. Mein und meiner Freunde Gedanke war dieser: die Stadt so lange zu vertheidigen, bis wir ehrenvolle Bedingungen erhalten, und nicht nöthig gehabt hätten, uns auf Gnade und Ungnade, den Franzosen, und unsern Widersachern zu ergeben. Hier bestätigte er mir, was ich schon von vielen glaubwürdigen Personen gehört hatte, daß weder die Berner, noch die Franzosen mit hinlänglicher Munition, und Artillerie versehen gewesen wären, und daß auch beyde, weil sie gar keinen

*) Ungeachtet ich es nicht nur in Genf allgemein, sondern auch von vielen Bernern gehört habe, daß die Savoyarden zuerst ein Thor von Genf besetzt hätten, so muß ich doch jetzo nach den Versicherungen mehrerer Bernischen Officiere, die mit ihren Truppen zuerst in Genf eindrangen, glauben, daß die Berner eine halbe Stunde vor den Savoyarden in die Stadt gekommen seyen. Es thut mir leid, daß meine Nachricht, die von den meisten Lesern in Teutschland nicht einmal bemerkt worden ist, den würdigen Officieren der Bernischen Truppen neue Fragen und Rechtfertigungen zugezogen hat.

Widerstand erwartet, sich so unvorsichtig, und so nahe an den Festungswerken gelagert hätten, daß sie bey den ersten ernstlichen Schüssen von den Wällen der Stadt zum Rückzuge gezwungen worden wären. Weder Bern, noch Vergennes, würden den Haß der gänzlichen Zerstörung einer Stadt haben auf sich laden wollen, die mit ihnen verbrüdert gewesen, und von welcher sie selbst nicht beleidigt worden wären. Wenn man also die Berner, und Franzosen aus ihren ersten Lagern vertrieben hätte, so würde man gewiß Unterhandlungen angefangen, man würde bessere Bedingungen zugestanden, und die Repräsentanten würden nicht nur ihre Ehre, sondern auch ihre Vorrechte gerettet haben. Meinem Urtheile nach riethen diejenigen, welche so dachten, richtiger, als die entwichenen Häupter der Repräsentanten, und ihre Freunde, die sich einbilden, oder andern einzubilden sich bemühen, daß ein ernstlicher, oder längerer Widerstand ihrem Vaterlande den gänzlichen Untergang würde zugezogen haben. Die Franzosen hätten gewiß, sagen diese, bey den geringsten vorhergegangenen Feindseligkeiten die Stadt beschossen, und wenn sie dieselbe erobert, die Einwohner nach Wohlgefallen erwürgt, und ausgeplündert. Ich läugne nicht, daß nicht einige armselige Soldaten sich zum Voraus auf die Reichthümer, und goldenen Uhren der Genfer gefreut, und daß auch manche junge Französische Officiere ein kurzes gefahrloses Bombardement gewünscht haben, weil ihnen alsdann der Zug nach Genf als eine Campagne wäre angerechnet worden; allein es kommt mir ganz unglaublich vor, daß

Vergennes es je erlaubt haben sollte, Genf zu Boden zu schießen, und wenn man es eingenommen hätte, feindselig zu plündern. Zugleich aber kann man es fast für gewiß annehmen, daß eben die Männer, die man nach einer unblutigen Uebergabe nur verwiesen hat, das durch die Belagerung vergossene Blut mit ihrem Kopfe hätten bezahlen müssen. Der ganzen Bürgerschafft würde man ihr Regiment, und ihre Freyheit genommen, aber ihren Fehltritt verziehen haben. Allein die Anführer derselben hätten allem Vermuthen nach ausgeliefert werden, und das Bestreben, die Freyheit ihrer Mitbürger zu verfechten, mit dem Leben büssen müssen. Ich verzeihe es also den entwichenen, und verwiesenen Häuptern der Repräsentants eher, daß sie keine Lust hatten, sich für eine Bürgerschafft aufzuopfern, von welcher sie vermuthen mußten, daß sie am Ende würden verlassen werden, als daß sie eine Kirche, die am leichtesten von Bomben erreicht werden konnte, zu einer Niederlage von vielen hundert, oder tausend Fässern Pulver machten. Wenn man die Absicht hatte, durch diese Anstalt einen großmüthigen Feind abzuhalten, die Stadt zu beschießen, so war dieses keine edle, und doch immer unsichere Art sich zu vertheidigen. Wollte man es hingegen darauf ankommen lassen, ob dies Pulvermagazin getroffen, oder nicht getroffen würde, so verdient man den Vorwurf mit Recht, daß man nicht, wie vernünftige Menschen, sondern wie Rasende gehandelt habe.

Schon in einem meiner vorhergehenden Briefe meldete ich Ihnen, daß unter den vermittelnden Mächten,

die Genf zur Uebergabe genöthigt haben, keine, nicht nur von Genfern, sondern auch von Ausländern so sehr getadelt, und selbst verachtet würde, als Bern. Eben diese Bemerkung habe ich sowohl bey meinem Aufenthalt in Genf, als in der übrigen Französischen Schweitz sehr oft bestätigt gefunden. Die Représentants werfen den Bernern vor, daß diese nach der Lossagung des Königs von Frankreich von der Garantie des Edicts von 1738. sich der guten Sache nicht eifrig genug angenommen hätten, da es ihnen sonst leicht gewesen wäre, die streitenden Parteyen zu vereinigen. Sie hätten immer die Negatifs zu sehr begünstigt, und eben deßwegen mit den Repräsentanten niemals ernstliche Unterhandlungen angefangen. Die Negatifs hingegen verachten die Berner, weil sie dieselben durch ihre glücklichere Negotiationen bey Vergennes an der Nase herumgeführt, und sie wider ihren Willen, und ohne Dank erwarten zu dürfen, gezwungen haben, wider ihre Feinde, die Repräsentanten, auszuziehen. Die Ausländer, sowohl Engländer als Franzosen, klagen laut darüber, daß Schweizer andere Schweizer, eine Republik die andere mit ihr verbündete, und noch dazu im Gefolge eines gewaltthätigen Despoten habe vernichten wollen. Diese übereinstimmenden Urtheile der entgegengesetzten Parteyen, und selbst uneingenommener Richter, wider Bern, scheinen allein schon einen hinlänglichen Beweis der Schuld dieser Republik zu enthalten. Allein folgende Nachrichten und Bemerkungen werden Ihnen hoffentlich zeigen, daß das allgemeine Vorurtheil in diesem Falle dennoch ungerecht

sey; daß Bern nicht anders handeln konnte, als es handelte, und daß es bey allen den Mißdeutungen seiner Absichten und Regeln sich dennoch nicht öffentlich rechtfertigen durfte.

Darin haben die Repräsentanten recht, wenn sie sagen, daß die Bernischen Gesandten nach der vom Französischen Hofe ergangenen Aufkündigung der Garantie des Edicts von 1738. sich niemals mit ihnen über wichtige Sachen eingelassen hätten. Allein daraus sollten sie nicht schließen, daß die Berner sich ihrer gar nicht angenommen, oder sie ganz in der Stille zu unterdrücken die Absicht gehabt haben. Die Berner und Zürcher widersetzten sich immer den Veränderungen in der Genfer Regierungsform, welche Vergennes auf die Eingebung der Negatifs einführen wollte. Als dieser Minister die Hoffnung aufgab, die beyden mitgarantirenden Mächte in seine Maaßregeln hinein zu ziehen, kündigte er die Garantie seines Königs in einem Briefe auf, der seinem Verfasser, und dem Französischen Hofe gar keine Ehre macht, weil er da, wo es bloß auf überwiegende Gründe, und überzeugende Vorstellungen ankam, zwo Republiken, denen Frankreich mehr als irgend einem andern Staat zu verdanken hat, allein überwiegende Macht auf die härteste, und mit der gerühmten Feinheit der Französischen Nation gar nicht übereinstimmende Art fühlen ließ. Sie werden leicht aus diesem Briefe selbst sehen, warum diejenigen, an die er gerichtet war, ihn nicht bekannt gemacht haben.

A Versailles ce 24. Sept. 1781.

J'ai mis ſous les yeux du Roi la lettre, que vous m'avez ecrite le 20. du mois dernier. En perſeverant dans le refus d'adopter les moyens, que S. M. avoit jugé ſeuls capables de préparer la pacification de Généve, vous l'avés miſe dans la neceſſité, d'examiner de nouveau tout ce, qu'elle a fait inutilement pour établir avec vous un concert d'opinions, & de meſures, qui put terminer les troubles de cette ville.

S. Maj. a eté frappée, M. S. de votre conſtante oppoſition à ſes vues, & elle a reconnu, que cette contrarieté de ſentiments entre les garants avait beaucoup contribué à augmenter les troubles de Géneve.

La derniere lettre, que vous m'avés addreſſée, publiée avec affectation dans cette ville, a ajouté à ce tableau. Elle a offert au Roi une ſuite de paradoxes, entiérement contraires aux idees reçues ſur les devoirs reſultants des mediations, qui ne tendent, qu'à preſenter ſous un faux jour toute la conduite de S. M. relativement à Géneve, des diſcuſſions de faits, qui n'ont point exiſté. Enfin elle a prouvée à ſa Maj., que vous étiés plus eloignés, que jamais d'apprecier ce qu'elle a fait, & voulu faire pour Géneve, & pour vous.

Le Roi ne veut point examiner M. S. les cauſes, qui vous ont ammenées au point de méconnaitre la juſteſſe des principes, qui l'ont dirigé, & les menagements, avec les quels S. M. a con-

ſtamment agi dans cette affaire. Elle a lieu de craindre, que les prejugés & les paſſions, qui tourmentent Géneve, n'ayent penetrés dans vos conſeils, & ſon amitié pour vous l'engage à ne pas leur fournir d'aliment. S. M. convaincue, qu'il eſt deſormais impoſſible, qu'il reſulte de ſon union avec vous aucune facilité pour pacifier Géneve, m'ordonne de vous declarer, qu'elle ſe tient pour degagée des liens formés avec vous en 1738. pour la garantie du gouvernement de cette ville, & que jamais elle ne reclamera votre concours à l'execution de cet acte. Elle notifie ſa reſolution à la republique. Le nouvel ordre des choſes, M, vous met à même, d'employer à votre gré les moyens, que vous avés jugé propres à faire ceſſer les troubles de Géneve. Sa Maj. en laiſſant à votre ſageſſe un ſoin auſſi important croit ajouter à tous les procedés, par lesquels elle avoit voulu vous prouver ſa confiance, & ſes égards. Mais vous conſiderés ſans doute, que le Roi a toujours eu pour but, de ne pas laiſſer degénérer le gouvernement de Géneve en une Democratie tumultueuſe, & vous étes trop eclairés, pour ne pas ſentir, que ſi vous donnés les mains à une pareille revolution, vous obligeriés S. M. à ſ'opposer à l'oppreſſion d'un parti, qui demande le maintien de l'ancien Gouvernement, & qui devoit compter ſur le concours de trois garants pour en empecher la deſtruction.

Libre d'un engagement, dont l'experience au-

ra deux foix demontré l'inutilité, Le Roi M. S. rentre dans le droit de veiller sur le sort de Geneve, selon que sa prudence, sa dignité, & l'interet de sa Couronne le demanderont. S. M. fait des voeux pour que vous parveniés à pacifier cette republique de mäniére, qu'elle ne soit jamais obligée de s'en occuper que pour lui donner des marques de sa protection, & de son bienveillance.

Ja suis très parfaitement &c.

Aux Avoyers, Bourgemaitres, & Conseils des Villes de Zuric & de Berne.

Auch ohne meine Erinnerung werden Sie finden, liebster Freund, daß dieser Brief weiter nichts sagte, als daß der Französische Hof inskünftige bey der ersten Gelegenheit ohne Zuziehung und Theilnehmung von Zürch und Bern verfahren wolle, wie es ihm gut dünke. Nach dieser Erklärung des Französischen Hofes sagten sich auch Bern und Zürch von der Garantie los; zugleich aber bemühte sich die erstere Regierung aus allen Kräften, die beyden Parteyen in Genf zu vereinigen, und der Stadt eine feste von den Negatifs sowohl, als Repräsentanten gebilligte Regierungsform zu geben. Allein die Negatifs bestanden auf ihren ungerechten Forderungen, die den heiligsten Bündnissen entgegen waren, weil sie wußten, daß Vergennes sie unterstützen würde; sie vereitelten alle Bemühungen der Bernischen Gesandten, und verwarfen unter andern ein Projet de Pacification von Herrn Steiger aus Bern, welches ich allgemein als ein Meisterstück habe rühmen hören. Weil aber doch der Fran=

zösische Hof einen Vorwand haben mußte, um sich in die Angelegenheit eines kleinen Freystaats zu mischen, den er den Worten nach sich selbst überlassen hatte, so brachten es endlich die Negatifs durch allerley Mittel dahin, daß die Natifs, denen man längst versprochene Vorrechte auf die beleidigendste Art abschlug, zu den Waffen grifen, und die Repräsentanten wider ihren Willen in die lange von ihnen gefürchtete und von den Negatifs gewünschte Prise d'armes hineinzogen *). Nun war der Fall da, in welchem Vergennes gesagt hatte, daß er sich der Stadt Genf annehmen würde. Frankreich ließ Truppen gegen Genf anrücken, gewann Savoyen, und bat, oder fragte Bern und Zürch, ob sie nicht an der Beruhigung der zerrütteten Republik Antheil nehmen wollten? Zürch schlug dieses Anerbieten und zwar mit Recht aus, weil sein Interesse mit dem Schicksal von Genf nur in einer entfernten Verbindung war, weil eine Wiedervereinigung mit Frankreich allemal etwas Erniedrigendes hatte, und gleichsam eine Erklärung schien, daß man sich jetzo nach den Absichten dieses Hofes bequemen, und einen Theil des Hasses, den diese hervorbringen könnten, auf sich nehmen wolle. Bern durfte aber nicht wie Zürch verfahren, durfte Frankreich und Savoyen nicht allein in Genf schalten lassen, weil diese Stadt an den Grän-

*) Verehrungswürdige Männer in Genf glauben, daß dies Urtheil etwas gewagt sey; allein ich habe es nach der sorgfältigsten Vergleichung der Schriften, und Gegenschriften beyder Parteyen, und der unparteyischsten Prüfung aller der Umstände gefällt, die man von der einen, und andern Seite angeführt hat.

zen seiner Besitzungen ligt, und es der Republik Bern nicht gleichgültig ist, in welchen Händen sie sich findet. Es blieb also Bern nichts übrig, als nach Frankreichs Beyspiele gegen Genf Truppen anrücken zu lassen, oder seine Gränzen bloß durch ein Observationscorps zu decken. Das letztere wäre eben so viel gewesen, als der Crone Frankreich alle Freundschaft aufkündigen; im erstern Falle aber erfüllte man dem Scheine nach die Pflichten eines treuen und guten Nachbars, und erreichte dadurch den Zweck, daß der Feldherr und die Gesandten der Republik bey allen Berathschlagungen gegenwärtig waren, und daß ohne ihr Mitwissen nichts vorgenommen werden konnte. Weder die Regierung in Bern, noch das Französische Ministerium glaubte, daß die Bürger in Genf sich bey der Annäherung ihrer Truppen vertheidigen würden. Wider alles Erwarten aber machten die Repräsentanten Anstalt, als wenn sie eine Belagerung aushalten wollten. Nun mußte Bern den letzten Schritt thun, den die Republik höchst ungern that, welchen Genfer und Ausländer am heftigsten getadelt haben, und der diesen Tadel auch verdient hätte, wenn er nicht unvermeidlich, und eine gar nicht vorherzusehende Folge der weisesten Maaßregeln gewesen wäre. Bern mußte einen Zug von Artillerie nach Genf schicken, als wenn es mit den Franzosen eine Stadt, die es so gerne gerettet hätte, zerstören wollte. Entscheiden Sie nun, ob Bern anders handeln konnte, als es handelte?

Eine kurze, aber vollständige Geschichte der letz-

ten Unruhen in Genf ist so leicht nicht, als Sie sich vorstellen, selbst alsdann nicht, wenn man sich an Ort und Stelle findet. Ich kann jetzo freylich manche Nachrichten sammlen, die Sie in den Zeitungen oder andern öffentlichen Blättern vergebens suchen würden; auch kann ich ohne große Mühe viele Schriften beyder Parteyen erhalten, die Ausländern nicht leicht in die Hände fallen; allein selbst mit diesen Hülfsmitteln wird es erstaunlich schwer, die wahre Gestalt der Sachen zu erfahren; denn erstlich ist jetzo in Genf keine seltenere Erscheinung, als ein Mann, der sich nicht offenbar für die Negatifs, oder Repräsentanten erklärt, indem selbst diejenigen, die sich für unparteyisch ausgeben, doch, ohne es selbst zu wissen, mehr auf die eine, als die andere Seite hangen. Eine jede wichtige Begebenheit wird daher von verschiedenen Personen mit andern Umständen erzählt, und eine jede Handlung aus andern Bewegungsgründen abgeleitet. Der unparteyischen oder doch so scheinenden Schriften, gibt es noch viel weniger, als der uneingenommenen Personen, und überdem ist die Zahl der erstern so groß, daß man sie fast niemals vollständig antrift, und alsdann gewiß mit fünfzehn, und mehrern Schild-Louisd'or bezahlen müßte. Eine der neusten und wichtigsten Schriften ist das tableau historique & politique des revolutions de Géneve, das vor kurzem herausgekommen ist, und das ich Ihnen, so bald Sie es erhalten können, zu lesen rathe. Der Verfasser ist Monsieur d'Ivernois, einer von den verwiesenen Häuptern der Repräsentanten, ein junger Mann von drey

und zwanzig Jahren, der sein Werk in drey Wochen ausgearbeitet hat. Dies würde ganz unglaublich seyn, wenn man nicht wüßte, daß die schon lange daurenden Streitigkeiten, einem jeden angesehenen Genfer, der Partey genommen hatte, die wichtigsten Facta der Vaterländischen Geschichte mit allen Betrachtungen und Untersuchungen, die sich darüber anstellen lassen, so geläufig gemacht haben, daß er darüber ohne Anstoß und Vorbereitung gut reden und schreiben kann. Dies historische und politische Gemälde ist zwar mit vieler Wärme entworfen, hat aber doch eine richtigere Zeichnung, als man von einem jungen und feurigen Repräsentanten vermuthen sollte. Ein älterer Mann von eben dieser Partey gestand mir, daß einige kleine Fehler darinn vorkämen, die aber viel weniger Parteylichkeit oder Vorsatz zu entstellen, als die unglaubliche Eilfertigkeit des Verfassers hineingebracht hätte. Sowohl die Arbeit, als der Druck wurden schnell betrieben, weil man den Französischen Hof, noch ehe der letzte Streich wider die bisherige Verfassung von Genf ausgetheilt würde, von dem wahren Gange der Streitigkeiten, und dem Geiste der kämpfenden Parteyen unterrichten, und durch die Appellation an das Publicum Vergennes abhalten wollte, eine Partey zu unterdrücken, die eine so gute Sache hätte, als die Repräsentanten, und so kühne und beredte Vertheidiger, als der junge d'Ivernois ist.

Außer diesem Hauptwerke habe ich noch die meisten wichtigsten Streitschriften gelesen, die vor und nach dem letzten Aufstande erschienen sind. Es fehlt

mir aber die Zeit, sowohl das, was ich mir daraus bemerkt, als meine Betrachtungen darüber zu sammlen, und in Ordnung zu bringen. Ich verspare dieses bis auf die ersten Ruhetage, die ich in Nidau, oder auf meiner Rückreise finden werde. Vors erste müssen Sie sich damit begnügen, daß ich Ihnen die erste und wahre Ursache aller Unruhen, die Genf seit einem Menschenalter so sehr erschüttert haben, oder wenigstens die Ursachen, warum diese Zerrüttungen des Staatscörpers unheilbar sind, etwas umständlicher auseinander setze.

Die wahre Ursache der bürgerlichen Kriege in Genf ist nicht sowohl mangelhafte Gesetzgebung, sondern eben die, welche alle bürgerlichen Kriege hervorgebracht hat, zunehmende Sittenverderbniß, besonders unter den vornehmsten und niedrigsten Ständen, welche gehindert hat, daß die mangelhaften Gesetze, und Einrichtungen des Staats zum Besten des Ganzen ergänzt, und vervollkommnet wurden.

Nachdem durch das Edict vom Jahre 1738. die geschlossenen Zünfte aufgehoben, und allen Einwohnern von Genf ohne Unterschied der Zutritt zu allen Handwerkern und Gewerben geöffnet wurde, erwachste, und verbreitete sich in dieser Stadt in wenigen Jahren ein solcher Geist von Betriebsamkeit, wovon man in der alten und neuern Geschichte gewiß nur wenige Beyspiele hat. Die vielen Fabriken und Manufacturen, welche man entweder neu anlegte, oder auch erweiterte, erzeugten und vermehrten nicht nur Wohlstand und Bevölkernng, sondern auch Aufklärung, und

es entwickelten sich in einigen Zeugungen in einer kleinen Stadt, die höchstens 25000 Seelen in sich schließt, mehr grosse Schriftsteller und Erfinder, als die Hauptstädte der aufgeklärtesten Nationen Europens aufweisen konnten. Die Werke dieser unsterblichen Männer blieben nicht bloß in den Händen der Gelehrten, oder der vornehmern Stände; sie drangen auch in die Werkstätte von Arbeitern ein, und man konnte daher, und kann noch jezo mit Recht sagen, daß in keiner Stadt so mannigfaltige, und nützliche Kenntnisse unter allen Ständen so allgemein, als in Genf verbreitet waren. Diese ersten Früchte des Fleißes, und der Thätigkeit der Genfer machten sie zu einem Gegenstande des Neides, und der Bewunderung nicht nur ihrer Nachbaren, sondern auch von ganz Europa. Allein in eben diesen schönen, und kräftigen Früchten lagen zugleich die ersten Keime des Verderbens eingewickelt. Die außerordentliche Industrie der Genfer, und der fast alle Theile der Erde umfassende Handel erzeugte bald unrepublicanische Ungleichheit der Güter, und Anhäufung von Millionen in einzelnen Familien und Händen. Aus den ungeheuren Reichthümern von Wenigen entstanden Verachtung der alten strengen väterlichen Sitten und Geseze, Nachäffung des reichsten und verdorbensten Theils eben der Nation, womit man durch Sprache und Lage am nächsten verbunden war, ungemessene Prachtliebe und Schwelgerey, tugendtödtender und herrschender Unglaube, und ein unauslöschlicher Haß gegen die bisherige Verfassung, die dem Reichen nicht mehr wesentliche Vorrechte zugestand,

als dem Armen, so sehr er auch durch Güter über den letztern erhaben war. Ohne das beständige Streben der Negatifs nach unrechtmäßiger Gewalt würde man sehr leicht Mittel zu einer dauerhaften Aussöhnung mit ihren Widersachern haben finden können. Allein bey einer solchen Ungleichheit der Güter, als sich in Genf findet, ist es fast unmöglich, daß nicht der Wunsch nach ungleichen Rechten entstehen, und daß nicht Herrschbegierde die Liebe des allgemeinen Besten überwiegen sollte *).

*) Der Ausgang hat mein Urtheil gerechtfertiget. Durch das neue Edit de Pacification présenté par les Puissances Garantes à la République de Geneve, & agréé au Conseil general le 21. Nov. 1782. ist die ganze ehemalige Verfassung von Genf umgekehrt worden, und der gröste Theil der Negatifs ist mit der neuen Constitution, und den Maaßregeln ihrer ehemaligen Häupter eben so unzufrieden, als es die vertriebenen Repräsentanten nur immer seyn können. In der That scheinen die meisten Negatifs nicht gefürchtet zu haben, daß ihre Häupter so weit gehen würden, als sie wirklich gegangen sind; und da sie es merkten, war es zu spät, sich zu widersetzen, und unwirksame Klagen waren alles, wodurch man seine Unzufriedenheit zu erkennen geben konnte. Wie gewaltthätig und ungesetzmäßig die neue Regierungsform sey, kann man schon daraus abnehmen, daß man es nothwendig gefunden hat, die Besatzung beträchtlich zu verstärken, alle Bürger zu entwaffnen, und alle grössern Zusammenkünfte, so wie alle politischen Unterredungen über innere Angelegenheiten auf das strengste zu verbieten. Ungeachtet aber der höchsten Wahrscheinlichkeit nach die Häupter der Negatifs eine auf billige Bedingungen gegründete Vereinigung mit den Repräsentanten am meisten gehindert haben, so ist es doch eben so gewiß, daß die Repräsentanten ihre Gegner mächtig gereizt hatten; und zwar am meisten durch den Mißbrauch des Sieges, den sie im J. 1768. davon trugen. Stolz auf ihren Sieg zwangen sie die conseils

Es ist Ihnen bekannt, daß nach der Reformation die Einfalt der Sitten nirgends so groß und die Sit=

ohne alle Schonung und Aufschub, der Bürgerschaft das sogenannte Recht der réélection zuzugestehen, vermöge deren sie jährlich vier Mitglieder aus dem Petit Conseil ausschliessen könnte. Dies Vorrecht mußte nothwendig beständige Argwöhne, unversöhnliche Feindschaften, und eine ewige Spaltung zwischen den beyden Parteyen hervorbringen. Die Einsichtsvollsten und Ruhigsten unter den Repräsentanten suchten ihre Partey dahin zu vermögen, daß man das gehäßige und erzwungene Recht der réélection wenigstens fünf Jahre ungeübt lassen möchte, damit die Gemüther erst besänftiget würden; allein die Sieger waren zu erhizt, als daß sie sich dergleichen hätten gefallen lassen. So wie unter den Negatifs gewiß viele waren, die nicht nach unrechtmäßiger Gewalt trachteten, so waren wiederum unter den Repräsentanten manche, die durch Reichthümer, Kenntnisse und Fähigkeiten aufgebläht, diejenigen Familien und Personen, die in dem Besitze der vornehmsten Würden waren, beneideten, und die diese durch unerlaubte Mittel zu demüthigen, oder sich selbst auch zu erheben suchten. Als eine Hauptursache der letzten Unruhen in Genf gibt einer meiner Correspondenten den Verlust des alten Nationalgeistes an, der durch die häufige Aufnahme von Fremden zu habitans und bourgeois getödtet worden sey, und einem gar nicht zu vereinigenden Gewirre von widersprechenden Meynungen, und Gesinnungen Platz gemacht habe. Dies Phänomen muß jetzo noch viel auffallender, als vormals seyn, da die Obrigkeit seit der Revolution bis in den Sommer des J. 1785., wie ich von einem reisenden Freunde weiß, schon über 1200 domiciliés aufgenommen hatte. So neunt man in Genf Personen, die gegen eine jährliche Abgabe, welche der kleine Rath bestimmt, die Erlaubniß erhalten, sich in Genf niederzulassen, und denen man entweder alle, oder einen Theil der Rechte der Habitans verleiht. Die permission de domicile kann zwar nach Belieben zurückgenommen, und muß jährlich erneuert werden; allein hiedurch muß, wie es scheint, mehr die Anhänglichkeit der domiciliés an Genf, als der Gedanke, sich in die=

tenzucht nirgends so strenge war, als in den Schweizerischen Staaten, deren Gesetze, Religion und Sit=

ser Stadt zu besetzen, vernichtet werden. Wenigstens hat die Erfahrung gezeigt, daß fremde Handwerkspursche durch die Leichtigkeit, bey geringern Abgaben, als ihrer Meister, dieselbige Profeßion treiben zu dürfen, gereizt werden, sich in Genf niederzulaßen. Ein jeder Schneider= oder Schustergesell, der Lust dazu hat, heirathet ein Mädchen aus einem angesehenen Hause, erhält alsdann ohne viele Schwierigkeit, die Erlaubniß, seine Handthierung zu treiben, und macht seinem bisherigen Meister, der grössere Abgaben entrichtet, und durch festere Bande an den Staat gebunden ist, die Kunden abwendig. Die übermäßige Zahl der domiciliés, die man aller Gegenvorstellungen der Habitants ungeachtet angenommen hat, richtet nicht nur diese zu Grunde, und eben deswegen müssen unverhältnißmäßig mehr verarmte Schneider und Schuster, als andere Profeßionisten aus den öffentlichen Fonds erhalten werden, sondern sie muß sich nothwendig auch bald unter sich selbst aufreiben; und wenn dann solche domiciliés verarmen, so können sie auf gar keine Unterstützung aus den öffentlichen Armencassen Anspruch machen. Eine nothwendige Folge hievon ist, daß sie in ihrem hülflosen Elende in Betteley und Dieberey fallen. Ueberhaupt habe ich mich schon oft darüber gewundert, daß so viele Stadtobrigkeiten, welche die gute Absicht hatten, die schädlichen Rechte oder Anmassungen der Zünfte einzuschränken, und die Concurrenz und Aufnahme von nützlichen Arbeitern zu befördern, daß diese nicht genug den wichtigen Unterschied unter solchen Profeßionen bemerkten, die entweder nur allein, oder hauptsächlich für die Mit=Einwohner deßelbigen Orts arbeiten, wie Schuster, Schneider und Friseurs, und dann unter solchen, deren Producte eben so gut auswärts verschikt, als an dem Orte des Aufenthalts der Arbeiter können verbraucht werden. Hieher gehören alle Arten von Fabrikanten und künstlichen Arbeitern, die daher auch in keiner Stadt zu zahlreich werden, und deren Aufnahme nicht genug begünstigt werden kann. Ganz anders verhält es sich mit solchen Handwerkern, die ihrer Natur nach nicht für entfernte Auswärtige arbeiten können. Solcher Handwerker müssen in keiner Stadt mehrere seyn, als die Bedürfnisse

ten von Zwingli und Calvin umgeschaffen wurden. Calvin übergab die oberste sittenrichterliche Gewalt der Geistlichkeit, welche sie auch noch in unserm Jahrhundert nach den Absichten ihres Schöpfers ausgeübt hat. Diese den ganzen Staat umfassende Censur, und das damit verbundene Ansehen der Genfer Geistlichkeit sind jetzo gänzlich verschwunden*). Die Prediger können nicht einmal daran denken, ihre alte Disciplin auszuüben, da gerade diejenigen, deren Macht sie zur Vollstreckung der Gesetze aufbieten müßten, am meisten von einer strengen Censur leiden würden, und sie selbst zum Theil vor Calvin, und seinen ächten Schülern nicht bestehen könnten? Mit dieser Censur haben die Geistlichen auch den größten Theil ihres alten Ansehens verloren. Vormals, und noch zu der Väter Zeiten, suchten die Hoffnungsvollsten Söhne aus den ersten Familien die geistlichen Würden eben so eifrig, als die ersten unter den weltlichen, weil jene eben so ehrenvoll waren, und einen eben so großen, oder noch größeren

der übrigen Einwohner verlangen. Geht man über diese Zahl hinaus, so werden solche Handwerker durch die zu große Concurrenz gezwungen, ihre Arbeiten unter ihren wahren Werth herabzusetzen. Sie gewinnen also nicht genug, um ihre Familien erhalten, und die öffentlichen Lasten tragen zu können. Der verarmte Handwerker wird aus Verzweyflung liederlich, und Frauen und Kinder fallen den Armencassen, oder den übrigen Einwohnern zur Last.

*) Der ganze Zusammenhang zeigt, daß ich nicht sagen wollte: die Rechte, und Gerichtsbarkeit der Geistlichen seyen durch ausdrückliche Verordnungen geschmälert worden, sondern das Ansehen der Geistlichen sey nicht so groß mehr, und ihre Rechte würden nicht mehr mit dem Nachdruck, und der großen Wirkung, wie vormals, ausgeübt.

Einfluß auf den Staat verschafften, als diese. Jetzo hingegen überlassen die Jünglinge aus reichen und angesehenen Häusern die geistlichen Stellen solchen Männern, die sie mehr um der geringen Einkünfte, als des damit verbundenen Ansehens willen suchen, und die sich nicht darum bekümmern, daß die starken Geister nach Voltairischer Art einen Geistlichen, und eine lächerliche Person für einerley halten. So wie die durch Pracht und Sittenverderbniß hervorgebrachte Verminderung des Einflusses der Geistlichkeit angesehene Männer von geistlichen Würden abschreckt; eben so wird diese Entfernung angesehener Personen wiederum eine Mitursache des immer zunehmenden Verfalls der Religion, und guten Sitten in Genf. Calvins unsterblicher Geist würde gewiß selbst in den Wohnungen der Seligen von Mitleiden und Unwillen ergriffen worden seyn, wenn er an dem Tage, als ich in der Hauptkirche einer großen Communion beywohnte, auf die von ihm gebildete Stadt hätte herabschauen können. Als wir in die Kirche kamen, war sie schon so voll, daß wir uns kaum bis zu dem Ehrenstuhl, der für Fremde bestimmt ist, durcharbeiten konnten. Vor uns waren die Sitze der Frauenzimmer, von welchen man unter allen Völkern bemerkt hat, daß sie einen stärkern Hang zur Andacht haben, als unser Geschlecht, und daß sie besonders von heiligen gottesdienstlichen Handlungen, und Gebräuchen stärker, und schneller gerührt werden. Alle diese Mädchen und Weiber, eine einzige und gerade die liebenswürdigste ausgenommen, zeigten nicht allein gar keine Zeichen von Andacht, oder Sammlung zu einer

so feyerlichen Handlung, als an welcher sie jetzo Theil nehmen wollten, sondern betrugen sich vielmehr, als wenn sie vorsetzlich den Schein davon vermeiden möchten. Man lachte, und flüsterte, und besserte am Putz, oder rauschte mit dem Fächer, oder rückte auf seinem Sitze herum, als wenn man in einer Gesellschafft von lustigen Brüdern oder Schwestern gewesen wäre. Dieser empörende Leichtsinn, und Vergessenheit alles dessen, was man wenigstens den Schwachen schuldig ist, dauerte fort, als ein junger Geistlicher auf die Canzel trat, und wahrscheinlich Gebete, oder Vorschriften, die sich auf die bevorstehende Handlung bezogen (denn wegen des heftigen Geräusches konnte ich nichts verstehen) ablas. Man wurde zwar etwas bescheidener und ruhiger, als der Prediger selbst erschien, und aus der gegenwärtigen traurigen Lage der Stadt Veranlassung hernahm, alle Stände und vorzüglich die Jugend zur Einigkeit und zum Gehorsam gegen die Gesetze aufzumuntern; allein an dieser Stille, war nicht sowohl die Andacht, als die Neugierde der Zuhörer Schuld; denn gleich nachdem die Predigt geendigt war, äußerte sich sogar in den letzten Augenblicken, ehe man sich dem Tische des Herrn nahte, dieselbige Ausgelassenheit, die mich vorher so sehr empört hatte. Manche konnten so gar in dem Augenblicke, in welchem sie das Abendmahl zu sich nahmen, nicht einmal so viel über sich gewinnen, daß sich die Züge von Muthwillen und Spott, die von den vorhergegangenen Gesprächen auf ihren Gesichtern übrig waren, unterdrückt, oder in der Absicht, kein Aergerniß zu geben, die Larve der Ernsthaf-

tigkeit vorgehängt hätten. Gewiß würde Rousseau, und vielleicht auch Voltaire nicht weniger, als ich, vor Unwillen entbrannt seyn, wenn sie von der unnatürlichen Irreligiosität der Genferinnen, die doch auf gute Erziehung Anspruch machen wollen, Zeugen gewesen wären.

Ein anderer Beweis von dem verminderten Ansehen der Geistlichkeit, und dem großen Verfall der Sitten ist dieser, daß in einer Stadt, in welcher vormals Ehebruch eines der größten Verbrechen, und Ehescheidung so schwer als möglich gemacht war, der erstere nur belacht, und die letztern so leicht, und häufig werden, als sie vielleicht kaum in London und Paris sind. Wenn ein paar Eheleute ihres Umgangs überdrüssig sind, oder in Verbindungen mit andern ihre Rechnung besser zu finden glauben, so verabreden sie sich in der Stille, und entweder der Mann, oder die Frau geht auf vier Wochen auf ein Landhaus im Französischen, oder Bernischen Gebiet, das man in einer halben Stunde erreichen kann *). Gleich nach der Ent-

*) Ein Vertheidiger von Genf wünscht eine Berichtigung dieser Nachrichten, allein er drückt sich so unbestimmt aus, daß ich nicht weiß, was, und wie viel ich ändern soll. Folgendes aber meldet er mit Bestimmtheit. Die ganze Procedur, wodurch ein paar Eheleute getrennt würden, daure wenigstens drittehalb Monate. Der entwichene Theil werde zuerst dreymal citirt; welches drey Wochen wegnehme. Wenn er nicht erscheine, so werde er dreymal von der Canzel vorgeladen, welches nur in sechs Wochen geschehen könne, und endlich werde er vor das Consistorium geladen, wo er la censure et l'excommunication empfange, und wo er eigentlich zu einem achttägigen Gefängniß, und zur confiscation de la dot verurtheilt werden solle. Allein die Härte der Strafe, schreibt mein Correspondent, habe eine Art von Unge-

fernung des einen Theils macht der andere eine Klage wegen boshafter Entweichung anhängig. Der Flüchtling wird viermal vorgeladen, und wenn er alsdann nicht erscheint, so schreitet man ohne weitere Umstände zur Ehescheidung. Sobald die Ehe getrennt ist, findet sich der, oder die Entwichene wieder ein, ohne Strafe befürchten zu dürfen, und beyde Parteyen können auch ohne weiteren Anstand wieder heirathen.

Die ehemaligen Aufwandsgesetze gelten jetzo nicht mehr, als die alte Calvinische Kirchenzucht, weil sie sich niemals lange gegen so viele Millionärs, als in Genf wohnen, erhalten konnten*). Die reichen Genfer bauen, und möbliren prächtige Palläste und Landhäuser, halten sich kostbare Equipagen, und noch kostbarere Mätressen, und geben Diners und Soupers, wie die verschuldeten Prinzen, und Dücs, oder Marquis in Versailles, oder die unerschöpflichen Generalpächter in Paris. In Genf rechnet man vier und zwanzig Familien, in welchen man beständig von Silber speist, und drey bis vier hundert Häuser, in welchen, die Teller ausgenommen, alles Tafelgeschirr, Terrinen, Schüsseln u. s. w. von demselbigen Metall sind. Hiebey muß man bedenken, daß Genf höchstens fünf und zwanzig tausend Einwohner hat.

straftheit hervorgebracht, und ich muß also glauben, daß Reiche und Angesehene entweder gar nicht, oder bloß zum Schein, und Geringere selten, oder wenigstens viel gelinder, als vormals, gestraft werden.

*) Die neuen Aufwandsgesetze machen einen beträchtlichen Theil des neuen Edit de pacification aus. Sie schränken aber den Luxus nicht sowohl ein, als sie ihn zu einer Quelle von Staatseinkünften machen.

So sehr Sie alles dieses befremden wird, so werden Sie sich doch noch mehr darüber wundern, daß diese kleine Zahl von Menschen, von denen kaum der siebente Theil von den Producten ihres Landes leben könnte, außer den übrigen Zweigen ihres Gewinns jährlich zwanzig, gewiß aber vierzehn Millionen Renten aus Frankreich zieht, und daß sie also dem Französischen Hofe zweyhundert, oder doch hundert und vierzig Millionen vorgestreckt hat. Nirgends sind die Speculationen mit den Französischen Fonds so weit getrieben worden, als in Genf. In dieser Stadt setzt nicht bloß ein Hagestolz auf seinen Kopf, um eine große Rente verzehren zu können, nicht bloß der Mann auf den Kopf seines Weibes, oder der Vater auf den seines Kindes, um das eine oder das andere zu versorgen, sondern ganze Gesellschafften von reichen Leuten vereinigen sich, und setzen Millionen auf zwanzig, oder dreyßig der gesundesten Kinder in den besten Jahren, die man von den geschicktesten Aerzten, und Wundärzten untersuchen läßt. So wie aber die Genfer vielleicht unter allen die Noth, oder Verblendung des Französischen Hofes in dem Anleihen auf Leibrenten am besten genutzt haben, so ist es nicht weniger gewiß, daß eben diese Operationen mit den Französischen Fonds gerade durch die großen und schnellen Reichthümer, die sie verschafften, mehr als große Banquerotte geschadet haben. Zwar ist bisher der Fall selten, daß Wollüstlinge ihr Vermögen dem rechtmäßigen Erben ganz entziehen, und es auf Leibrenten hingeben, um desto mehr genießen zu können. Man sieht vielmehr Leibrenten

als einen einträglichen Handel, oder als eine Art von Gewerbe an. Allein die großen Summen, welche sie jährlich nach Genf ziehen, vermehren nicht nur den Stoff und Reiz zur Prachtliebe und Schwelgerey, sondern werden auch eine Ursache, daß man andere weniger einträgliche Gewerbe, die Anstrengung und Genie erfordern, vernachlässigt, und seine Reichthümer lieber von selbst in den Französischen Fonds arbeiten, und sich vermehren läßt. Je mehr nun die Industrie abnimmt, und die Reichthümer zunehmen, desto mehr muß auch Luxus und Sittenverderbniß steigen, und man wird bald bis zu der Maxime kommen, daß Handel und Arbeitsamkeit schimpflich, und nur allein ein träger Genuß der von fleißigern Vorfahren erworbenen Schätze ehrenvoll und anständig sey. Wie würde es aber den trägen Millionairs, und wie der Stadt ergehen, wenn der Credit des Französischen Hofes dereinst einmal wieder senken sollte? Meiner Meynung nach ist es ein fürchterlicher Zustand, wenn das Wohl einer ganzen Stadt, oder doch der angesehensten Familien, von der Gnade oder dem Schicksal eines mächtigen Schuldners abhängt, den keiner zur Bezahlung zwingen kann, und der schon in diesem Jahrhunderte einige male zu zahlen aufgehört hat.

Uebertriebene Prachtliebe, und daher entstehende, oder damit verbundene Verdorbenheit der Sitten finden sich nicht bloß in den obersten, sondern auch in den niedrigsten Ständen von Genf, und man klagt auch hier, daß die Uhrmacherey, und Indiennefabriken die Sitten des Volks verschlimmert haben. Es

ist etwas sehr gewöhnliches, daß Arbeiter, oder Arbeiterinnen die Woche über jedesmal für 3 Sous speisen, und ihre Gesundheit durch schlechte oder kärgliche Nahrung verderben, um nur in sechs bis sieben prächtigen Kleidern prangen, des Sonntags in Kutschen ausfahren, und diesen Tag in lärmenden, und kostbaren Freuden zubringen zu können. Die größte Cattun-Fabrik in Genf, und gewiß auch eine der größten in der ganzen Schweiz ist die von Herrn Fasi, in welcher vor den Unruhen sechs bis acht hundert, und als ich sie sah, über zwey hundert Personen arbeiteten. Man muß in der That ein so thätiger, und an immer neuen, und schönen Desseins so erfindungsreicher Mann, als Herr Fasi seyn, um in einer Stadt, wo alles so ungeheuer theuer, als in Genf ist, eine solche Fabrik zu Stande bringen, und unterhalten zu können. Allein die Waaren, die Herr Fasi liefert, sind von so vorzüglicher Güte und Schönheit, daß er seinen Bestellungen kaum vorkommen kann, und weder Märkte, noch Messen zu besuchen braucht. In dieser Fabrik allein kann ein Fremder schon sehen, wie weit die Eitelkeitswuth unter den arbeitenden Einwohnern in Genf geht. Wir traffen in mehrern Sälen, besonders in dem, in welchem die Formen auf die Cattune gedruckt, oder die verschiedenen Farben aufgetragen wurden, so geputzte Mädchen und Weiber an, daß man sie in kleinern teutschen Städten in jede Assemblee, oder gute Gesellschafft hätte führen können. Auch die Putzmacherinnen, und kleine Galanteriehändlerinnen gehen so sorgfältig geputzt einher, daß Fremde

kaum wissen, wie sie sich gegen solche Damen zu betragen haben.

Die aufgeklärteste und unverdorbenste Classe von Menschen ist der Mittelstand, der nicht reich genug ist, um ohne Arbeit schweigen zu können, und nicht so arm, daß er sein Brod durch Handarbeit verdienen müßte. Zu dieser Classe gehören die meisten Vorsteher oder Unternehmer von Manufacturen, Fabriken und Handwerksstätten, die meisten Kaufleute und Commißionairs, Gelehrte u. s. w. Dieser Mittelstand ist zu geschäftig, als daß er sich den Vergnügungen des Lasters ergeben, und zu aufgeklärt, als daß er in die Ausschweifungen des Pöbels hinabsinken könnte. Eben dieser Mittelstand enthält fast lauter eifrige Repräsentanten, und er würde gewiß auch dem Staate eine feste, aber demokratische Regierungsform gegeben haben, wenn nicht der Ehrgeiz der Millionairs eine auswärtige Macht zu Hülfe gerufen hätte.

Unter allen Fehlern, welche man den Genfern schuld gibt, ist keiner, weßwegen sie in der übrigen Schweiz so sehr verschrien sind, als eine fast unglaubliche Kunst zu sparen, unersättliche Begierde nach Gewinn, und die äusserste, selbst mit dem höchsten Reichthum und der grösten Pracht verbundene Filzigkeit. Sogar Rousseau wagte es nicht, seine Mitbürger von diesem Anstrich von Judaismus zu reinigen, und man braucht auch die Lage der Genfer nur zu kennen, um bald einzusehen, daß eben die Ursachen, welche die Juden bisher im Durchschnitt zu Juden machten, die Genfer im allgemeinen ihnen ähnlich machen mußten.

Ein Fremder kann sich in Genf kaum einen Tag aufhalten, ohne von der Gierigkeit der Einwohner mehrere Proben zu erhalten. Man mag kaufen, was man will, selbst Dinge, deren Preise allgemein bekannt, und gleichsam bestimmt sind, so wird man immer zur Hälfte übersetzt, und Reisende werden deswegen von Genfern selbst gewarnet, daß sie nicht in eigener Person, sondern durch ihre Freunde das Benöthigte einkaufen möchten. Den Personen, deren Dienste man braucht, mag man geben, so viel man will, so sind sie doch nie befriediget. Entweder gehen sie, wenn sie vorher auch noch so geschwätzig waren, still und ohne zu danken weg, oder sie wissen mit vielen Complimenten noch einen Vorwand hervor zu suchen, unter welchem man ihnen noch einige Cruches oder Baches (so nennt man hier Creutzer und Batzen) schenken möchte. Von der Filzigkeit der Reichen erzählten mir glaubwürdige Männer einige höchst merkwürdige Beyspiele. Ein vornehmer Herr aus Bern, dessen Landgut im Pays de Vaud an das Landgut eines reichen Genfers gränzte, wurde vom letztern einstens zu Tische gebeten, und mit den ausgesuchtesten Fischen aus dem Genfer-See tractiret. Der Gast konnte sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit von Fischen wundern, und gestand, daß ihre Seltenheit ihm oft, wenn er Freunde aus Bern bey sich habe, viele beschwerliche, und doch vergebliche Nachfragen verursache. Der reiche Genfer antwortete auf diese Aeusserung, daß er immer einen Vorrath von Fischen in seinen Behältern habe, und daß

er sich ein Vergnügen daraus mache, seinem lieben Nachbar so oft, und so viel er brauche, zukommen zu lassen. Der Berner dankte für dieses höfliche Anerbieten, versprach aber zugleich, daß er eine ausserordentliche Güte nie anders, als im höchsten Nothfall mißbrauchen würde. Dieser Nothfall trat bald ein. Es kamen Besuche aus Bern, und nun wurde der Gold- und Fisch- reiche Nachbar ersucht, doch einen kleinen Theil seines Ueberflusses verabfolgen zu lassen. Die Bitte wurde ohne Anstand erfüllt, und der dankbare Herr aus Bern war eben im Begriff, dem gefälligen Nothhelfer seine Verbindlichkeit zu bezeugen, als er eine Rechnung erhielt, worauf ihm für so viele Pfunde von diesen und jenen Fischen so und so viele Livres abgefordert wurden. So niederträchtig dieses Verfahren auch war, so ist es doch weniger verabscheuungswürdig, als das, was man von einigen Millionairs erzählt, die sich eine Herrschaft im Pays de Vaud angekauft hatten. Man bat diese Millionairs bey einer von der Obrigkeit bewilligten Collecte um einen kleinen Beytrag für die Unglücklichen, die durch Brand gelitten hatten. Beyde Filze gaben aber da, wo wohlhabende, und selbst Personen von mittelmäßigem Vermögen ganze, oder halbe Louisd'or zu schenken pflegen, einen einzigen neuen Thaler, und glaubten vermuthlich noch recht freygebig gewesen zu seyn *).

*) In der übrigen Schweiz glaubt man, daß unter den Reichen in Genf die Freygebigen nur die kleinste Zahl ausmachen; in Genf selbst aber nimmt man das Gegentheil an. Ueberhaupt scheint es, als wenn die Reichen die Armen in ihrer Stadt ohne Verhältniß mehr unterstützen,

Ein Reisender, der die Eigennützigkeit der Genfer genau kannte, versicherte mich, daß die meisten Repräsentanten alles Tobens und aller Drohungen von Auswanderungen ungeachtet doch gerne bleiben, und sich alles geduldig gefallen lassen würden, wenn man ihnen nur ihre Güter, und die bisherigen Mittel sie zu vermehren liesse. Wenigstens rächen sie sich jezo an ihren Ueberwindern oder Unterdrückern dadurch, daß sie ihnen ihr Geld abnehmen, wenn sie anders dergleichen mitgebracht haben.

Ich habe irgendwo, ich glaube in Sulzers Reisebeschreibung, gelesen, daß man nicht leicht in einer andern Stadt so viele ausgezeichnete Gesichter fände, als in Genf. Die Bemerkung ist richtig, wenn man unter ausgezeichneten Gesichtern solche versteht, die sich von denen ihrer Nachbaren, oder auch anderer Völker merklich unterscheiden. Denn fast alle Genfer

als man ihnen auswärts zutraut. Wenigstens versichert mich ein Mann, der das vollkommenste Zutrauen verdient, daß die Reichen grosse Summen an die Prediger schicken, um sie den Armen auszutheilen, damit die Namen der Geber verschwiegen bleiben. Nicht weniger lobenswürdig ist es, daß die Obrigkeit in Genf im Anfange des J. 1786. eine Casse errichtet hat, woraus Juwelierer, Uhrmacher und andere künstliche Arbeiter Geld zu 4 p. C. erhalten können. In einer Zeit von vierzehn Tagen wurden von den Reichen an die 200000 Livres zu diesem Fonds unterschrieben. Die Nothwendigkeit einer solchen Casse sezt aber einen tief gesunkenen Credit der arbeitenden Einwohner von Genf voraus. Unter allen Gewerben soll der Buchhandel jezo das schlechteste seyn. Die meisten Buchhändler sind entweder gefallen, oder wanken. Man kauft wenig, oder gar keine Bücher mehr, sondern alles behilft sich mit den Cabinets litteraires, deren es sehr viele gibt.

haben etwas Eigenthümliches, woran man sie leicht erkennen kann. Sonst aber haben die Genfer, und zwar von beyden Geschlechtern, nicht nur in den beweglichen Zügen und Theilen des Gesichts, sondern auch in dem Bau der unbeweglichen Theile sehr vieles mit einander gemein, und dies ist eben so natürlich, als daß sie sich selbst von ihren nächsten Nachbaren unterscheiden, indem sie in ihrer Lebensart, Vergnügungen und Beschäftigungen eben so sehr mit einander übereinstimmen, als sie von den Einwohnern anderer Städte und Länder abweichen. Mir ist keine Stadt bekannt, wo ich unter allen Ständen, Geschlechtern und Altern so wenig schöne, und hingegen so viele gebrechliche und entnervt scheinende Personen gefunden hätte, als in Genf, und man könnte daher mit Recht sagen, daß die Genfer sich durch ihr Aeusseres noch mehr, als durch ihre Lebensart und Betriebsamkeit von den Bernern unterscheiden. Die starken und schön gebildeten Cörper, die blühende Farbe, die blauen Augen und blonden Haare, die man in Bern so häufig antrift, sieht man in Genf selten oder gar nicht. Die vornehmen Genfer sind im Durchschnitt von kleiner oder mittlerer Statur, und haben einen unsichern wankenden Gang *). Zu den merkwürdigsten physiognomischen Eigenthümlichkeiten beyder Geschlechter gehören eine blaßgelbe Farbe, ein mageres Gesicht, eine kurze und hohe Stirn, ein grosser Mund, schwarze Haare, Augen, und Augenbraunen, welche

*) Es war wider alle meine Erwartung, was mir ein sicherer Mann aus Genf schrieb, daß es wenige Städte gebe, wo so viele Alte von beyderley Geschlecht leben, als in Genf.

beyde letztere meistens sehr groß und ausdrucksvoll sind, eine lange, schmale, etwas erhabene, und weit aus dem Gesichte hervorstehende Nase, und endlich etwas Scharfes und Spitzfindiges im Blick und Zügen, welche letztern Merkmale man seltener, als irgend eins der übrigen Kennzeichen in dem Gesichte eines Genfers vermißt. Das gemeine Volk, oder der eigentliche Pöbel ist, und sieht in Genf plumper und roher, als in andern gleich grossen Städten aus, weil er unter einer viel weniger strengen Zucht steht, und ihm bisher von beyden Parteyen, die sich so viel als möglich zu verstärken suchten, geschmeichelt wurde. So roh und häßlich aber der Genfer Pöbel ist, so übertrift er doch unendlich in Rücksicht auf Gestalt die Savoyarden, von denen fast täglich viele hunderte in die Stadt kommen, um ihre Producte abzusetzen, und das Benöthigte wieder einzukaufen. Die elenden schwarzen Lumpen und Kleidungsstücke, womit sie kaum bedekt sind, und die ihren ohnedas traurigen Anblick noch trauriger machen, ihre Zigeunermäßige Farbe, ihre schlaffe lederhafte Haut, ihre entfleischten Gesichter und Hände, ihre schwarzen starken ins Gesicht hängenden Haare, ihr starrer dummer Blick erinnerten mich an die Beschreibungen und Zeichnungen, die ich von den Feuerländern, Neuholländern und andern Halbmenschen so oft mit Bedauren und Erstaunen gesehen und gelesen habe.

Genf ist unstreitig die betriebsamste und reichste, aber auch eben deswegen diejenige Stadt in der Schweiz, wo die Nothwendigkeiten des Lebens und alle Arbei-

ten und Dienste, die man von andern Menschen erkauft, am theuresten sind. Alle Lebensmittel müssen in Genf nothwendig theurer, als in andern Städten der Schweiz seyn, weil die umliegende Gegend weniger fruchtbar, die Zahl der Käufer grösser, und das Geld viel häufiger, und also geringer im Werthe ist, als anderswo. Man muß daher ein Mittags- oder Abendessen, das in der übrigen Schweiz sammt dem Weine einen Gulden, oder fünfzehn Batzen kostet, in Genf mit zwanzig Batzen, oder einem kleinen Thaler bezahlen. In eben diesem Verhältnisse steigen auch die Forderungen von Miethlakayen, Miethkutschern, Friseurs u. s. w. Nur allein das Fuhrlohn der Genfer-Kutscher ist alsdann, wenn man sie auf eine, oder mehrere Tagereisen miethet, mit dem in der übrigen Schweiz gewöhnlichen einerley.

Bis jetzo haben wir uns noch in keiner Stadt aufgehalten, wo der Ab- und Zufluß von Fremden so groß, und die Gesellschaft an der Wirthstafel so abwechselnd, als in Genf gewesen wäre. Fast in jeder Stunde des Tages gehen Reisende ab, und kommen welche wieder an, und selbst alsdann, wenn die Table d'hote nur wenig besezt ist, finden sich doch gewöhnlich Menschen aus vier bis fünf verschiedenen Völkern beysammen, nämlich Schweizer, Teutsche, Franzosen, Italiäner und Engländer, welche letztere am häufigsten ihre Weiber, oder Töchter, oder Mätressen bey sich haben. Wegen dieser mannigfaltigen, und sich so oft verändernden Tischgesellschaft habe ich im Gasthofe in Genf mehr merkwürdige Menschen gesehen, und an-

genehme Bekanntschaften gemacht, als an irgend einem andern Orte. Zu den letztern rechne ich vorzüglich die des Sohnes eines vornehmen Englischen Geistlichen, der eben so lange, als wir, in Genf blieb, und viel gebildeter und vorbereiteter war, als junge Engländer zu seyn pflegen, welche die grosse Tour durch Europa machen. Von ihm hörte ich unter andern interessanten Nachrichten, daß der Luxus in seinem Vaterlande, theils wegen der grössern Auflagen, noch mehr aber wegen der abnehmenden Handlung und Gewerbe sich um vieles gemindert habe. Man halte nur die Hälfte von Bedienten, die man sonst gefüttert habe, und keiner gebe jetzo, wie vormals, Gastmähler, die zwey bis drey tausend Pfund Sterling kosteten. Wie ungeheuer aber die Prachtliebe und Verschwendung der Grossen in England noch vor kurzem gewesen sey, sagte dieser Reisende ferner zu mir, könnte ich aus folgendem schliessen: daß ein Irländischer Graf bloß für den Kutschersitz an seinem Wagen fünf hundert Guineen bezahlt, und daß die vornehmen jungen Engländer die Erlaubniß, alle Morgen nach dem Spazierritt, in den Obstbuden im Parc, welches und so vieles Obst, als sie nur wollten, essen zu dürfen, um 200 Guineen erkauft hätten. Uebrigens sey es allgemein bekannt, daß man in London fast das ganze Jahr durch die kostbarsten ausländischen Früchte ziehe und feil habe: und daß die Engländer, wie in den übrigen Theilen der Gartenkunst, also auch in der Kunst seltene Früchte zu ziehen, alle Europäische Nationen überträfen.

Zu den wunderbaren Erscheinungen, die uns an der Wirthstafel in Genf vorkamen, gehörte zuerst ein kleiner schwarzrockigter Mann, mit einer großen Perucke, der ein Landpfarrer zu seyn schien, und dessen Frau und Begleiterinn sowohl, als ein Kind, das er bey sich hatte, so schlecht gekleidet waren, daß ein jeder sich wunderte, wie diese Personen sich in unsern Gasthof verirrt hätten. So bald aber diese Fremden sich gesetzt hatten, merkte man bald, daß sie nicht zum erstenmale in guter Gesellschafft speisten, und kurz nachher entdeckte sich's, daß Monsieur le Chevalier, so nannte sich der Fremde, dans les quatre parties du monde gereist, und sich lange selbst in Japan und Sina aufgehalten hätte. Monsieur le Chevalier war aber nichts destoweniger ein gemeiner Beobachter, indem er die Japaner, und vorzüglich die Sinesen, und ihre Künste im Lobrednerton der Jesuiten erhob. Der schwarze Ritter nahm jetzo Kinder in Pension, und auch das Mädchen, das er bey sich hatte, eine kleine geistreiche Schwäbin, die noch kein Wort Französisch verstand, war ihm zur Erziehung übergeben worden.

Noch weit merkwürdiger, als dieser Chevalier, war mir eine Piemontesische Marquisinn, die in unserm Gasthofe wohnte, und gewöhnlich außer Hause, oder auf ihrem Zimmer speiste, aber einstens an einem Abend so spät von einem Spazierritt zurückkam, daß sie sich mit ihrer Freundinn an die Wirthstafel setzte. Die Marquisinn, eine junge schöne und blonde Dame, ging nicht bloß in gewöhnlichem Reitkleide, sondern trug männliche Beinkleider, die von so dünnem Zeuge

waren, daß sie an einer Mannsperson höchst unehrbar gewesen wären. Als sie sich niedergelassen hatte, nahm sie ihren Hut ab, fing gleich mit ihren Nachbarn auf die vertraulichste Art zu reden an, lehnte sich über den Tisch, musterte nicht bloß die ganze Gesellschafft, sondern untersuchte eine jede Person, besonders Frauenzimmer so anhaltend, daß sie ihre Augen nicht aufzuschlagen wagten, und ließ sich in allen unweiblichen Unverschämtheiten weder durch Lachen, noch durch unwillige Gegenblicke irre machen. Vornehme Weiber von einer solchen Frechheit kannte ich bisher nur aus Schilderungen Französischer Schriftsteller, und nie hätte ich geglaubt, daß es dergleichen auch außer Frankreich, am wenigsten aber, daß es solche in Italien gebe.

Lausanne, am 4ten Sept.

Gestern früh um sechs Uhr fuhren wir in der Absicht von Genf weg, um den nächsten Weg nach Yverdon zu nehmen. In Nyon hörten wir aber, daß der Großfürst mit seiner Gemahlinn heute in Lausanne ankommen würde, und wir faßten also gleich den Entschluß, um dieser durchlauchtigen Personen willen, die diesen Nachmittag erwartet werden, einen kleinen Umweg über Lausanne zu machen. Der Rückweg von Genf bis Morges gefiel uns besser, als der Hinweg, weil wir fast immer Berg ab fuhren, und eben deßwegen weitere Aussichten erhielten. In Nyon besahen wir außer einigen andern Römischen Alterthümern, die angebliche Statüe Cäsars in einem alten Thurme, die ich aber ohne Bedenken für die Statüe eines Bi-

schoffs, oder vornehmen Geistlichen erklären würde. Die Platteforme, oder öffentliche Promenade auf einer Anhöhe hinter der Stadt beherrscht eine reiche und weitläuftige Landschafft, die wir aber nicht recht geniessen konnten, weil die Luft bald nach Mittage noch zu schimmernd, und zu sehr mit feinen Dünsten angefüllt war. Wir trösteten uns damit, daß wir eine ähnliche und noch viel größere Aussicht von Aubonne haben würden, welche Stadt ich wegen des berühmten Prospects zu besuchen mir vorgenommen hatte. Es erregt allerdings ein günstiges Vorurtheil, wenn ein Reisender, wie Tavernier, der fast alle Reiche in Europa und Asien sechsmal gesehen, und 60000 Meilen allein zu Lande gemacht hatte, wenn dieser gestand, daß er, eine einzige Gegend in Armenien ausgenommen*), auf der ganzen Erde keine Aussicht gefunden habe, die mit der von Aubonne zu vergleichen sey, weßwegen er auch die Baronie, die jetzo dem Canton Bern gehört, an sich kaufte. Ungeachtet der Weg nach Aubonne gar nicht beschwerlich war, so liegt doch diese Stadt so hoch am Jura, daß wir wenigstens eine Stunde von der großen Straße an fahren mußten, ehe wir sie erreichten. Schon auf diesem Wege hatten wir Gelegenheit uns zu überzeugen, daß man das Pays de Vaud mit Recht

*) Diese Gegend war in der Nachbarschafft von Erivan und dem berühmten Kloster les trois eglises genannt in Armenien; siehe Taverniers Reisebeschreib. I. S. 16. 17. teutscher Uebers. Umständlicher, als Tavernier, schilderte diese herrliche Gegend, die eigentlich schon in Medien liegt, Tournefort I. p. 141. 151. Man vergleiche auch Chardin I. p. 213. 214. Erivan, oder wie Chardin schreibt, Irivan, liegt unter 41° 15′ Nördl. Breite.

wegen der vortrefflichen Aussichten preise, daß man aber auch, um diese Aussichten zu entdecken, nothwendig die Hauptstraße verlassen, und den Jura bis zu solchen Höhen hinansteigen, oder hinanfahren müsse, als auf welcher Aubonne, und die meisten Landsitze liegen. Erst auf diesem Wege entdeckten wir die unübersehlichen Weinberge, in welchen der treffliche Vin de la côte gebaut wird, und von denen man von der Landstraße wenig, oder gar nichts wahrnimmt. Von Aubonne aus stiegen wir noch fast eine kleine halbe Stunde Berg an, bis wir in den Garten, oder auf die Terrasse vor einem schönen Landsitze kamen, der, wenn ich nicht irre, einem Herrn Fischer von Bern gehört. Wir waren so glücklich, gestern nicht nur einen heitern Tag, sondern auch die vortheilhafteste Tageszeit zu treffen, in welcher man allein weite Aussichten recht genießen kann; denn es war eben sechs Uhr, als wir vor der Campagne des Herrn Fischers anlangten. Hier eröffnete sich uns auf einmal eine Landschafft, die nicht nur alles ohne Vergleichung übertraff, was wir bis dahin gesehen hatten, sondern auch ein Stück von einer ganz anderen Erde oder Natur zu seyn schien, ungeachtet wir die meisten Gegenstände, die sich uns darboten, schon oft einzeln mit Vergnügen und Bewunderung betrachtet hatten. Unter uns und an den beyden Ufern des Sees, die wir an der linken Seite bis Vevay, und an der andern bis nahe gegen Genf in einer Strecke von zehn bis zwölf Stunden übersehen konnten, (und auch Genf würden wir erreichet haben, wenn nicht ein dünner Herbstnebel die äußersten Buch=

ten des Sees bedeckt hätte,) lag eine zahllose Menge von Städten, Flecken, Dörfern und Pallästen, von Weinbergen, Hainen und Wäldern, von Wiesen, Gärten, und Fluren in unendlich mannigfaltigen Schattirungen, Formen, und Gruppen ausgebreitet. Diese Landschafft, deren einzelne Schönheiten man im ganzen Wochen vielleicht kaum erschöpfen, oder herausheben, und unterscheiden könnte, wurde durch den schönen See begränzt, den wir nie so ruhig, und fast in seiner ganzen Ausdehnung, wie jetzo, gesehen hatten. Das entgegengesetzte Savoyische Ufer mit seinen Städten, Dörfern, und Felsen erschien uns viel näher, und deutlicher als sonst, und hinter den Felsen erhob sich der majestätische Mont Blanc mit vielen andern gewaltigen Schneebergen, die wir fast bis an ihre Füße herab mit den Augen messen konnten. Der Mont Blanc schimmerte so prächtig, als ich jemals Schneeberge gesehen hatte, in den rosenfarbenen Strahlen der Abendsonne; seine Nachbaren glänzten weniger, allein sie zeigten dagegen andere furchtbare Schönheiten, welche durch das helle Sonnenlicht nicht wenig gehoben, und herbey gezogen wurden. Einige von ihnen waren so steil, daß an ihren senkrechten Wänden kein Schnee haften, und sich nur an ihren mittlern Höhen kleine schmuzig gelbe Gletscher halten konnten. Andere waren zwar auf ihren obersten etwas flachen Spitzen mit Schnee bedeckt; allein nicht weit von diesen Spitzen waren sie auf einmal bis zu solchen unermeßlichen Tiefen abgeschnitten, daß man über diesen Abgründen kaum mit einem schüchternen Blick zu schweben wagte.

Der Mont Blanc und die übrigen Berge, behielten über eine Stunde nach dem Untergange der Sonne, und lange nachdem der rosenfarbene Glanz verschwunden war, einen weißlichen Schimmer, den man durch die Finsterniß der Nacht sehr deutlich wahrnehmen, und woran man ihre Häupter von dem dunkeln Firmament unterscheiden konnte: eine Erscheinung, die ich sonst noch niemals beobachtet hatte. Wir kamen erst um halb neun Uhr in Morges an, und fanden à la Couronne so gute Zimmer, Betten und Tisch, als wir außer Lausanne und Bex in der Französischen Schweiz nicht angetroffen hatten.

Die fruchtbare Gegend zwischen Morges und Lausanne gefiel uns das zweyte mal weniger, als das erste mal, nicht nur weil unsere Phantasie sich noch mit der gestrigen Aussicht beschäfftigte, sondern weil man von Morges bis Lausanne fast immer Berg an fährt, und also eingeschränktere Aussichten hat, als wenn man von Lausanne nach Morges reist. Die bescheidenen Landsitze der Lausanner hingegen sahe ich jetzo mit größerm Vergnügen, da ich sie mit den prächtigern Pallästen der Genfer vergleichen konnte. Die fruchtbaren mit Obstbäumen besetzten Wiesen, und die reichen Weinberge, zwischen welchen jene liegen, und die meistens mit lebendigen Hecken eingefaßt sind, machten auf mich einen angenehmern Eindruck, als die Palläste, und unfruchtbaren Gärten der Genfer, die fast alle mit unersteiglichen Closterartigen Mauren eingeschlossen, und gegen den Mitgenuß, und die Augen anderer Menschen verwahrt sind.

Yverdon, am 5ten Sept.

Der Großfürst und seine Gemahlinn, die von ihrer Schwester und deren Gemahl begleitet wurden, kamen gestern Abends erst gegen acht Uhr an, und traten in eben dem Gasthofe ab, in welchem ich die ersten male, und auch jetzo wieder wohnte. Bey der Ankunft der Durchlauchtigen Reisenden gaben die Einwohner von Lausanne ein Beyspiel von Bescheidenheit, dergleichen ich noch niemals erlebt habe. Denn, ungeachtet Vornehme und Geringe fast den ganzen Nachmittag mit Ungeduld gewartet hatten, und weder an dem Eingange des Gasthofes, noch vor den Zimmern Wachen standen, (denn es liegen in Lausanne so wenig, als in den übrigen Städten der Schweiz, Genf, Basel, Zürch und Bern ausgenommen, Stadtwachen;) so wurde doch weder der Eingang des Hauses beengt, noch die Treppen und Vorzimmer mit Menschen angefüllt, welches in Teutschland, und andern Städten der Schweiz auch bey verdoppelten Wachen nicht unterblieben ist. Es kamen freylich einzelne Herren und Damen, nachdem die Russischen Herrschafften ausgestiegen waren, entweder um ihnen aufwarten, oder um sie zu sehen; allein beyde waren viel weniger zudringlich und lästig, als ich in ähnlichen Fällen gesehen habe. Wir sahen den Großfürsten, und die Großfürstinn nicht nur gestern Abends, sondern auch diesen Morgen, da sie in einem offenen Wagen nach Aubonne fuhren. Gleich nach ihrer Abreise machten wir uns auch auf den Weg nach Yverdon, der bis nach Tscherlitz oder Echalens fast immer Berg an geht, und bis eine halbe Stunde

vor Yverdon ungemacht ist, weil die Vogteyen, durch welche er läuft, nicht Bern allein, sondern diesem Canton gemeinschafftlich mit dem Canton Freyburg gehören, und der erstere also keine kostbare Unternehmungen ohne Einwilligung des letztern anfangen und ausführen kann. Der Boden zwischen Lausanne und Yverdon scheint eben so unfruchtbar, als die Gegenden traurig, besonders denen sind, welche mehrere Wochen in der Nachbarschafft des Genfer-Sees zugebracht, und Aubonne und Lausanne erst kürzlich verlassen haben. Die Dörfer sind nur selten, und noch unreinlicher und armseliger, als in dem Theile der Französischen Schweiz, aus welchem wir herkamen. Auf der ganzen Reise fanden wir nichts merkwürdiges, als das romantische Bergschloß St. Barthelemi, das dem Grafen d'Afry aus Freyburg gehört, und dann ein Monument, welches nicht nur das einzige, sondern auch das erste in seiner Art ist, welches jemals ist errichtet worden. Nicht weit vor Tscherlitz nämlich steht an der rechten Seite der Straße ein prächtiger marmorner Obelisk, der etwa fünf und zwanzig bis dreyßig Schuh hoch seyn mag. Ein solches Denkmal mußte nothwendig an einem Orte, wo man kein Grabmal erwarten konnte, unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und wie groß war daher nicht unser Erstaunen, als wir auf den vier Seiten dieser eben so edlen, als einfachen Säule in vier Sprachen, der Teutschen, Lateinischen, Englischen, und Französischen, die Worte fanden: **Alle Völker lobet den Herrn.** Außer diesen Worten sieht man an der ganzen Pyramide nichts, als das Familien-

Wappen ihres Errichters, des eben genannten Comte d'Afry, der, wenn ich nicht irre, Marechal de Camp in Französischen Diensten ist. Der Platz, auf welchem die Säule steht, ist rund herum in der Entfernung von mehrern Schuhen als eine heilige Stätte mit Ketten eingeschlossen, die wiederum an kleinere Obelisken, oder Säulen von Granit befestiget sind. Wir wurden von diesem der Gottheit geweihten Denkmal eben so sehr gerührt, als überrascht: gerührt, wenn wir bedachten, daß sein Stifter nicht nur ein vornehmer Mann, sondern auch ein Französischer Officier, und noch dazu aus einem Lande sey, dessen Einwohner in der ganzen Schweiz wegen ihrer übertriebenen Frömmeley, und Möncherey berüchtigt sind: überrascht, weil der Gedanke uns eben so neu war, als er uns natürlich schien, so bald wir ihn ausgeführt sahen. Denn, ist es nicht in der That zu verwundern, daß bisher noch niemand auf den Einfall kam, dem einzigen wahren Gott irgend ein Denkmal zur Erweckung ächter Andacht zu errichten, da man so vielen verdächtigen, oder doch immer sterblichen, und gebrechlichen Heiligen unzählige Capellen, und andere Monumente errichtet hat? Ich bedauerte nichts mehr, als daß ein Werk, welches mich mehr von der Erde erhob, als alle die Predigten, die ich zwischen Lausanne und Yverdon hätte hören können, nicht an einer mehr besuchten Straße aufgeführt worden sey.

Wir kamen hier noch vor vier Uhr, also gerade um die Zeit an, als an dem grossen Buß- und Bettage der Gottesdienst geendigt war, und alle Familien zu

Tische giengen. Dies ist der Grund, warum wir unsere Empfehlungsschreiben an die Herren Felice und Bertrand, deren Namen auch in Teutschland berühmt sind, nicht übergaben, weil wir diese Herren und ihre Familien zur Unzeit überfallen hätten. Wir brachten daher den Rest des Tages damit zu, die Stadt sowohl, als die umliegenden Gegenden zu besehen. Die erstere fanden wir viel schöner, als die letztern. Yverdon besteht außer einer niedlichen Vorstadt, die sehr viel Aehnlichkeit mit Nidau hat, aber noch neuer und besser bebaut ist, aus drey fast geraden und geräumigen Straßen, die gegen das nach Neufchatel hingekehrte Thor zusammenlaufen. Die Häuser sind nicht prächtig, aber regelmäßig, und ähnlich, aber nicht gleich, oder durchaus einförmig. Die große Allee von Castanienbäumen würde viel schöner seyn, wenn man nicht an der rechten Seite auf die alte Stadtmauer, und links auf eine sumpfigte, mit unfruchtbarem Schilfe oder Binsen bewachsene Wiese sähe, die dem Ansehen und der Sage nach ein Geschenk des zurückgetretenen Sees ist, von welchem sie noch oft überschwemmt, und mit stinkenden Pfützen angefüllt wird. Eben diese Wiese wird die Lage der Stadt nicht nur verschönern, sondern auch gesunder machen, wenn sie dereinst mehr wird erhöht, und gänzlich ausgetrocknet, und die darauf gepflanzten Bäume ihr gehöriges Alter erreichen werden. Von der grossen Promenade läuft eine andere Allee von prächtigen Pappeln nach dem See zu; allein diese wird so wenig besucht, daß sie mit hohem Grase bewachsen war. Der Neuenburger-

See machte hier bey seinem Anfange viel weniger Eindruck, als er das erstemal an seinem Ende, wo die Zihl aus ihm heraus fließt, auf uns gemacht hatte. Man entdekt an seinen beyden Ufern, so weit man sie übersehen kann, weder reiche Fluren, noch Weinberge, oder schöne Landhäuser, und merkwürdige Oerter, die Stadt Grandson mit ihrem Schlosse ausgenommen. Ueberhaupt zeigen sich um Yverdon herum eben so viele Zeichen einer kargen Natur, und viel weniger Spuren einer verschönernden Kunst, als um Genf: doch hat die erstere Stadt darinn einen großen Vortheil über die leztere, daß sie ausser den beyden angeführten Spatziergängen mit viel mehr schattenreichen Gängen und Wegen umgeben ist. In Yverdon wohnen einige sehr reiche Familien, unter welchen vielleicht nur Herr Felice allein durch seinen unternehmenden Geist in der Stadt selbst, die übrigen aber in Surinam, oder doch ausser der Schweiz ihr Glük gemacht haben. Wenn man die Lage der Stadt und der umliegenden Gegenden kennt, so erwartet man keinen sehr beträchtlichen Handel; doch rüstet man von Zeit zu Zeit bedekte Barken nach Holland aus, die über den Neuenburger- und Bieler-See in die Zihl, und aus dieser in die Aar, und den Rhein fahren.

Nidau, am 9ten Sept.

Gestern Abends kamen wir wieder glüklich bey unsern lieben Nidauischen Freunden mit den Gedanken an, daß wir nun nicht eher wieder, als nach Basel und Teutschland aufbrechen werden. Weil wir aber

hörten, daß man dem Großfürsten und dem Herzoge von Glocester zu Ehren einen grossen Bal in Bern geben werde, so haben wir uns vorgenommen, schon morgen früh wieder nach Bern zu reisen, indem wir hoffen können, daß wir bey dieser Gelegenheit alles, was in dieser Stadt schön und merkwürdig ist, beysammen sehen werden. Meine kurze Ruhezeit weiß ich nicht angenehmer anzuwenden, als daß ich Ihnen den Rest meiner Reise durch die Französische Schweiz beschreibe.

Wir fuhren am 6ten Sept. an dem heitersten Frühlingsmorgen von Yverdon ab. Die Strecke zwischen dieser Stadt und Grandson, die nur eine halbe Stunde davon entfernt ist, scheint den Fleiß ihrer Bebauer nur sehr mäßig zu belohnen; der Jura aber, den man vor sich hat, bietet mancherley anziehende Schauspiele dar. Am mahlerischsten zeigten sich die gelben abgemähten Felder, die man in gewaltigen Höhen wahrnahm, und denn die einzelnen zerstreuten Häuser, sowohl an den Seiten, als fast auf dem Rücken des Berges, die in der Ferne wie kleine weiße Puncte erschienen. Grandson ist ein dünn bevölkerter, schlecht bebauter, und schmutziger Ort, wie alle übrige Städte und Flecken, die zwischen Lausanne und Neufchatel liegen. Das Schloß von Grandson ist noch in eben dem Zustande, in welchem es von Carl von Burgund belagert und eingenommen wurde. Es ist kaum begreiflich, wie dieser Fürst das kleine Schloß mit den vier bis fünfhundert Canonen, die er bey sich hatte, nicht gleich im ersten Anlaufe einnahm, ohne verrä-

therische oder doch unerlaubte Künste brauchen zu dürfen. So bald wir ausser der Stadt waren, stieg ich aus dem Wagen, und suchte das Schlachtfeld, wo Carl der Kühne 1476. die erste zwar nicht sehr blutige, aber desto schimpflichere Niederlage litt. Ich konnte aber in der Strecke von einer guten halben Stunde Weges durchaus keinen Platz finden, wo zwey Heere sich nur hätten lagern, geschweige bewegen und fechten können; denn der steile Jura rückt hier so nahe an den See hinan, daß kaum für eine schmale Landstraße Raum genug übrig bleibt. Auch war das feste und vermuthlich unüberwindliche Lager der Burgunder auf dem Gefilde, das sich eine halbe Stunde von der Stadt nach Vaumarcus hin ausbreitet, und allem Ansehen nach würde Carl diesmal nicht überwunden worden seyn, wenn er nicht wider den Rath aller verständigen Krieger den Schweizern in dem engen Wege nach Grandson zu entgegengerückt wäre. In diesem engen Wege, der ein Heer von hundert tausend einem Häuflein von tausend gleich macht, wurde die erste Burgundische Schlachtordnung von dem Vortrupp der Schweizer, der aus fünfzehnhundert Mann bestand, angegriffen, und übern Haufen geworfen. Die Flüchtlinge stürzten sich voll Schreckens auf ihre nachrückenden Brüder: alles gerieth in Unordnung; und nun suchten nicht bloß Gemeine, sondern auch eine ganze Schaar von Fürsten, die um Carls Tochter und deren reiche Erbschaft buhlten, sich mit der Flucht zu retten. Die Schlacht bey Grandson ist viel weniger merkwürdig durch den Verlust, den Carl der Küh-

ne litt, als durch die unermeßliche Beute, welche die Schweizer machten, und die schrecklichen Einflüsse, welche diese Beute auf die Sitten der Sieger hatte. Fast von dem Tage dieses Sieges an hörten die Schweizer auf, das einfältige, harte, genau verbundene, den Gesetzen und der Obrigkeit gehorchende, und für Freyheit und Vaterland streitende Volk zu seyn, das sie bisher gewesen waren. So bald sie die Süßigkeit der Burgundischen Beute gekostet hatten, verliessen sie Vaterland, Weib und Kinder, Felder und Alpen, um fremden Herren zu dienen, und sich vom fremden Raube zu nähren. Sie verachteten die Stimme der Gesetze und ihrer Obern, die sie von dem verderblichen Reislaufen zurückhalten wollten, verkauften ihre Stimmen im Rath, und ihren Arm im Felde, und verfielen in innere Zwistigkeiten, die beynahe in bürgerliche Kriege ausgebrochen wären.

Die Gegend zwischen Grandson und Concise, einem kleinen niedlichen Bernischen Dorfe, ist so schön, als ich keine zwischen Lausanne und Genf nahe am See gefunden habe. Man fährt nicht, wie zwischen den beyden eben genannten Städten an dem niedrigen Ufer des Sees, sondern auf einem hohen und breiten Fusse des Jura, wo man nach allen Seiten hin eine freye Aussicht hat. An der rechten Hand hatten wir entweder Weinberge, oder mit Obstbäumen besetzte Wiesen oder Fruchtfelder, die sich nach dem See hinab senkten, und dann den prächtigen, sich immer erweiternden See, der in der Mitte, wo er von der Sonne erleuchtet wurde, einem Feuermeere ähnlich

sah, und an den beyden Seiten das Bild des heitern blauen Himmels zurückwarf. An der linken Hand sahen wir dieselbige Mischung von Feldern, Wiesen, und Aeckern nur in größern Massen, durch Häuser und Dörfer erhöht, und mit dem nirgends ganz wilden Jura begränzt. Wir langten noch vor Mittage bey dem Schlosse Baumarcus an, wohin wir von dem jetzigen Besitzer, Baron von Büren, ernannten Landvogt von Nidau, eingeladen worden waren. Dies Schloß ligt auf einer beträchtlichen Anhöhe des Jura, und vereinigt das Ehrwürdige eines alten Rittersitzes mit allen Bequemlichkeiten, welche die neuere Baukunst erfunden hat. Ich glaube kaum, daß es aus irgend einem andern Schlosse oder Dorfe an den gleich fruchtbaren und romantischen Ufern des Neuenburgersees eine weitere und prächtigere Aussicht gibt, als von Baumarcus, wo man nicht nur beyde Ufer des Sees, sondern auch eine unermeßliche Landschaft und Gebürgkette jenseits des Sees beherrscht. Hiezu kommt noch, daß diese Herrschaft mit den schönsten Weinbergen, bedekten Gängen und Gärten umgeben ist, in welchen letztern die Bäume von dem schmackhaftesten Obste, das in diesem Jahre fast in ganz Europa äußerst selten ist, brechen wollten. Alle diese Vorzüge und Verschönerungen hat die Baronie dem Geschmack und der unermüdlichen Thätigkeit seines jetzigen Besitzers zu danken, der sich, ungeachtet er viele Jahre in Holland diente, doch in kurzer Zeit der ländlichen Haushaltungskunst in ihrem ganzen Umfange bemeistert hat. Wir waren so glüklich, auf Baumarcus eine ausgesuchte

Gesellschaft, undin dieser auch Herrn Vernes aus Genf zu finden, den man mit den übrigen Chefs der Repräsentanten vorläufig verwiesen hat, und welchen ich in Neufchatel zu besuchen die Absicht hatte. Man hält Herrn Vernes für einen der ersten geistlichen Redner der Franzosen, und eben dieses Lob bestätigten auch diejenigen, die ihn vor kurzem in diesen Gegenden predigen gehört hatten. Ungeachtet er ein Geistlicher, und ein Mann von ohngefähr sechzig Jahren ist, so ist er doch so lebhaft in Gesellschaften, und besonders so galant, und aufmerksam gegen Frauenzimmer, daß ich ihn eher für einen Parisischen Abbé, als für einen Genfer-Prediger gehalten hätte. Er redete vortreflich über die Angelegenheiten seiner Vaterstadt, und hielt, wie ich zum voraus vermuthete, die unblutige Uebergabe von Genf für das einzige Mittel, die Bürgerschaft von einem gänzlichen Untergange zu erretten.

Der Weg von Vaumarcus nach Neufchatel ist anfangs schlecht, und die Aussicht wegen der Nähe des Jura eingeschränkt; allein bald nachher zieht sich der Berg zurück, und es entsteht zwischen ihm, und dem See ein so herrlicher Vorgrund, als man nahe am Genfer-See vergeblich suchen würde. Die Straße läuft eine Zeitlang über den Rücken eines Hügels, von welchem man an beiden Seiten in herrlich bebaute, und mit Dörfern angefüllte Thäler hinabsieht: nur wird hin und wieder die Aussicht auf dem See durch aufgeworfene Anhöhen verschlossen. Wir kamen erst gegen neun Uhr in Neufchatel an, und fanden an der Wirthstafel, außer einigen Fremden, die wir schon

anderswo gesehen hatten, den Französischen Grafen — —, der einige vortreffliche Sachen geschrieben, aber wegen der Entführung eines vornehmen Frauenzimmers lange in Vincennes gesessen hat. In meinem Leben habe ich keinen Franzosen gefunden, der seine Muttersprache so schön, und mit einer so unglaublichen Fertigkeit geredet, und die Schweiz so genau gekannt hätte, als dieser.

Weil wir an dem folgenden Tage eine eben so schöne Witterung hoffen konnten, als wir die letzten Tage gehabt hatten, so entschlossen wir uns, am nächsten Morgen früh ins Val de Travers zu reisen. Der Weg dahin ist fast eine ganze Stunde derselbige mit dem, welchen wir nach Locle genommen hatten. Nachdem er sich aber von dem letzteren getrennt hat, geht er eine Zeitlang auf einer unfruchtbaren Bergfläche fort, wo man rechts noch Reben und Kornfelder, und links eine unbegränzte Aussicht auf alle die Thäler, Städte und Dörfer hat, durch welche wir den Tag vorher gekommen waren. Von dieser Ebene kommt man in einen großen Tannenwald, durch welchen noch immer der See durchschimmert, und aus diesem Walde fährt man in das enge Bergthal ein, welches in das eigentliche Val de Travers führt. In diesem Thale ist man zwischen zwoen hohen Ketten des Jura eingeschlossen, unter welchen die rechte viel kahler und abgeschnittener, als die linke ist. Der schön gemachte Weg läuft immer an dem rechten Berg-Arme fort, der meistens aus dünnen Lagen von Schiefern besteht, und an einer Stelle um des Weges willen bis zu ei-

ner Höhe von mehrern hundert Schuhen senkrecht abgeschnitten ist. An der linken Seite des Weges ist ein fürchterlich tiefer Grund, der von der Reuze durchströmt, und wegen seiner Tieffe oft vom Wege so bedekt wird, daß man ihn aus dem Wagen nicht sehen kann. Sowohl in diesem Grunde, als an dem Abhange der linken waldigten Bergkette finden sich viele einzelne Wohnungen, welche diese sonst einsame und düstere Gegend beleben. Einige Stunden vor Couvet erweitert sich das Thal, und man sieht an beyden Ufern der Reuze, die hier sanft und ruhig fließt, schöne Wiesen und Felder, die sich bis an die Füsse der Gebürge hinziehen. Wie hoch dieses Thal liege, können Sie daraus abnehmen, daß man jetzo erst Gerste und andere Getraidearten erndtete. Gegen Couvet hin wird das Thal wieder enge, und weniger anmuthig; noch mehr verliert es gegen Moitiers Travers, wo wir Rousseau's ehemalige Wohnung besahen, am meisten aber in der Nachbarschaft von Fleurier, Boveresse, und andern kleinern Orten, die gegen das Ende des ganzen Thals liegen, und mit schlechten sumpfigten Wiesen umgeben sind. Man beschuldigt die Einwohner des Val de Travers, daß sie über ihren künstlichen Arbeiten ihre Wiesen und Felder vernachläßigen, daß sie keine Bäume und Wälder anpflanzen, und keine Canäle ziehen, um ihre Wiesen entweder zu wässern, oder auszutroknen. Couvet ist viel schöner bebaut, als Moitiers, und die übrigen Dörfer. Es finden sich hier, wie in Locle und la Chaux de Fonds, viele Hunderte von Uhrmachern, Spitzen-

wirkerinnen, und andern künstlichen Arbeitern: allein jetzo gibt es hier keinen Erfinder, der den Droz gleichkäme. Man hält die Luft in Couvet für die gesundeste in der ganzen Schweiz, und es wohnten auch in dem Gasthofe, wo wir abtraten, einige kränkliche Personen, die um der Luft willen herauf gereißt waren. Ich zweifle aber, ob sie besser oder nur so gut, als in andern hohen Bergthälern des Jura sey, weil verschiedene der benachbarten Gegenden sumpfigt sind. Die kühnen Mühlen, die über einem fürchterlichen Abgrunde mit eisernen Krampen in zween Felsen bevestigt sind, zwischen welchen sich ein gewaltiger Bach herabstürzt, konnten wir wegen der entsetzlichen Hitze nicht besehen, weil wir über anderthalb Stunden hätten steigen müssen. Es reut mich zwar nicht, daß ich das Val de Travers besucht habe; allein, wenn Sie meine Beschreibung desselben mit der von Locle, und la Chaux de Fonds vergleichen wollen, so werden Sie bald merken, daß die beyden ersten Oerter mir weniger, als der Geburtsort von den beyden Droz gefallen haben. Auch auf dieser Reise fanden wir, daß die Reinlichkeit immer mit der höhern Lage der Oerter zunahm, welches uns um desto mehr auffiel, da wir den Tag vorher in den Städten und Flecken zwischen Yverdon und Neufchatel, Ackergeräth, Holz und Dünger unordentlich vor den Häusern, und an der Straße durch einander geworfen gesehen hatten.

Gestern Morgen besuchte ich Herrn Vernes, und unterhielt mich mit ihm über die letzten Unfälle, und über die gegenwärtige Lage seiner Vaterstadt. Uner-

achtet er nicht zurückhaltend war, so schien er mir doch viel vorsichtiger in seinen Urtheilen, und viel billiger gegen Bern, als die übrigen Repräsentanten, die ich hatte kennen lernen. Als ich von Herrn Bernes zuzurückkam, gieng ich an dem Hafen spatzieren, und setzte mich enie Zeitlang auf die steinerne Mauer, oder das Bollwerk, welches man gegen den See aufgeführt hat, um mir die ganze Gegend noch einmal recht tief einzuprägen. Ich besinne mich nicht, daß ich mich auf meiner ganzen Reise in einer Lage gefunden hätte, wo ich von allen mich umgebenden Gegenständen so sehr zu Empfindungen der Andacht, und zur Erforschung meiner selbst eingeladen worden wäre. Ungeachtet ich an dem Hafen, und dem Hauptspatziergange einer volkreichen und handelnden Stadt saß, so sah ich doch nirgends einen Menschen, der mich hätte zerstreuen können. Ich hörte dagegen sowohl aus der Stadt, als aus entferntern Oertern am See das Geläute von Glocken, und das Singen in den Kirchen, das mir niemals rührender und feyerlicher war. Vor mir erblikte ich den ruhigen See, der in langsamen und regelmäßigen Folgen kleine Wellen warf, und nur selten eine etwas grössere Woge erhob, die dann einige Zolle weiter, als die übrigen, über die glatten Kiesel hinrollte.

Wir verliessen Neufchatel gleich nach Tische, nahmen aber einen andern Weg nach Nidau, als durch welchen wir das erstemal gekommen waren. Wir fuhren nämlich an dem Ufer des Bieler-Sees fort, wo man meistens eine freye Aussicht auf den See und

das mahlerische nördliche Ufer hat. Auf diesem Wege zeigt sich das Schloß Erlach, welches Aberli herrlich gezeichnet hat, in der Ferne am schönsten, und in dem Hafen der Stadt Erlach hat man einen der besten Prospecte auf alle die Städte und Flecken, welche an dem entgegengesetzten Ufer hergebaut sind. So bald man in das Bernische Gebiet kömmt, findet man nicht bloß Sprache, Bauart und Trachten anders, sondern man bemerkt auch gleich, um wie vieles der Teutsche Schweizer ordentlicher, und reinlicher in seiner Haushaltung ist, als der Französische. Die ganze Reise von Genf bis Nidau machte ich mit einem Genfer-Kutscher, den ich anfangs nur bis Yverdon bedungen hatte. Ich bezahlte ihm nicht bloß für die sechs Tage, während welcher er mich gefahren hatte, sondern auch für die drey Tage, die er brauchte, um wieder nach Genf zurück zu kommen.

Ich glaube meinen Brief nicht ohne Noth zu verlängern, wenn ich meinen bisherigen Nachrichten über die Französische Schweiz noch einige Bemerkungen über die Gesinnungen anhänge, welche man in diesen Gegenden über unsere Nation und Litteratur hegt.

In der Französischen Schweiz, die den Bernern gehört, sind viele Personen, die das Teutsche, wenn es gesprochen wird, verstehen, und auch zur Noth etwas gebrochenes Teutsch reden können; allein sehr wenige, die teutsche Schriften zu lesen im Stande sind. Dergleichen Neugierige sind in Genf noch seltener, und ich glaube daher, daß unsere besten Schriftsteller, und der Zustand unserer Wissenschaften, und hohen Schu=

len in England und Paris bekannter, als in der Französischen Schweiz sind. Ungeachtet aber die Französischen Schweizer, und der gröste Theil der Franzosen für uns Teutsche keine empfundene, oder auf richtige Kenntniß unsers Werths gegründete Hochachtung haben können, so ist doch die estime sur parole, welche sie für die Teutschen haben, ausserordentlich groß. Die Ursachen dieser guten Meynung, welche man jetzo in Frankreich, und dem Pays de Vaud von den Teutschen gefaßt hat, sind vorzüglich die großen Thaten des Königs von Preussen, die von ihm vervollkommnete und von andern Teutschen Fürsten nachgeahmte Kriegskunst, die auffallenden Verbesserungen, welche der Römische Kaiser, und die in Teutschland geborne Rußische Kaiserinn in ihren Reichen gemacht haben, und noch immer fortsetzen, die unnachahmlichen Werke unserer Mahler, Tonkünstler und Kupferstecher, die sich in den grösten Hauptstädten Europens niedergelassen haben, und endlich die allgemein anerkannten Verdienste unserer Aerzte, Chymiker und Mineralogen, deren Erfindungen und Beobachtungen von allen Ausländern genutzt, oder doch gepriesen werden. Auch diejenigen Franzosen aber, die den Teutschen eben so viel Genie, und noch mehr Fleiß und Wissenschaft, als ihrer eigenen Nation zugestehen, auch diese verbinden doch gemeiniglich mit der Idee eines Teutschen Nebenbegriffe von Ungeschliffenheit, oder tölpischem Wesen. Man erzählt noch immer Beyspiele von Teutscher Blödigkeit oder Stumpfsinn, von welchen der Himmel weiß, in welchem Zeitalter sie

vorgefallen, oder zuerst auf unsere Rechnung erdichtet worden sind. Selbst in meiner und mehrerer Teutschen Gegenwart sagte ein Professor in Lausanne, der mich zwar nicht kannte, aber nichts desto weniger in Teutschland für einen ungezogenen, oder doch unvorsichtigen Mann gehalten worden wäre, von einem Russischen Courier, der auf die Fragen: wann der Großfürst oder die Großfürstinn ankommen würden, entweder gar nicht, oder nicht befriedigend antwortete: daß der Mann seinen Manieren nach nothwendig ein Teutscher seyn müsse. Da ich auf meiner letzten Reise so oft Veranlassung gehabt habe, Vergleichungen zwischen den Teutschen, und andern Nationen anzustellen; so will ich Ihnen kürzlich die Resultate dieser Vergleichungen auch in der Absicht mittheilen, damit sie sich nicht ganz wieder aus meinem Gedächtnisse verlieren.

Die Teutschen waren von jeher eins der edelsten Völker, und wurden auch immer dafür anerkannt, und jetzo sind sie unstreitig das mächtigste unter allen Völkern, das, wenn es, wie die Römer, seine Kräfte zum Verderben von andern vereinigen wollte, die ganze Erde überwältigen könnte. Die Teutschen sind unter den großen Nationen, die einzigen, die niemals ganz überwunden, noch vielweniger von andern beherrscht wurden, und eben deßwegen haben auch sie allein ihre alte Sprache unverdorben, und unvermischt erhalten. Sie sind aber nicht bloß das einzige unüberwundene Volk, sondern auch dasjenige, welches alle Erdbeherrschende Völker unterjocht, oder doch in den entscheidendsten Schlachten besiegt hat. Germanische Völker

unterwarfen sich Italien, Gallien, Britannien, Hispanien und Africa, und ließen sich als Eroberer in diesen Ländern nieder; die großen Siege, die sie über Tartarn, Saracenen und Türken erfochten haben, will ich nicht einmal erwähnen. Kein anderes Volk hat so viele große Erfinder, nicht nur in den Wissenschafften, sondern auch in allen Künsten, Handwerkern, und Handthierungen hervorgebracht, als das unserige, und nur in unserm Vaterlande sind alle die großen Erfindungen und Verbesserungen gemacht worden, die ganz Europa, und dem größten Theile der übrigen Erde eine andere Gestalt, und den neuern Völkern ein so entschiedenes Uebergewicht über die aufgeklärtesten unter den alten gegeben haben. Man denke hier nur an die Erfindung des Pulvers, und der Buchdruckerey: an die Reformation, die in mehrern andern Ländern angefangen, aber nur in Teutschland ausgeführt wurde: und hiemit verbinde man die Erfindung der neuern Kriegskunst, die Umschaffung der kirchlichen Verfassung durch den Kaiser, die für andere Nationen wieder Beyspiel werden wird: die ächte Regierungskunst in monarchischen Staaten, die das Gegentheil der Französischen und Italiänischen ist, und die größte Macht des Fürsten durch das größte Glück der Unterthanen zu bewirken sucht: die Einführung einer heilsamen Staatsökonomie: die Entfernung orientalischer Pracht, und Stolzes von den Personen, und Höfen großer Monarchen u. s. w. Kein anderes Volk hat so viele Jahrhunderte durch, so viele, so langwierige und blutige Kriege in und außer seinen Gränzen geführt, als die Teutschen, ohne durch

diese Niederlagen und Siege gleich andern beständig kriegenden Nationen erschöpft und vernichtet zu werden. Wann sind wohl seit Heinrich dem Vogler, und den Ottonen verderbliche Kriege in Europa geführt worden, in welchen nicht Teutschland verwickelt, oder gar der Kampfplatz gewesen wäre? Von allen diesen Kriegen, und selbst von dem fürchterlichsten, dem dreyssigjährigen, hat sich Teutschland nicht nur in einigen Menschenaltern wieder erholt, sondern es scheint auch fast, als wenn diese beständige Uebungen seiner Kräfte seine innere Macht vermehrt hätten, da alle übrige Völker, Perser, Griechen, Römer, u. s. w. durch nicht so hartnäckige Kriege, und selbst durch ihre Siege in einem kürzern Zeitraum zu Grunde gerichtet wurden. In unsern Tagen ist kein Volk, welches die Aufmerksamkeit des Menschenkenners so sehr verdient, und von welchem man vermuthen muß, daß es in den nächsten Generationen eine glänzendere Rolle spielen werde. Keine andere Nation hat so große und aufgeklärte Fürsten, so zahlreiche und tapfere Heere, so berühmte und erfahrne Helden, so weise und uneigennützige Staatsmänner, so genievolle Künstler und Gelehrte, einen so großen Schatz von nützlichen und wissenschafftlichen Kenntnissen, so vortreffliche Erziehungs- und Schulanstalten, so unverdorbene Sitten, so viele wahre Reichthümer, und so wenig Schulden, als die Teutschen. Unsere Fürstensöhne und Fürstentöchter herrschen auf den erhabensten Thronen in Europa: unsere Krieger fechten in allen Theilen der Erde: unsere Künstler, die in ihrem Vaterlande keine Aufmunterung

und Belohnung finden, werden in Rom, Madrid, und Paris belohnt und bewundert, und selbst die feinsten und künstlichsten Arbeiten in Uhren, Stahl u. s. w., die wir als Englisch oder Französisch bezahlen, werden in Paris, und London von arbeitsamen und erfinderischen Teutschen verfertigt. Unsere Werke und Landsleute haben Rußland, und die übrigen nordischen Reiche aufgeklärt, und zu Mustern gedient: Teutsche haben in Italien Sitten, Aufklärung, und Regierungskunst eingeführt, und Teutschland wird vielleicht noch bey unserm Leben die Schule und Lehrerinn eben der Nationen werden, von denen wir bisher lernten, und die jetzo unaufhaltsam zu fallen scheinen. Unser Vaterland würde schon jetzo von den übrigen Nationen für das gehalten werden, was es wirklich ist, wenn nicht unsere Sprache so schwer, und mit denen der übrigen von den Römern überwundenen Völker so wenig verwandt wäre. Die großen Teutschen Höfe sind fast die einzigen in Europa, deren Finanzen ordentlich und gewissenhaft verwaltet werden, und die entweder gar keine, oder doch keine drückende Schulden haben, um derentwillen sie ihre Unterthanen plündern müßten. Teutschland halte ich für dasjenige unter allen Ländern auf der Erde, in welchem sich die meisten wirklichen, nicht eingebildeten, oder papiernen Reichthümer finden. Ich schließe dieses nicht nur aus den Summen, die allenthalben ausgeboten, und zurück gezahlt werden, aus den sinkenden Zinsen, und den steigenden Preisen der Lebensmittel, und unbeweglichen Güter, sondern auch aus andern Umständen.

Denn wo findet sich sonst ein ohngefähr eben so großes Land, das die Last von so zahllosen Heeren, von so vielen und glänzenden Höfen, von so vielen Festungen und Collegiis, von einem so zahlreichen Adel, und einer so reichen Geistlichkeit ertragen könnte, ohne darunter zu erliegen? Teutschland hingegen scheint diese Lasten nicht einmal zu fühlen, und wird mit jedem Tage blühender. Ein großes Glück für Teutschland ist es, daß es nicht einem einzigen Haupte unterworfen ist, daß es keine einzige Hauptstadt, keine Flotten, und Besitzungen in den beyden Indien hat. Wenn wir ein Paris oder London hätten, so würden wir vielleicht eine glänzendere Oper, und Komödie, und noch größere Reichthümer in Gold und Silber besitzen, als jetzo; allein wir würden allem Vermuthen nach schon lange an Generalpächter verkauft seyn: die Reichthümer der Nation würden sich schon in der Hauptstadt, und in dieser in wenigen Händen versammlet, und ungeheuren Luxus und Verderbniß der Sitten erzeugt haben; endlich würde das allgemeine Bestreben, dessen jetzo nur die Teutschen allein fähig sind, ohne eigennützige Absichten, Wahrheit und Tugend öffentlich, oder in der Stille, durch Schriften oder Thaten zu befördern, nicht stattfinden, oder bald in einen eben so allgemeinen Hang ausarten, gemeinschafftlich den Raub von Nationen zu theilen, die man beglücken sollte. Wenn man die Vorzüge unserer Nation auf eine solche Art erwägt, so muß man nothwendig der Vorsehung danken, daß man als ein Teutscher, und gerade in dem Zeitpuncte geboren wurde, wo die Na-

tion ihrem größten Ruhm so nahe war, oder doch mit so starken Schritten entgegen ging.

Nidau, am 13ten Sept.

Jetzo ist unsere Abreise nach Basel und Teutschland unveränderlich auf den siebenzehnten festgesetzt. Schwerlich werden Sie außer diesem Briefe noch einen andern von mir aus der Schweiz erhalten. Den gegenwärtigen will ich mit einer kurzen Erzählung dessen, was wir bey unserm dritten und letzten Aufenthalt in Bern gesehen haben, beschließen, und alsdann fortschicken.

Als wir am 10ten Sept. kurz vor Mittag in Bern ankamen, konnten wir im Falken kein Logis erhalten, weil alle Zimmer für den Großfürsten, und den Herzog von Glocester bestellt, oder schon eingenommen waren. Wir kamen aber doch auf die Empfehlung unsers bisherigen Wirths in einem andern guten Gasthofe unter, und baten uns bey unserm vortrefflichen Freunde, Herrn Pfarrer Rengger zu Gaste, weil im Falken keine Table d'hote gehalten wurde. Ohngefähr um 12 Uhr kehrte der Großfürst mit seinem Gefolge, wie es schien, vergnügt aus dem Grindelwald zurück. Ueberhaupt sagt man, daß dieser Herr auf seiner Reise nicht leicht vergnügter gewesen sey, als in der Schweiz, wovon die Ursache nicht schwer zu finden ist. Er wird hier nicht so unaufhörlich becourt, nicht beständig mit Jagden, Feuerwerken, Schauspielen, Manöuvres, Banketen, und andern Feierlichkeiten gequält, von denen man sich leicht vorstellen kann, wie unerträglich einförmig und ekelhaft sie zuletzt wer-

den müssen, wenn man sich in ihrem Kreise fast ein ganzes Jahr bewegt hat. Die Regierung von Bern hatte dafür gesorgt, daß dem hohen Gaste bequeme Wohnungen, und gutes Essen bereitet wurde; allein sie beschwerte ihn niemals durch ehrfurchtsvolle Abgeordnete, oder beständig begleitende Chevaliers d'honneur, und er fühlte also vielleicht zum erstenmale in der Schweiz, welch eine Seligkeit es sey, frey von dem Zwange der Etiquette großer Höfe zu reisen. Als der Großfürst nach Thun kam, lag eine schöne Gondel bereit, ihn aufzunehmen, und er erfuhr es nicht, daß das Fahrzeug einem andern Besitzer, als dem Schiffer, der ihn führte, zugehöre. Beym Aussteigen fand er das Schloß zu Interlaken geräumt, und er war darinn eben so frey, als wenn er in einem Gasthofe gewohnt hätte. Auch hatte der Rath in Bern einen schmalen in Riemen hängenden Wagen verfertigen lassen, auf welchem die Russischen Herrschafften Lauterbrunnen, und Grindelwald mit größerer Gemächlichkeit, als andere Reisende besuchen konnten. Bey ihrer Rückkunft nach Bern fanden sich der Herr Schultheiß von Sinner, und andere Magistratspersonen unbemerkt unter den Zuschauern, und traten nicht eher hervor, als bis sie merkten, daß der Großfürst mit ihnen reden, oder Befehle ertheilen wollte. Dieser künftige Beherrscher des größten Reichs auf der Erde war so gnädig, sich gegen den Schultheißen von Sinnen darüber zu entschuldigen, daß er in Bern in seinen Reisekleidern erscheine, und setzte mit der schmeichelhaftesten Huld hinzu: daß er sich damit tröste, daß er die

Uniform des Staats (nämlich roth mit schwarz,) trage. Er legte selbst für einige junge Bauerkerle, die einen an ihn abgesandten Courier, ich weiß nicht bey welchen Anlässen, gemißhandelt hatten, die kräftigste Fürbitte ein, weil es ihn, wie er sich auf die menschenfreundlichste Art äußerte, schmerzen würde, daß um seinet willen Unterthanen eines Staats leiden sollten, in welchem er so viel Vergnügen genossen hätte. Sie können leicht denken, daß ganz Bern über das herablassende Betragen des Großfürsten, und seiner Gemahlinn entzückt ist.

Einige unserer Freunde waren so gütig, uns in den Tanzsaal selbst einzuladen, in welchem dem Herzoge, und der Herzoginn von Glocester zu Ehren (denn der Großfürst hatte diese Ehre verbeten) ein großer Ball gegeben wurde. Weil wir aber alsdann in Feierkleidern hätten erscheinen müssen, so nahmen wir lieber Billete auf die zweyte Loge an, wo wir die ganze Gesellschafft am besten übersehen konnten. Ungeachtet wir schon um sieben Uhr in's Hôtel de Musique gingen, so fanden wir doch das ganze Haus so sehr angefüllt, daß wir nur mit genauer Noth so viel Platz gewinnen konnten, als wir stehend, und in den kleinsten möglichen Raum zusammengedrängt nöthig hatten. Unter den Zuschauern, die den Platz so sehr beengten, waren viele Menschen vom Pöbel, die man in Republiken nicht mit so strenger, und offenbarer Gewalt, als in monarchischen Staaten von den öffentlichen Vergnügungen ausschließen darf. Nur der Herzog und die Herzoginn von Glocester waren, als der

König und die Königinn des Festes, sammt ihren schönen Kindern mit Prachtkleidern angethan; der Groß-Fürst und die Groß-Fürstinn hingegen erschienen als Gäste und Reisende in eben den Kleidern, in welchen sie den Tag über die Merkwürdigkeiten der Stadt besehen hatten. Der Herzog eröffnete den Ball mit der Großfürstinn; die Herzoginn aber, und der Großfürst tanzten nicht. Nachdem man mit den Menuetten fertig war, fing man eine kurze Zeit Englische Tänze an, und ging alsdann zu den lebhaften, aber unterhaltenden Bernoises fort, in welchen das Walzen mit einem tactmäßigen Schritt abwechselt. Noch nie habe ich eine so schöne Tanzgesellschafft, als in Bern, beysammen gesehen; denn hier gilt eben das Gesetz, das in Frankreich allgemein aufgenommen ist, daß kein Frauenzimmer über dreyßig, oder höchstens dreyßig und einige Jahre öffentlich tanzen darf. So beschwerlich diese unverletzliche Satzung des Wohlstandes auch manchem Frauenzimmer seyn mag, so hat sie doch für den Zuschauer die angenehme Folge, daß er bey großen Bällen meistens schöne, oder doch noch mit den Reizen der Jugend geschmückte Tänzerinnen sieht. Ich glaubte so gar zu bemerken, daß die vornehmern und reichern ohne allen Streit oder Eifersucht den weniger edlen und begüterten, aber schönern und geübtern Tänzerinnen die Ehre überließen, in den ersten Reihen zu tanzen, und sich mit einer beyspiellosen Bescheidenheit und Selbstkenntniß in die hintern Reihen zurückzogen. Die Gesetze erlauben den Bernischen Schönen weder kostbares Geschmeide, noch stolze Federbüsche, allein

mehr als durch diese werden sie durch ihre natürliche Reitze, und durch die einfachen, aber geschmackvollen seidenen Ballkleider geschmükt. Wir blieben bis nach Mitternacht im Hotel de Musique, ohne daß ich nur einen Augenblick Langeweile empfunden hätte. Am folgenden Tage nahmen wir von unsern Freunden und Gönnern Abschied, und brachten den letzten Mittag und Nachmittag auf dem Landgute des Herrn Prof. Ith zu, das eine vortrefliche Lage hat, und wo ich mich noch mehrere Stunden mit dem Herrn Pfarrer Sprüngli unterhielt. Leben Sie wohl; in einigen wenigen Tagen werde ich Ihnen schon näher kommen u. s. w.

Vierter Brief.

Münster im Münsterthale, am 17ten Sept.

Bester Freund,

Jetzo sind wir schon wirklich auf der Rückreise begriffen. Wir fuhren heute früh um sechs Uhr, unter den aufrichtigsten Danksagungen für die unzähligen Gefälligkeiten, die wir von unsern Freunden genossen hatten, und mit den wärmsten Wünschen für ihr Wohlergehen von Nidau ab. Indem wir den Jura hinan gezogen wurden, sahen wir noch oft mit Sehnsucht auf das artige Städtchen und die herrliche Landschaft zurück, wo wir so viele ruhige und unschuldige Vergnügungen genossen hatten. Nicht weniger oft und begierig heftete ich meine Blicke auf die prächtige Kette von Schneebergen, um mir ihre Bilder, wenn ich sie auch nicht wieder sehen sollte, recht dauerhaft ein-

zuprägen. Je näher ich dem Puncte kam, wo sie mir entzogen werden sollten, desto öfter kehrte ich mich um, um desto mehr strengte ich meine Augen an, als wenn ich die in der Ferne und Nähe so oft angestaunten Berge noch nicht genug beobachtet hätte. Die traurige Stimmung, welche mein Gemüth durch die Trennung von so vielen theuren Gegenständen erhalten hatte, würde vermuthlich viel länger angehalten haben, wenn das enge Bergthal, zwischen welchem wir uns jetzo wieder eingeschlossen fanden, und das ich Ihnen gleich nach meiner Rückkehr von La Chaux de Fonds beschrieben habe, eben so dunkel und furchtbar, als das erstemal gewesen wäre. Allein jetzo wurde es von der Morgensonne erleuchtet, und war deswegen so heiter, daß ich es an manchen Stellen kaum wieder erkannte. Vor Sonceboz wandte sich der Weg, den wir jetzo in das Münsterthal zu nehmen hatten, rechts, und von diesem Flecken bis an Pierre Pertuis fanden wir die Seiten der Berge zwar nicht ganz nakt, aber doch mit sehr dürftigen Weiden bedekt. Pierre Pertuis, oder das Felsenthor, durch welches man in's Münsterthal kömmt, rührte mich viel weniger, als ich erwartet hatte. Es werden bey diesem Eingange in das Münsterthal zween Arme des Jura durch eine Felswand mit einander verbunden, die etwa hundert Schuh breit, und achtzig Schuh hoch seyn mag. Durch diese Felswand hat entweder die Natur, oder die Hand des Menschen, oder beyde zugleich eine Oeffnung durchgebrochen, die fünf und zwanzig bis dreyssig Schuh breit, und ohngefähr eben so hoch zu seyn

scheint, vormals aber höher war, weil man die neu angelegte Chaussee um mehrere Fuß erhöht hat. Ich gebe die Höhen und Breiten nach meinem eigenen Augenmaaße an, weil ich finde, daß die Schriftsteller, in welchen ich genauere Messungen vermuthete, sehr von einander abweichen. Der Hauptgrund, warum mich dieses Felsenthor weniger afficirte, als ich gedacht hatte, lag nicht bloß in der Vergleichung, die ich zwischen demselben und dem viel furchtbarern Urner-Loche anstellte, sondern auch darinn, daß man, so bald man es erblikt, ganz hindurch schauen kann, und unter dem Gewölbe selbst nicht ein heiliges Dunkel, sondern ein eben so helles Licht als unter freyem Himmel findet. Die gewöhnliche Meynung ist diese, daß die Römer diese Oeffnung durchgebrochen haben, um sich eine Gemeinschaft zwischen der Stadt Aventicum, und den Ländern jenseits des Jura zu verschaffen; allein darüber streitet man, ob der Weg, den man unter dem Felsen fortführte, eine via militaris gewesen, oder nur auf Befehl des Collegii Decurionum zu Aventicum, und unter welchen Kaisern er angelegt worden sey. Die Inschrift, die man an der nördlichen Seite der Felswand sieht, und die Sie am genauesten in dem Dictionnaire de la Suisse finden, wird auf verschiedene Arten gelesen und ausgelegt; aus ihren unzweydeutigen Resten erhellt weiter nichts, als daß die Straße unter der Aufsicht eines Duumvirs aus Aventicum gebaut worden ist. So wenig sich dieses bezweyfeln läßt, so unerwiesen und selbst unwahrscheinlich kommt es mir vor, daß

die Römer den Fels zuerst, und allein durchgebrochen haben. Die große und unnöthige Höhle an der linken Hand, wenn man von Biel herkömmt, scheint mir zu beweisen, daß die Natur selbst schon eine Oeffnung gemacht, oder es wenigstens den Anwohnern sehr erleichtert hatte, die mäßige Scheidewand, die beyde Thäler trennte, durchzubrechen. Wenn aber auch die Felswand von jeher unten eben so dick, als oben gewesen wäre, so glaube ich doch nicht, daß die Unternehmung sie zu öffnen für die Bewohner des alten Helvetiens vor den Eroberungen der Römer zu groß gewesen sey. Die Peruaner und andere Völker, die noch weniger, oder wenigstens nicht mehr als die ältern Helvetier cultivirt waren, führten noch viel schwerere Werke aus, zu welchen sie nicht einmal durch so wichtige Bewegungsgründe getrieben wurden. Die alten Helvetier diesseits des Felsenthors fanden eben so wenig, als die jetzigen Schweitzer, in ihrem eigenen Lande so viel Salz, als sie brauchten, und nichts war ihnen daher wichtiger, als ein Weg, auf welchem sie dieses unentbehrliche Bedürfniß aus den nördlichern Gegenden erhalten konnten. Vielleicht erweiterten also die Römer nur die Oeffnung, welche die Natur und die Helvetier angefangen hatten. Wenn man das Felsenthor hinter sich hat, so bricht einige hundert Schritte rechts von dem Wege, die Birs eben so reich, als die Quelle bey Biel aus dem harten Felsen hervor, und treibt auch ohngefähr in gleicher Entfernung mehrere Räderwerke. Das Münsterthal ist zwar viel romantischer, aber zugleich viel weniger fruchtbar, als

das St. Imber Thal. Die Hauptursache der geringern Fruchtbarkeit ist wahrscheinlich die ganz entgegengesetzte Richtung; denn anstatt daß das St. Imberthal von Osten gegen Westen läuft, erstrekt sich das Münsterthal fast beständig von Norden gegen Süden, und ist daher den nördlichen Winden offen. Unterdessen scheint mir der Unterschied des Bodens von beyden nicht so groß, als der Abstand der Industrie und Wohlhabenheit der Einwohner. Im Münsterthal findet man weder so häufige, noch so schöne Dörfer, als im Erguel, und Uhrmacher und Spitzenwirkerinnen sind entweder gar nicht da, oder äusserst selten. Die Häuser in Tavannes oder Dachsfelden, wo doch einzelne sehr reiche Leute wohnen, gehören zu den schlechtesten, die ich auf der ganzen Reise gesehen habe. Sie sind nicht nur niedrig, und mit schlechten Schindeln gedekt, sondern haben auch nur wenige und kleine Fenster und Wände, die entweder ganz von Brettern, oder rohen unbearbeiteten Steinen zusammengesezt sind. Das äussere Ansehen dieses Dorfs ließ uns gar nicht vermuthen, daß wir à la croix blanche, wo wir zu Mittage speißten, so vortreflich würden bewirthet werden, als wirklich geschah. Hier assen wir die schmackhaftesten Krebse und Forellen in der ganzen Schweiz, welches sehr viel sagen will, da besonders ich beyde aus unzähligen Bächen und Wassern gekostet hatte. Der interessanteste Theil unserer heutigen Reise war der Weg in der Felsenkluft, der ohngefähr eine kleine Stunde vor Münster anfängt, und nicht weit vor diesem Flecken aufhört. Wenn

man den Weg auf den Gotthardt nicht gemacht hat, so kann man sich hier ein ziemlich ähnliches wiewohl schwächeres Bild davon machen. Die Felsenketten im Münsterthal sind eben so hoch und kahl, als die, zwischen welchen sich der Weg auf den Gotthardt durchwindet; auch rücken sie eben so nahe zusammen, indem an manchen Stellen nur kaum für die Birs und die schöne Chaussee, die ihrem Erbauer, dem Bischoffe von Basel die gröste Ehre macht, Raum genug bleibt; man erhält aber doch bey dem Anblick der colossalischen Felsspitzen und Felswände im Münsterthal bey weitem nicht so starke Eindrücke, als von denen an der Gotthardtsstraße, weil die Birs nicht so wild, als die Reuß ist, auch nicht in einem so tieffen Bette, und in so fürchterlichen Fällen über so ungeheure Felsstücke fortstürzt, sondern sanft und klar über feinen Grand hinfließt, und sich nur hin und wieder an kleine Bruchstücke von weichem Kalksteine stößt. Man sieht ferner im Münsterthale die entsetzlichen Bergfälle nicht, die den Wanderer an der Gotthardtsstraße so oft in ein mit Furcht vermischtes Erstaunen setzen. Die Seiten der Berge sind, wie die im Val de Travers, und das Bett der Birs, mit mürbem aufgelöstem Schutt, oder Fragmenten von Kalksteinen überstreut, und nur an einem Orte glaubte ich an umgestürzten Tannen Spuren von gefährlichen Lauinen wahrzunehmen. Bey einer gleichen Höhe, und Nachbarschaft der einander gegenüber stehenden Berge vermißt man doch an den beyden Armen des gespaltenen Jura die unverkennbaren Merkmale von Dauerhaftig-

keit oder Unvergänglichkeit, womit die Urner=Felsen, und selbst ihre Ruinen der Zeit zu trotzen scheinen. Die Felsmassen des Jura drängen dem Beobachter bey aller ihrer Höhe und Grösse stets den Gedanken auf, daß sie als Berge nur noch jung sind, und daß sie wegen der geringern Festigkeit ihrer Bestandtheile wahrscheinlich solche Revolutionen nicht aushalten werden, als wodurch sie entstanden sind. Wenn sie also auch höher scheinen, als die Gotthardts=Gebürge, so haben doch die erhabensten und steilsten Felswände fast immer das Ansehen von Mauern, oder von vergänglichen Werken der Kunst, und eben diese Felswände sind mit ganzen Reihen von Tannen besezt, welcher Kranz von Bäumen an dem Rande von unersteiglichen Felswänden zwar einen reitzenden und mahlerischen Anblick macht, aber auch zugleich die Empfindung des Grossen schwächt. Ihre merkwürdigste Eigenthümlichkeit besteht in den prächtigen geräumigen Fels=Grotten, die sie enthalten, und die bisweilen durch die Kunst gemacht zu seyn scheinen. Weil wir schon um fünf Uhr in Münster ankamen, so besahen wir das Dorf, und erstiegen auch eine Anhöhe, auf welcher die Ruinen eines alten Schlosses, oder einer verfallenen Kirche stehen; allein wir gewannen keine schöne Aussicht, weil das Thal zu enge, und die Berge, von denen es eingeschlossen ist, zu kahl oder unbebaut sind.

Basel, am 18ten Sept.

Wir reisten heute bald nach fünf Uhr von Münster weg, wo wir au cheval blanc ein gutes Abend=

essen, grosse Zimmer, und reinliche Betten fanden. Die Forellen, die man uns hier vorsetzte, waren auch vortrefflich; man gestand aber selbst, daß sie denen in Tavannes nicht gleichkämen, und es gilt also auch hier das Gesetz, welches man in der übrigen Schweiz als wahr annimmt, daß Forellen um desto mehr von ihrer Güte verlieren, je weiter sie von der Quelle von Bächen gefangen werden. Bey Münster ist die Birs so reich an Forellen, daß man ihrer immer genug haben könnte, wenn man sie auch täglich bey hunderten finge. Diese Fischart verschwindet nur alsdann auf eine Zeitlang, oder wird wenigstens selten, wenn heftige Regengüsse, oder Wolkenbrüche die Birs aufschwellen. Alsdann werden die Forellen sowohl durch die trüben Wasser, als durch den häufigen Grand, und die Steine getödtet, die von den reißenden Fluthen in ihre Läger geschwemmt werden. Nicht weit von Münster kommt man in eine zweyte Felskluft, die nicht allein zweymal so lang, sondern auch von andern Seiten viel wunderbarer, und majestätischer, als die erstere ist, durch welche wir gestern gekommen waren. Am meisten aber wird man gleich am Eingange in diese schaudervolle Felsenkluft gerührt. Hier thürmen sich Himmelhohe und senkrechte Felsen empor, die denen an der Teufelsbrücke nichts nachgeben, und sich in allen ihren Theilen so vollkommen entsprechen, daß es scheint, daß sie genau in einander passen würden, wenn eben die Gewalt, die sie vormals aus einander riß, sie wieder zusammenfügen wollte. In der Folge werden die anfangs nackten Felswände an sanftern

Abhängen allmälig mit Bäumen und Gesträuchen bekleidet; sie weichen auch weiter auseinander, wodurch das Schauderhafte des Weges nicht wenig verringert wird; doch rücken an einer Stelle wieder zween fürchterliche Felsen so nahe zusammen, daß sie den Durchgang gänzlich zu verschließen scheinen. Unter dem einen dieser überhangenden Felsen sind mehrere Häuser gebaut, in welchen verschiedene Räderwerke durch die Wasser der Birs getrieben werden. Gerade in der einsamsten und wildesten Gegend wurden wir von einem heftigen Sturme überfallen, der die Aeste und Zweige der Bäume und Gesträuche wie Wellen in einander trieb, und dann gänzlich auseinander zu reißen drohte. Nur bey einem solchen Sturm, und einem trüben drohenden Himmel kann man das Grausenvolle solcher Naturscenen, als diese Bergwege darbieten, ganz empfinden. Wenn man nicht weit von Delemont aus dem anderthalbstündigen, und auf die Länge traurigen Wege zwischen hohen Felsen und Bergen herauskömmt; so freut man sich, statt der wenigen schmutzigen Wohnungen und Hütten, denen man sich kaum zu nähern wagte, ein artiges Städtchen, und statt der dürren mit zerbröckeltem Grande, oder mit wildem Gebüsche und schwächlichen Tannen besetzten Bergseiten offene Fruchtfelder zu erblicken. Nicht weit hinter Delemont aber ziehen sich die parallel laufenden Bergreihen wieder zusammen, in welchen man zwar nicht mehr so gräßliche Felsen, aber doch nicht viel mehr Fruchtbarkeit, als vorher wahrnimmt. Nur an der rechten Hand sieht man einzelne Streifen von schönen grünenden

Wiesen, und links sind die Berge mehrmalen so sanft abhängig, daß Heerden daran weiden können. Ohngefähr eine halbe Stunde hinter Delemont steht eine Kirche, oder ein Schloß auf dem Rande eines hohen steil abgeschnittenen Felsen, und etwas höher sieht man die Ruinen eines ältern Gebäudes, das ich nicht näher bestimmen will, weil ich nicht erfahren konnte, ob es eine Kirche oder ein Closter oder ein Rittersitz gewesen sey. Auf dem halben Wege zwischen Laufen und Basel fand ich eine solche Fruchtbarkeit und Cultur des Landes, dergleichen mir in der Schweiz fast noch nicht vorgekommen war. Eine beträchtliche Strecke schien fast ein einziger Garten zu seyn. Wenn sich das Bergthal öfnet, und der Jura an beyden Seiten sich zu senken anfängt, so kömmt man an Weingärten, in welchen die Reben und Trauben grösser, als in der Französischen Schweiz waren. Von den lezten Absätzen des Jura, die fast alle mit Trümmern von Ritterschlössern bedekt sind, nahmen wir, wie von einem alten vertrauten Freunde den wehmüthigsten Abschied, und täuschten uns mit der angenehmen Vorstellung, daß ein blauer Berg, den wir in der Ferne sahen, vielleicht noch eine Fortsetzung des Jura sey. Keine Regungen sind natürlicher, als diese; denn einen grossen Theil der reinsten und lebhaftesten Freuden unserer ganzen Reise haben wir auf dem Jura selbst, oder doch an seinem Fusse genossen, und seiner stärkenden Luft haben wir gewiß zum Theil die erhöhte Heiterkeit des Gemüths, und die gestärkte Gesundheit zu danken, die wir aus der Schweiz zurükbrin-

gen. Sobald man den Jura hinter sich hat, so merkt man an der großen Fläche, in welcher das Auge sich verliert, daß man von einer ganz andern, als der schweizerischen Natur umgeben sey. Man sieht zwar in der Nachbarschafft von Basel, sowohl die Lothringischen als Schwarzwaldgebirge in der Ferne; allein diese Gebirge sind doch gegen diejenigen, die man in der Schweiz zu sehen gewohnt ist, nur klein, und werden durch die großen Entfernungen noch mehr verkleinert. Vor dem Thore, durch welches wir hineinfuhren, sind nur wenige mittelmäßige Gärten, und gar keine schöne Landhäuser. Die alten krüpplichten und schmutzigen Stadtsoldaten, von welchen wir am Thore befragt wurden, machten mit der außerordentlichen Reinlichkeit der Einwohner, die gleich in den ersten Augenblicken auffällt, einen seltsamen Abstand.

Rappoltsweiler, am 22sten Sept.

Weil ich nur zween Tage in Basel bleiben wollte, so war ich während dieses kurzen Aufenthalts so sehr zerstreuet, daß ich keinen Augenblick finden konnte, an diesem Briefe fortzuschreiben. Ich will aber jetzt nachholen, was ich versäumt habe. Gestern Abends nach acht Uhr kamen wir hier glücklich an, und fanden die Frau Doctorin Leß im Schooß ihrer vortrefflichen Familie, von welcher auch wir auf das gastfreundlichste aufgenommen wurden.

Basel ist, wie bekannt, die größte, aber nicht die volkreichste Stadt in der Schweiz. Ihr Umfang ist viel beträchtlicher, als der von Genf; allein sie ent-

hält nicht mehr, als dreyzehn, höchstens funfzehntausend Einwohner, von welchen etwa der vierte Theil aus Fremden bestehen soll*). Nur in den höhern Quartieren der Stadt finden sich einige breite Strassen, und schöne Häuser; in den niedrigern Gegenden aber sind die erstern nach alter Art bebaut, und oft so enge, daß mehrere Wägen sich gar nicht, oder nur mit der äußersten Noth ausweichen können. Mit Basel ging es uns, wie mit Nürnberg; wir stellten es uns viel öder vor, als wir es fanden. Das größere Gewimmel aber, das uns in Verwunderung setzte, wurde bloß durch den Jahrmarkt verursacht. Wir selbst bemerkten nachher, daß mit Gras bewachsene Straßen nicht selten sind. Der Geschmack am Landleben scheint hier nicht so groß, als in der übrigen Schweiz zu seyn; wenigstens habe ich nicht so viel Landsitze gefunden, als ich nach dem Verhältnisse des Reichthums der Bürger erwartete**). Unter den öf-

*) Nach einer gedruckten Tabelle betrug im J. 1780. die Zahl der Bürger, und aller Mitglieder bürgerlicher Familien 7470, und die von Fremden, worunter Schirmsgenossen, Kaufmannsdiener, Tagelöhner, und Bediente von beyderley Geschlecht begriffen werden, 7330 Personen. Auf dem Lande stieg nach einer Zählung im J. 1774. die Zahl der Eingebornen auf 22898, und der Fremden auf 687.

**) Dies Urtheil muß ein jeder Fremder fällen, der in Basel von der Seite hinein kömmt, wovon ich hinein fuhr, und dann wieder die Gegend vor dem nach dem Elsaß zugekehrten Thore untersucht. Allein, der Schein trügt hier, wie in ähnlichen Fällen. Die Basler lieben das Landleben sehr, und es ist kaum ein reicher, oder wohlhabender Einwohner, der nicht seinen Landsitz, oder sein Landhaus hätte. Die schönsten Landsitze sind in einem

fentlichen Gebäuden ist keins vorzüglich schön, und eben dieses gilt von den Spatziergängen. Auf dem Wall hat man keinen Schatten, und unter den Alleen neben dem Zeughause hat man keine Aussicht. Die letztere ist sehr schön von der Terrasse neben der Domkirche; allein hier ist der Platz wieder zu eingeschränkt. Daß ich in den drey Königen gewohnt, und den berühmten Todtentanz, die Grabmäler in der Hauptkirche, die Bibliothek, das Fäschische Cabinet u. s. w. besucht habe, können Sie leicht denken. Ich werde Sie aber nicht mit einer langweiligen Wiederholung oft beschriebener Dinge ermüden. Der Gasthof zu den drey Königen gehört, was Tisch, Zimmer und Aufwartung betrifft, zu den ersten in der Schweiz, er ist aber nicht so groß, als die Gasthöfe in den übrigen Schweizerischen Städten. Die so oft gerühmte Aussicht von dem offenen Saale, oder der Gallerie über dem Rheine ist mit der aus dem Schwerdte in Zürch gar nicht, und nur kaum mit der aus der Wage in Genf zu vergleichen. Der Rhein bey Basel ist lange nicht so lebhaft, als der Zürcher-See, sondern fast so todt, als der Genfer: seine Ufer sind nicht so fruchtbar und schön bebaut: und Alleen und Schneeberge fehlen gänzlich. Auf der Bibliothek habe ich mich weder um die gedruckten oder geschriebenen Bücher, noch um die unter den Trümmern von Augst gefundene Alterthümer, und andere Seltenheiten so viel bekümmert, als um

Dorfe, das ohngefähr eine Stunde von der Stadt entfernt liegt: manche finden sich auch in den gebirgigten Gegenden des Basler Gebiets.

die Gemälde von Hollbein; nicht weil ich glaubte, daß ich die letztern besser beurtheilen könnte, sondern weil ich zu einer genauen Untersuchung der erstern keine Zeit hatte. Unter den kleinern Stücken von Hollbein gefielen mir zween Köpfe von Erasmus, und einer von Amerbach am besten, und unter den größern zog ich das Abendmahl von diesem Künstler der Passion weit vor. In der letztern sind die Figuren zu sehr gehäuft, und übereinander geworfen, und selbst das Urtheil der Kenner, welche die Hand des Würflers so sehr bewundern, scheint mir zu verrathen, daß nichts wichtigeres darin sehr zu bewundern sey. In dem Abendmahl ist der Kopf des Erlösers, noch mehr aber der des Judas mit außerordentlichem Ausdruck gemahlt. Der vom Creuz abgenommene Heiland hat meinem Urtheile nach, nicht die Würde oder Majestät des Welterlösers, und mir kommt deßwegen die Ueberlieferung nicht unwahrscheinlich vor, daß Hollbein den Heiland nach einem ertrunkenen Juden geschildert habe. Die blutenden Wunden erregen auch kein Mitleiden, sondern Entsetzen und Abscheu. Noch viel mehr Vergnügen als auf der Bibliothek, fanden wir in dem Cabinet des Herrn Rathsherrn Fäsch, das auf hundert funfzig tausend Thaler geschätzt wird, und Meisterstücke fast von allen großen Künstlern aus allen Schulen enthält. Es würde zu weitläuftig seyn, wenn ich Ihnen nur diejenigen Gemählde nennen wollte, die mir vorzüglich schön geschienen haben; ich will Ihnen deßwegen nur ein einziges nennen, was mich am meisten angezogen hat. Dies war eine heilige Fa-

milie von del Sarto, in welcher besonders in dem jungen Johannes die Zartheit des kindischen Alters, und die sichtbare Anlage zu allem Guten, vorzüglich zu den sanftern Tugenden, mit unbeschreiblicher Kunst und Kraft ausgedruckt waren; und hier sah und empfand ich noch mehr, als ich bey einem Gemählde des jungen Tischbein in Stuttgart empfunden hatte. Dies bezaubernde Gemählde hängt in einem kleinen Cabinet, aus welchem man vielleicht die schönste Aussicht in ganz Basel hat. Man sieht nicht nur den Rhein, wie er an der ganzen Stadt stolz herunterfließt, sondern wie er auch seinen Lauf zwischen den Gränzen zweyer großen Reiche ruhig fortsetzt; und überschaut fast mit einem Blick die zusammenstoßenden Gränzen von Frankreich, der Schweiz, und von Teutschland, und in Teutschland wiederum das Gebiet von mehrern Herrschaff en. Wenn ich in Basel wohnte, so würde ich Herrn Rathsherrn Fäsch um die Erlaubniß bitten, in diesem Cabinet von Zeit zu Zeit einige Stunden zubringen zu dürfen, und ich habe zu der Gefälligkeit dieses eben so geschmackvollen, als reichen Mannes das Zutrauen, daß er mir meine Bitte nicht abschlagen würde.

Weil die Bandfabriken die Hauptquelle der Reichthümer sowohl des Bürgers, als des Landmanns im Canton Basel ausmachen, so war ich begierig, die Einrichtung die er Fabriken, und die Verfertigung einer so wichtigen Waare näher kennen zu lernen. Wir fuhren daher vorgestern mit meinem Freunde, Herrn Le Grand, über Liestal nach Bubendorf, wo sich die wür-

digen Schwiegereltern meines Freundes schon einige Wochen aufgehalten hatten. Vor dem Albani=Thor, zu welchem wir hinausfuhren, sahen wir mehrere schöne Landhäuser, als wir vor den übrigen Thoren bemerkt hatten. Die Gegend zwischen Basel und Bubendorf ist meistens trefflich bebaut; nur ist es Schade, daß man fast immer zu nahe mit Bergen umringt ist. In allen Dörfern hörten wir das Geräusch von Weberstühlen, deren wir, so bald wir in Bubendorf angekommen waren, mehrere besuchten. Ich glaube kaum, daß es zusammengesetztere Maschinen gebe, als die Weberstühle, auf welchen die seidene Bänder verfertigt werden. So leicht und einförmig die Bewegung des Arbeiters ist, so zahllos sind alle die Triebfedern und Theile, die dadurch in Bewegung gesetzt werden, und meine Begleiter selbst sagten, daß ein langes Studium dazu gehöre, ehe man nur die Bestimmung aller einzelnen Theile, aus welchen die gemeinen Weberstühle bestehen, kennen lerne. Die erfinderischen Arbeiter oder Bauren machen aber oft Verbesserungen, die sie als das größte Geheimniß bewahren, und keinem Fremden bekannt machen. Ich selbst sah den Weberstuhl eines solchen kunstreichen Bauren, der in der Absicht, den Mechanismus der von ihm erfundenen Triebwerke den Augen von Beobachtern zu entziehen, sie durch die Decke seiner Stube hindurch geführt, und auf dem Boden verborgen hatte. Eben dieser Bauer zeigte uns eine Mustercharte von den schönsten Bändern, deren Zeichnungen er alle selbst erfunden hatte. Auf einigen Weberstühlen waren vier

und zwanzig Stück Bänder aufgespannt, an welchen zugleich gearbeitet wurde. Die Zahl solcher Stücke nimmt, wie sich von selbst versteht, in gleichem Verhältnisse mit der Breite und Schönheit der Bänder ab. Es giebt Sorten von Band, von welchen ein einziger Arbeiter sechshundert Ellen in einem Tage machen kann, und wiederum andere, von welchen 260 Ellen nur 2 Loth schwer sind. Die Bauern werden gestraft, wenn ein Stück nur eine Kleinigkeit mehr wiegt, als es wiegen sollte, weil alsdann etwas mehr Seide hineingearbeitet ist, als worauf der Kaufmann Rechnung gemacht hat. Ein guter Weber soll jährlich von hundert bis vierhundert Thaler verdienen können. Es ist allerdings merkwürdig, daß Basel sich in dem größten Theile von Europa fast des Monopols der Bandfabriken bemächtiget hat, und daß keine der übrigen Städte, die andere viel reichere Manufacturen besitzen, und die Seide näher und wohlfeiler einkaufen, es den Baseler Kaufleuten in diesem Puncte bisher hat gleich thun können. Zur Erklärung dieses Phänomens muß man wohl zuerst auf die weisen Verordnungen Rücksicht nehmen, welche die Regierung vermuthlich auf Anrathen der Fabricanten selbst gemacht hat. Zu diesen gehört das Gesetz, nach welchem alle Kaufleute schwören müssen, daß sie eine jede Sorte Band von einer bestimmten Güte, und zu einem gewissen Preise wollen verfertigen lassen. Durch dies Gesetz wurde bisher der Credit und die Güte der Baseler Bänder gesichert; es könnte aber freylich nachtheilig werden, wenn andere Fabricanten an andern Orten schlechtere

und wohlfeilere Waare lieferten, und der größere Theil von Käufern die schlechtere, und wohlfeilere Waare der besseren und theurern vorzöge. Die Baseler Fabricanten konnten ferner bisher ihre vorzügliche Waare wohlfeiler, als andere liefern, weil sie ihre Bänder auf dem Lande von Bauern arbeiten ließen, die sich nur alsdann an den Weberstuhl setzen *), wenn ihre Feldarbeiten ruhen, und die also auch die Arbeiten ihrer Nebenstunden wohlfeiler geben können, als solche, die in theuren Städten ganz allein davon leben müssen. Ungeachtet aber das Manufacturiren auf dem Lande unläugbar wohlfeilere Preise macht, so hat es doch einen großen Nachtheil, daß nämlich die Bänder nicht so sauber und reinlich bleiben, als wenn sie von Arbeitern gemacht würden, die gar keine andere Handthierung hätten. Ein anderer Vortheil der Baseler Fabricanten ist dieser, daß den Bauren die Seide auf das genaueste zugewogen wird, und ihnen bey harter Strafe verboten ist, für ihre eigene Rechnung zu weben, und Seide zu kaufen, oder zu verkaufen, damit sie gar keine Versuchung haben, etwas davon zu entwenden. Endlich wohnen diese Weber nicht nur in einem fruchtbaren Lande, sondern sind auch mit den fruchtbarsten Provinzen von Frankreich und Teutschland umgeben, und können also alle Nothwendigkeiten des Lebens viel wohlfeiler, als in der übrigen Schweiz er=

*) Leider fängt das Fabriciren auch unter den Bauren im Basler Gebiet an, Vernachlässigung des Feldbaus, Verwandlung der Aecker in Wiesen, sinkende Preise der Aecker, und ausländische Pracht, und Laster einzuführen.

halten. Sie haben dabey fast gar keine Abgabe, die auf den Wein ausgenommen, die fünf und zwanzig Procent beträgt. Auch werden die Kaufleute und Bürger durch keine Taxen, oder Imposten beschwert, und finden es schon hart, daß sie ein halb Procent von dem Werthe aller Bänder, die sie machen lassen, entrichten müssen. Wie viel diese Auflage betrage, können Sie leicht berechnen, wenn ich Ihnen melde, daß die Baseler Fabricanten jährlich für drey Millionen Gulden an Bändern verfertigen lassen. Der gewöhnliche Gewinn von Fabricanten, die sich selbst den grösten Theil des Tages mit ihren Geschäften abgeben, besteht in zehn Procenten, und reichere sollen sich auch mit sechs begnügen. Man kann nicht leicht eine Bandfabrik mit einigem Vortheile anfangen, ohne einen Fonds von anderthalb Tonnen Goldes zu haben; und selbst alsdann darf man nicht zu viel und zu lange Credit geben. Manche Fabricanten arbeiten bloß auf Commißion, andere beziehen die Messen, und diesen sagt man in der Schweiz nach, daß sie gegen alle andern Bandfabricanten, die auf den Messen erscheinen, gleichsam einen Bund errichtet haben, und oft mehrere Messen hinter einander mit Schaden, oder doch ohne Vortheil verkaufen, um ihre Nebenbuhler, die nicht so große Fonds haben, zu Grunde zu richten. Auf diese Art haben die Baseler schon mehrere junge Männer, die an andern Orten Bandfabriken angelegt hatten, gezwungen, ihre Unternehmungen aufzugeben, und in der ganzen Schweiz hat sich nur noch ein einziger Kaufmann in Aarau, und

zwar vorzüglich dadurch neben ihnen erhalten, daß er ausserordentlich erfinderisch in neuen gefälligen Mustern ist, und daß er auch wohlfeilere Waare liefert, und diese durch Colporteurs weit und breit verkaufen läßt. Auf dem Rückwege von Bubendorf sah ich in der Ferne die Ueberbleibsel von dem alten Augusta Rauracorum, die in weiter nichts, als in aufgeworfenen Hügeln von Erde bestehen.

In keiner Stadt in der ganzen Schweiz kann man wohlfeiler, als in Basel leben; das Fleisch kostet nicht so viel, als bey uns: gutes Brod, das Pfund nur drey bis vier Kreutzer, und von Wein, dergleichen man dem Gesinde gibt, wird der Saum oder 1¼ Ohm nur mit einem, und wie man ihn in guten Häusern trinkt, mit drey, höchstens vier Schild-Louisd'or bezahlt. Wegen der Wohlfeilheit des Weins gibt man Tagelöhnern, und selbst Waschweibern täglich zwey Maaß, und einem jeden Bedienten, wenn ich nicht irre, täglich die Hälfte. Die Aufwandsgesetze sind in Basel sehr strenge *), wie man in einer Republik erwarten muß, in welcher der gemeine Mann so viel Gewalt hat, und es also so leicht hindern kann, daß der Reiche nicht auf eine ihn zu sehr kränkende Art glänze. Man zwingt aber doch die Reichen nicht, wie in Zürch, zu Fuße zu gehen; ein jeder kann nach Be-

*) Sie werden aber, wie anderswo, eludirt. So soll man z. B. keine ganz seidene Kleider tragen; allein man trägt sie doch; nur läßt man in die seidenen Zeuge einige linnene Fäden einweben. Frauenzimmer lassen sich gar keine Gesetze vorschreiben. Die vielen Equipagen vertheuren das Futter, und schaden der Viehzucht.

lieben Equipage halten; nur dürfen die Kutschen, einen feinen Lack ausgenommen, keine andere Verzierungen haben. Bediente sind eins von den wenigen Stücken, die in Basel viel kostbarer, als bey uns sind. Man zahlt einem Dienstmädchen außer beträchtlichen Geschenken jährlich vierthalb Schild-Louisd'or, und bey diesem hohen Lohn kann es in guten Häusern noch darauf rechnen, daß es das Jahr über 24 neue Thaler, oder sechs Schild-Louisd'or Trinkgeld erhält.

Basel ist demokratischer, als irgend eine andere Stadt in der Schweiz, Genf, wie es vorher war, allein ausgenommen, und vielleicht demokratischer, als die kleinen Cantone selbst, wenn man nicht auf die Rechte, sondern auf die wirkliche Macht, und den Einfluß sieht, welche der gemeine Mann hat, und ausübt. Zwar hat das versammlete Volk weder die gesetzgebende Gewalt, noch wählt es die Häupter des Staats, und nicht einmal die Mitglieder des kleinen und großen Raths, denn die erstern werden vom gesammten großen Rath erwählt, und die Stellen in dem leztern werden von den Mitgliedern der Zunft besezt, die einen Collegen verloren haben. Nichts desto weniger ist der gemeine Mann eben so mächtig, als wenn alle Gesetze von dem ganzen Volke durch die Mehrheit der Stimmen geheiligt oder abgeschaft, und alle Magistratspersonen auf eben die Art erwählt würden. Der erste Grund, warum der gemeine Mann in Basel eine so überwiegende Gewalt hat, ligt in der großen Zahl von Mitgliedern, aus welchen der höch-

ste oder gesetzgebende Cörper, nämlich der große Rath besteht. Dieser große Rath enthält nicht weniger als 280 Mitglieder, zu welchen die fünfzehn Zünfte der großen Stadt eine jede sechszehn, und die drey Gesellschaften der kleinen Stadt eine jede zwölf hergeben: die beyden Bürgermeister und Oberst-Zunftmeister mit eingerechnet. Bey dieser großen Zahl von Mitgliedern des regierenden Raths ist es in einer Stadt, die keinen Adel hat, und fast ganz aus Kaufleuten und Handwerkern besteht, nicht anders möglich, als daß viele Personen aus dem Pöbel hinein kommen: die Wahlgesetze mögen beschaffen seyn, wie sie wollen. Nun aber sind die Wahlgesetze in Basel mehr der uneingeschränktesten Democratie, als einer demokratischen Aristokratie angemessen. Alle Würden ohne Ausnahme, die der Bürgermeister ausgenommen, und alle Stellen des kleinen und grossen Raths werden nicht durch Stimmen, sondern durch's Loos besezt. Man wählt zwar jedesmal sechs Candidaten*); allein diese müssen um die erledigte Würde loosen, und es ist also unmöglich, auch solche Stellen, zu welchen vorzügliche Talente, oder wie zu den Professuren ganz bestimmte Kenntnisse erfordert werden, demjenigen zuzuwenden, den die Stimme des Volks selbst für den würdigsten erkennt. Noch viel günstiger aber für die Demokratie ist die Einrichtung, nach welcher sechs Zünfte keine andere, als wirkliche Handwerker in sich selbst aufnehmen, und also auch keine andere,

*) Bey Professuren, Pfarreyen und Schulstellen werden nur drey Candidaten in das Loos gezogen.

als Handwerker in den großen Rath geben können. Wenn man mit diesen sechs und neunzig Handwerksleuten noch die sechs und dreyßig Mitglieder der kleinen Stadt, und sechszehn andere von zwoen getheilten Zünften verbindet, die zur Hälfte wirkliche Handwerker von ihrer Zunft, zur Hälfte aber andere Personen, die sich bloß haben einschreiben lassen, in den großen Rath geben, so bringt man schon mehr als die Hälfte der Mitglieder des grossen Raths zusammen, die aus der Classe der gemeinen Handwerker gezogen sind. Es gibt daher auch nirgends so mächtige Demagogen von niedrigem Stande, die von dem gemeinen Mann so sehr unterstützt werden, und im Staate so viel vermögen, als in Basel. Selbst jezt ist ein Becker aus der kleinen Stadt, der sich aber doch in seiner Jugend den Wissenschaften gewidmet hat, die wichtigste, oder eine der wichtigsten Personen in der ganzen Republik. Da der gemeine Mann allenthalben, und auch in der Besetzung von Würden einen so großen Einfluß hat, und die Landvögte aus allen Bürgern ohne Unterschied gewählt werden können *), so ist zu verwundern, daß bisher die eifrigen Bewerbungen um einträgliche Aemter noch keine Bestechung nach sich gezogen haben. Außer Genf ist Basel unter den Schweizerischen Städten wahrscheinlich die lezte, die daran gedacht hat, Capitalien zu belegen. Erst vor kurzem hat man 100,000 fl. ausgeliehen; der Schatz soll aber sehr beträchtlich seyn.

*) Nur zwo Landvogteyen werden mit Bürgern, vier hingegen mit Gliedern des kleinen Raths besetzt.

In Basel habe ich mehrere Beyspiele von der Verschlossenheit, oder Verschwiegenheit zweener Brüder erzählen hören, die fast allen Glauben übersteigen, und die ich auch nie würde geglaubt haben, wenn sie nicht in einer großen Gesellschaft als notorisch wären bestätigt worden. Einer von diesen Brüdern fuhr einstens von einem Landhause in die Stadt, und hatte nur allein seine Haushälterinn bey sich. Auf dieser Fahrt wurde der Kutscher von einem Unbekannten angerufen, der sich, so bald der Wagen still hielt, ohne ein Wort zu verlieren, einsetzte, und nahe vor der Stadt eben so verschwiegen wieder ausstieg. Der Besitzer des Wagens fragte den Abend seine Haushälterinn, wer denn der Mann, der sich zu ihnen gesezt habe, gewesen sey? Allein diese gestand aufrichtig, daß sie den Unbekannten nie gesehen, aber ihn für einen vertrauten Freund ihres Herrn gehalten hätte, der denselben eben so wenig, als sie, habe stören wollen. Ein anderesmal giengen oder fuhren beyde Brüder spazieren, und einer von ihnen bemerkte, daß die Wiese, die sie vor sich sähen, außerordentlich schön sey. Der andere Bruder gab nicht das geringste Zeichen von Beyfall oder Tadel, sagte aber nach dreyen Stunden, in welchen kein Wort gesprochen war, auf einmal, daß die Wiese doch an der einen Seite zu niedrig und feucht sey. Diese moralische Idiosynkrasie ist um desto merkwürdiger, da sie einer ganzen Familie eigenthümlich seyn soll. Verschlossenheit oder Verschwiegenheit in einem so hohen Grade ist gewiß eben so selten, als diejenige Ernsthaftigkeit, die niemals durch Lachen, oder Lächeln erheitert wird.

Gestern fuhren wir gleich nach fünf Uhr von Basel ab. Nach einer halben Stunde kamen wir in das Französische Gebiet, und nun segneten wir zum letzten male das glückliche Land der Freyheit, in welchem wir so viel schönes und großes gesehen, und so viel gutes genossen hatten. Das erste, was mir auf der Französischen Gränze in die Augen fiel, war ein Crucifix, und ein armseliger Commis, und bald nachher zerlumpte Bauern mit hagern Gesichtern. Dieser Anblick preßte mir das Herz zusammen; indem ich auf einmal an alle die ungeheuren Bedrückungen und Betrügereyen dachte, welche die Finanzbedienten gegen das geduldig leidende Volk, und den verschuldeten König ausüben. Meine Traurigkeit wurde aber doch in der Folge durch den Anblick der Städte und Dörfer gemildert, durch welche wir kamen, und die fast durchgehends bequem und niedlich gebaut sind. Das Elsaß hat bis jetzo viele Vorrechte vor den übrigen Provinzen, die ihm immer mehr und mehr beschnitten werden, und durch deren Verlust dies herrliche Land den übrigen Theilen der Französischen Monarchie immer ähnlicher wird. Der Anblick der unermeßlichen Fläche des Ober-Elsasses hat besonders für denjenigen, der aus der Schweiz kommt, etwas erweiterndes, und es ist, als wenn die Sphäre von Kräften und Wirksamkeit, die man in sich fühlt, sich in gleichem Verhältnisse mit dem Horizonte ausdehnte; allein diese für die ersten Augenblicke bezaubernde Aussicht in eine gränzenlose Landschafft wird bald einförmig, und ermüdend. Die große Straße theilt das Elsaß fast in zwo Hälf-

ten, und läuft beynahe in gleicher Entfernung von den Lothringischen Gebirgen, und vom Rhein, den man nirgends wahrnimmt, hinter welchem sich aber die dunkeln Schwarzwaldgebirge empor heben. Beyde Ketten von Gebirgen, die den Gesichtskreis zur linken und zur rechten schließen, liegen in so unerreichbarer Ferne, daß man an ihnen nichts unterscheiden kann, und wenn man also nicht von der großen Straße abweicht, so ist es schwer zu begreifen, wo die große Menge von Elsaßer Weinen, die man in alle umliegende Gegenden ausführt, gebaut werden. So weit das Auge reicht, sieht man von der Straße fruchtbare gut bebaute Felder, aber nur sparsam zerstreute Oerter, noch seltner Wäldchen, Bäume, oder Bäche und einzelne Höfe. In Meyenheim, einem Flecken, der acht Stunden von Basel liegt, und wo wir kurz vor unserer Abreise das Vergnügen hatten, Herrn und Madame Pfeffel aus Colmar zu treffen, merkten wir es zum erstenmale an den schlechten und unsaubern Speisen, daß wir nicht mehr in der Schweiz reisten.

Am 25sten Sept.

Die letztern Tage habe ich dazu angewandt, die Stadt und umliegende Gegend zu besehen, und Herrn Pfeffel, und seiner Akademie einen Besuch zu machen. Rappoltsweiler ist ein mittelmäßiges Landstädtchen, das weder schöne Straßen, noch Gebäude hat. Das Schloß, welches, wie die Stadt, dem Prinzen Maximilian von Zweybrücken gehört, ist fast ganz verfallen, und die Schloßkirche ist in so bedenklichen Umständen,

daß die Lutheraner gezwungen werden, vor's erste ihren Gottesdienst in einer alten dumpfigten Orangerie zu halten. Der obere Schloßgarten wird noch einigermaaßen erhalten, der untere hingegen ist in eine Menge von kleinen Küchengärten zerstückelt, und an einzelne Familien vermiethet worden. Zum Glück ist man bisher nicht auf den Gedanken gekommen, die Alleen in dem letztern zu Gelde zu machen, ohne welche man gar keinen schattigten Spatziergang haben würde. Vor der Stadt ist ein mäßiger mit Bäumen bepflanzter Platz, auf welchem wenigstens im Herbste die Jugend aus der Stadt alle Sonntage bis in die einbrechende Nacht tanzt. Wir unterließen nicht diesen Schauplatz ländlicher Vergnügungen zu besuchen. Vier Musicanten saßen in der Mitte des Platzes auf einem hohen hölzernen Gerüste, und spielten fast ohne Unterlaß. Ein sogenannter Kilpbube oder Kilpknabe, der stattlich gekleidet, und mit einer großen, aus silbernen und goldenen Flittern zusammengesetzten Cocarde geschmückt war, lud die umstehenden Personen durch lustige Sprünge und Einfälle, zum Tanzen und Einkauf von Billetten ein, auf welche man am Ende des Festes zinnerne Schüsseln gewinnen kann, wenn ein brennendes Licht gerade bey der Abrufung der erhaltenen Nummer ausgeht. Ein jeder, der Lust hatte, trat mit seiner Schönen in die Reihe der Tanzenden, und tanzte so lange, und so oft, als er wollte. Wir bewunderten die Behendigkeit, womit die meisten Tänzer und Tänzerinnen, besonders die letztern, sich in den schnellen Kreisen herumbewegten, die man beym Walzen beschrei-

ben muß. Gewiß giebt es keine andere Art von Tänzen, wobey sich ein feiner Fuß, und eine schöne Chaussüre so vortheilhaft zeigen läßt, als bey dieser, die in dem obern Theile von Teutschland, und in der ganzen Schweiz fast die einzige bekannte und gebräuchliche ist.

Vorgestern besuchten wir Herrn Pfeffel, und brachten den ganzen Tag in seiner Akademie zu. Hier hatte ich Gelegenheit, den vortrefflichen Mann, den ich schon lange als einen unserer besten Dichter verehrt hatte, auch als einen muntern Gesellschaffter, als einen warmen Freund, als einen zärtlichen Vater und Gatten, und als einen unverdrossenen und gewissenhaften Erzieher der Jugend kennen zu lernen. Es giebt gewiß nur wenige Menschen, die durch das Bewußtseyn guter Gesinnungen und Handlungen so glücklich sind, und deren Umgang dem Herzen so wohlthätig ist, als der von Herrn Pfeffel. Er wohnt jetzo mit seinen Eleven und den meisten Lehrern in einem großen weitläuftigen Gebäude, das seiner jetzigen Bestimmung vollkommen entsprechend ist. Die Eleven wohnen Paarweise auf einzelnen Zimmern; ein jeder aber hat ein eigenes Bett, und so viele Möblen, als er zur Verwahrung seiner Wäsche, Kleider, und Bücher nöthig hat. Betten und Stuben sind reinlich, aber doch nicht so musterhaft und gesucht sauber, als in der Militärakademie zu Stuttgart. Die Zahl der Eleven steigt nicht höher als auf vierzig: mehr nimmt Herr Pfeffel auf einmal nicht an, weil er zweyfelt, daß er eine größere Menge gehörig übersehen könnte. Diese vierzig Eleven sind in Compagnien getheilt, unter welchen die eine die Ehren-

Compagnie genannt wird. Die Mitglieder dieser Compagnie werden von den Eleven durch die Mehrheit der Stimmen gewählt, und wir selbst waren bey einer solchen Wahl gegenwärtig. Ein jeder Eleve sagte Herrn Pfeffel in der Stille den Namen deßjenigen ins Ohr, den er wegen seines Fleißes, und guten Betragens dieser Ehre vor allen andern würdig hielt. Herr Pfeffel sammlete die Stimmen, und rief alsdann den Namen deßjenigen aus, der die meisten Stimmen erhalten hatte. Die Ehren = Compagnie macht gleichsam ein besonderes Tribunal aus, welches kleinere Vergehungen der Eleven besonders gegen ihres Gleichen ahndet, und sie giebt auch mehrere Mitglieder oder Beysitzer in den Akademischen Senat, von welchem die größern Fehltritte gestraft, und Zeugnisse des Fleißes und Wohlverhaltens ausgefertigt werden. Die Absicht des Instituts ist nicht, eigentliche Gelehrte von Profession, sondern vorzüglich brauchbare Officiere zu bilden. Alte Sprachen, und wissenschafftliche Kenntnisse werden daher zwar nicht vernachlässiget, allein neuere Sprachen, besonders die Französische, Zeichnen, Musik, Mathematik, und cörperliche Uebungen machen doch die Hauptgegenstände des Unterrichts aus. Die Eleven haben so viel Freyheit, daß ihnen ihr Aufenthalt nicht zur Last werden, und doch auch nicht so viel, daß sie dieselbe mißbrauchen könnten, indem sie nie ohne Aufsicht, und Erlaubniß aus der Akademie gehen dürfen. Nicht Furcht oder militarische Strenge, sondern väterliche Liebe, Vernunft, und Religion sind die Triebfedern, womit die Herzen der Jünglinge gelenkt, und

gebildet werden. Ich habe schon oft bewundernd fragen hören, wie es doch möglich sey, daß ein blinder Mann einem so weitläuftigen Institut so gut vorstehen könne? allein noch mehr würde man den Mann bewundern, wenn man sähe, mit welcher Kunst er die Gemüther der jungen Leute zu gewinnen, und zu fesseln weiß. Die kindliche Liebe und Ehrfurcht, die er seinen Eleven einflößt, ist aber nicht bloß das einzige, oder wichtigste Werkzeug, womit er junge Leute, während ihres Aufenthalts in der Akademie, zur Tugend und Arbeitsamkeit ausbildet; eben diese kindliche Liebe und Ehrfurcht dauren, wie das Andenken an die vortrefflichen Grundsätze, die er ihnen eingeprägt hat, meistens noch viele Jahre nach der Trennung von ihrem Lehrer fort, und ich selbst weiß es aus mehrern Beyspielen, daß Jünglinge nach langen Entfernungen sich in den wichtigsten Fällen an ihren ehemaligen Lehrer und Rathgeber gewandt, und sich seinen Beystand auch in ihrem reifern Alter ausgebeten haben. Ich würde es daher immer für das Zeichen einer verkehrten und unbezwingbaren Natur halten, wenn das Herz eines jungen Menschen durch die Lehren und den Umgang von Herrn Pfeffel nicht erweicht und gebessert würde. Uebrigens mag dieser vortreffliche Mann bey seinen Eleven ausrichten, so viel, oder so wenig er will, so können Eltern und Vorgesetzte überzeugt seyn, daß sie jedes Vierteljahr den ganzen Seelenzustand ihrer Kinder, und Mündel auf das genaueste, und umständlichste erfahren werden. Herr Pfeffel läßt alle drey Monathe Zeugnisse ausfertigen, in welchen unter ge-

druckten Rubriken, z. B. vertus, defauts, conduite u. s. w. alle gute Eigenschafften der Eleven sowohl als ihre Fehler, ihre Gesinnungen über die wichtigsten Gegenstände, das Betragen gegen Lehrer, Mitschüler, und Bediente mit wenigen Werten ohne alle Schmeicheley bemerkt werden, und aus welchem also die Eltern und Vormünder von Zeit zu Zeit die Fortgänge der Ihrigen sowohl in der Bildung des Geistes, als des Herzens sicher erkennen können. Diese Zeugnisse befeuren nicht nur die Bemühungen der Eleven im Guten, sondern sie sind auch beruhigend für die Eltern, oder machen sie wenigstens auf die Fehler ihrer Kinder aufmerksam, wenn sie dieselbigen etwa vorher nicht gekannt, oder gar genährt haben.

Rappoltsweiler liegt in einem Winkel, oder auf den untersten Stuffen eines Amphitheaters, welches zween zusammenlaufende Arme lothringischer Gebirge bilden. Die umliegende Gegend ist eine der fruchtbarsten im Elsaß, und liefert die edelsten Weine der Provinz, von welchen ein Ohm zu 24 Maaß oder doppelt so vielen Quartieren gerechnet, zehn bis sechszehn Livres kostet, für welchen letztern Preis man aber schon alte und vorzügliche Weine erhält. In eben dieser Gegend wird auch der berühmte Strohwein bereitet, den selbst Kenner mit den theuersten Ungarischen, oder Griechischen, und Persischen Weinen verwechseln können. Man bezahlt die Bouteille auf der Stelle mit sechs bis acht Livres; allein es heißt auch, daß auf keine Art von Wein mehr gewonnen wird, indem die Trauben, aus welchen man eine Bouteille dieses köstlichen Weins

preßt, um 30 Sous sollen verkauft werden können. Die Art, wie er gemacht wird, ist sehr einfach, und man zweyfelt gar nicht daran, daß man nicht in andern Weinländern nach eben dieser Methode Weine von gleicher, oder ähnlicher Güte erhalten könne*). Man legt nemlich die Trauben auf Bretter, aber in Zimmern, die stets von der frischen Luft durchstrichen werden, sorgt dafür, daß die faulenden ausgelesen werden, und läßt die gesunden bis in den April liegen, und alsdann auspressen. Die Reben sind sowohl hier, als im übrigen Elsaß viel höher, als in der Französischen Schweiz stehen aber auch weiter aus einander. Die Stäbe, womit sie gestützt werden, kosten zwey bis fünf Thaler, das Hundert; im letztern Fall soll man sie aber auch zwanzig Jahre brauchen können. Die süßesten Trauben, die wir dieses Jahr gegessen haben, waren aus den hiesigen Weinbergen; genießbare erhielten wir schon in Genf, und noch bessere in Neufchatel; allein auch die besten reichen noch lange nicht an diejenigen, welche wir vor etwa sechs Jahren im Elsaß aßen. Die einzige Hoffnung, welche mir auf meiner sonst über alle Wünsche glücklichen Reise vereitelt worden, ist diese, womit ich mir noch im Anfange des letzten Monats schmeichelte, daß ich die Weinlese im Pays de Vaud mitfeiern, und ihr alsdann gleichsam den Rhein hinab nachreisen würde. Die Trauben sind im Ganzen genommen noch so sauer, daß man gar nicht weiß,

*) Ich wußte damals nicht, was ich nachher erfahren habe, daß man in Franken, und am Rhein Strohweine mache, die den Elsassischen wenigstens gleich kommen, oder sie gar noch übertreffen.

wann man Weinlese halten wird, und fast fürchtet, daß man keine werde halten können. Viele Trauben, die kaum halb reif sind, fangen schon wegen des feuchten und kalten Wetters an, am Stocke zu faulen.

Das obere Elsaß scheint nicht weniger, als Schwaben, und die flächere Schweiz in ältern Zeiten das Land von Raub- oder Ritterschlössern gewesen zu seyn. In der Nachbarschaft von Rappoltsweiler kann man in einem Bezirk von wenigen Stunden neun bis zehn zählen. Gleich hinter der Stadt liegen auf drey Absätzen von Bergen die Ruinen von eben so vielen Ritterschlössern, die ich an einem heiteren Nachmittag vorzüglich in der Absicht besucht habe, um die umliegenden Gegenden zu überschauen. Die Berge, auf welchen die alten Ritter wohnten, sind jezo wenigstens an der Seite, von welcher ich sie bestieg, mit hohem Heidekraut, oder unbrauchbarem Gebüsche bewachsen. Wenn man sie erstiegen hat, so erblikt man sowohl zu beyden Seiten, als hinter sich noch viele höhere Gebürge, auf deren einigen die Ueberbleibsel von größern, und besser erhaltenen Schlössern liegen, als diejenigen sind, die ich gesehen habe. Merkwürdig schien es mir, daß alle Berge nach Lothringen zu durchschnitten sind, oder in einer dem jetzigen Laufe des Rheins ganz entgegengesezten Richtung angeschwemmt zu seyn scheinen. Ungeachtet die Aussicht nur nach einer Seite offen ist, so ist doch der Blick auf die fruchtbaren Gefilde des Elsasses, und die grosse Menge von Städten, Flecken und Dörfern, die darinn zerstreut sind, in einem hohen Grad entzückend.

Scharfe oder gewaffnete Augen entdecken sogar den Rhein, die Festungen und Städte, die an dem teutschen Ufer liegen, und dringen bis an die Schwarzwaldgebürge vor; die sich aber, wie eine schwärzliche Wolke an den äußersten Gränzen des Horizonts herziehen. So hinreißend aber auch der erste Blick auf die herrliche Landschaft ist, so erschöpft man sie doch bald, wenn man lange auf ihr verweilt, weil fast alle Gegenstände immer in demselbigen Lichte, derselbigen Gestalt, und Entfernung erscheinen, und nicht, wie gebürgigte Gegenden, durch unaufhörliche täuschende Decorationen verwandelt werden.

Strasburg, am 28sten Sept.

Heute will ich diesen, wie ich glaube, letzten Brief schließen, den Sie von mir erhalten werden. Da ich gar keine Hoffnung habe, die Weinlese zu erleben, so bin ich fest entschlossen, am neunzehnten, oder zwanzigsten des folgenden Monats in Göttingen zu seyn. Den Weg, den ich von Strasburg aus nehmen werde, habe ich schon einmal gemacht, und es ist also nicht zu vermuthen, daß ich viele wichtige Bemerkungen machen sollte, die mir nicht das erstemal aufgestossen wären, und die ich Ihnen nicht schon mitgetheilt hätte. Ich will also meinen Briefwechsel mit einigen Nachrichten über unsere Ankunft in Strasburg und besonders über den Apollonius unsers Zeitalters, den Grafen Cagliostro schliessen.

Die Gegend zwischen Rappoltsweiler und Strasburg ist dem übrigen Theile des obern Elsasses ähn-

lich, aber doch nicht so einförmig, weil die Lothringischen Gebürge mit ihren romantischen Ruinen nicht so entfernt sind. Alle Dörfer sind gut angebaut, und man kann die Festung Schlettstadt, wie Colmar, schöne Städte nennen. Die Elsaßischen Chausseen sind viel breiter, als die unsrigen, und als alle Teutsche, und die meisten Schweizerischen zu seyn pflegen, wie ich vermuthe, hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie nur einigemale im Jahre ausgebessert werden, und also zu sehr verdorben würden, wenn sie so schmal, als die unsrigen wären. Bey aller ihrer Breite und Erhabenheit über die nächsten angränzenden Felder hatten sie doch jetzt kaum ein so schönes Ansehen, als die unsrigen. Sie waren fast durchaus mit großen Kieselsteinen bedeckt, die man weder zerschlagen, noch mit Grand bedeckt hatte, und die nicht nur unsanfte Bewegungen, sondern auch einen rauhen Anblick verschafften. An vielen Stellen war die Chaussee gleichsam in zwo Hälften getheilt: in die eine, die befahren, und die andere, die noch mit unzermalmten Steinen bedeckt war, und die man wahrscheinlich nicht eher berührt, als bis die erste Hälfte zu sehr verdorben ist.

Wir waren vorgestern noch eine kleine Stunde von Strasburg entfernt, als wir das Vergnügen hatten, Herrn Doctor Leß, und die vortreffliche Emmerichsche Familie anzutreffen. Auch bey Strasburg ist es auffallend, daß die Stadt mit so wenigen Gärten und Landhäusern umgeben ist. Die Stadt selbst schien mir diesmal noch lebhafter und lachender, als ich sie vor mehreren Jahren gefunden hatte. Ich bewunderte

von neuem das majestätische Gebäude des Münsterthurms; allein diese kühne Pyramide schien mir jetzo lange nicht so hoch zu seyn, als vormals, weil meine Phantasie mir noch ganz frische Bilder von höhern Massen vorhielt. Viel größer fand ich dies erstaunliche Werk, als ich es von der sogenannten Platte betrachtete, bis wohin auch die schwindlichsten Personen den Münsterthurm ersteigen können. Hier erschienen mir die Menschen, die sich auf dem freyen Platze vor der Kirche bewegten, und noch mehr die Haufen von Menschen, die sich zu den Thoren hinaus stürzten, Haufen von Insecten, und ihre Geschäfftigkeit dem Gewühle von Ameisen gleich. Die Aussicht vom Münster würde unendlich gewinnen, wenn man einige beschneite Alpenspitzen wahrnehmen könnte, die man noch ganz deutlich im Thale bey Rappoltsweiler sieht.

Schon ehe ich nach Straßburg kam, wußte ich fast gewiß, daß ich den Grafen Caglioſtro nicht in der Nähe sehen, oder wenigstens nicht sprechen würde. Ich hatte es von mehrern Personen gehört, daß er unter keiner Bedingung Besuche von gesunden, und neugierigen Reisenden annehme; und daß er solche, die ohne krank zu seyn in seinen Audienzen erscheinen, auf die gröbste Art als Spione behandle. Eine Krankheit zu erdichten, schien mir meiner unwürdig, und wenn dies auch nicht meinem Character widersprochen hätte, so würde ich doch Bedenken getragen haben, durch meinen Besuch, der von einem, oder dem andern hätte mißgedeutet werden können, etwas zur Vermehrung, oder Bestätigung des Ansehens eines Mannes beyzu-

tragen, den ich gerne der ganzen Welt verdächtig machen möchte. Ungeachtet ich aber den neuen Aesculap nicht in der Nähe, sondern in einer schnell vorüberfahrenden Kutsche gesehen habe, so glaube ich doch, ihn näher zu kennen, als viele, die sich Monate lang bey ihm aufgehalten haben. Er war mir schon lange eine zu merkwürdige Erscheinung, und ein zu wichtiger und charakteristischer Zug unsers Zeitalters, als daß ich ihn nicht, so viel mir möglich war, in der Ferne hätte beobachten, und durch die sorgfältigsten Erkundigungen mich ihm hätte nähern sollen. Ich habe unzählige Personen aus allerley Ländern über ihn gefragt, und nach den Zeugnissen der glaubwürdigsten unter ihnen muß ich nothwendig annehmen, daß der Graf Cagliostro von jeher mehr Betrüger, als Schwärmer war, und daß er das erstere noch immer fort ist *).

*) Da der Graf v. Cagliostro, in der Nachbarschafft unsers Vaterlandes sein Ansehen eingebüßt, und schädlich zu seyn aufgehört hat, so würde ich über ihn kein Wort weiter verloren haben, wenn nicht Herr Schlosser (im April des Museums 1787.) daraus, daß ich den Grafen nur habe vorüberfahren sehen, einen Grund hergenommen hätte, um mein Urtheil verdächtig zu machen. Auf eben der Seite aber, wo ich sagte, daß ich den Grafen nicht einmal in der Nähe, sondern nur in einer schnell vorüberfahrenden Kutsche gesehen hätte, auf eben dieser Seite hätte Herr Schlosser auch lesen können, „daß ich mich dem Grafen schon in der Ferne „durch die sorgfältigsten Erkundigungen zu nähern ge„sucht, daß ich die unzählige Personen aus allerley Län„dern über ihn gefragt hätte, und daß ich nach den „Zeugnissen der glaubwürdigsten unter ihnen annehmen „müßte, daß er noch jetzo mehr Betrüger als Schwär„mer sey.“ — Da Herr S. unmöglich wissen kann, wie genaue Untersuchungen über den Grafen Cagliostro

Ueber sein Vaterland habe ich nichts gewisses erfahren können. Einige geben ihn für einen Spanier, andere für einen Juden, oder Italiäner, oder Ragusaner, oder gar für einen Araber aus, der einen Asiatischen Prinzen beredet habe, seinen Sohn nach Europa zu schicken, und der diesen Sohn auf der See hingerichtet habe, um sich seiner Schätze bemächtigen zu können. Weil der angebliche Graf alle Sprachen, die man ihn reden hört, schlecht spricht, und wahrscheinlich den größten Theil seines Lebens unter falschen Namen außer seinem Vaterlande zugebracht hat, so wird es vielleicht nie möglich seyn, auf die Spur seiner Abkunft zu kommen. Die Lehrer, von welchen er ist unterrichtet worden, und die Städte, wo er die ersten Proben seiner geheimen Wissenschafften abgelegt hat, kenne ich eben so wenig, als sein Vater-

ich angestellt habe, so versichere ich ihn hiemit nochmals, daß ich alles, was er mir von Untersuchungsgeist zugestehen mag, angewandt habe, um den angeblichen Wundermann kennen zu lernen. Herr S. wird aber doch wohl nicht annehmen, daß man Personen nur alsdann kennen lernen und beurtheilen könne, wenn man lange mit ihnen umgegangen sey? Wenn ich auch vorher noch in Ansehung des Grafen ungewiß gewesen wäre, so würde mich allein sein Mémoire, das er in der Halsbands-Sache herausgab, zu dem Urtheile bestimmt haben, daß er ein Charlatan und Betrüger sey. Die Heilung der Madame S. in Basel ist gar kein Gegenbeweis gegen dies Urtheil, denn unzählige Charlatane haben einzelne Kranke geheilt. Wenn Herr Schlosser die Heilungsgeschichte der Mad. S. so zuverlässig erfahren hätte, als ich sie erfahren habe, so würde er weiter keine Gründe, und Facta brauchen, um den Hersteller der Gesundheit dieses Frauenzimmers für einen Charlatan, und Betrüger zu erklären.

land; aber das weiß ich gewiß, daß er sich vor nicht gar langer Zeit in Rußland und andern Nordischen Ländern für einen Magus ausgab, und so wenig Beyfall erhielt, daß er seinen Schauplatz bald verändern mußte. Seine oft mißlungenen Gauckeleyen machten ihn immer feiner und vorsichtiger: er lernte gleichsam allmälig an sich selbst aus, und genoß vielleicht auch den Rath von Männern, in deren Hand er in der Folge ein Werkzeug des Aberglaubens, und der Schwärmerey wurde. Bey seiner Ankunft in Strasburg schloß er sich zuerst an die Maurer an, allein nur so lange, als er für sich selbst noch nicht fest genug zu stehen glaubte. Er gewann bald die Gunst des Prätors und Cardinals, und durch diese die Gunst des Hofes in einem solchen Grade, daß seine Gegner nicht einmal daran denken können, ihn stürzen zu wollen. Mit dem Prätor und Cardinal soll er wie mit Personen umgehen, die ihm unendlich viel, und denen er nichts zu danken hätte; auch braucht er die Equipage des Cardinals eben so frey, als seine eigene. Er gibt vor, daß er Gottesverläugner riechen könne, und daß er durch ihre Ausdünstungen in epileptische Zuckungen versetzt werde, in welche heilige Krankheit er, wie ein ächter Jongleur, fallen kann, wann er will. Oeffentlich rühmt er sich nicht mehr der Herrschafft über Geister, und anderer magischen Künste; allein ich weiß es eben so gewiß, daß er noch jetzo Geister hervorrufen, und durch ihre Hülfe und Erscheinungen, Krankheiten heilen zu können vorgibt, als ich es weiß, daß er von der Natur des menschli-

chen Cörpers, von der Natur seiner Krankheiten, und dem Gebrauche aller gewöhnlichen Heilmittel nicht mehr, wie jeder Charlatan, versteht. Seine ganze Heilungskunst ist, wie die aller berüchtigten Magier und Wunderthäter alter und neuer Zeit, nur allein, oder doch hauptsächlich auf Nervenkrankheiten eingeschränkt, bey denen durch die Diät, durch einige heroische Arzneyen, am meisten aber durch den starken Glauben an die Wundergaben, und die magisch feierlichen Zurüstungen des Arztes unglaublich viel ausgerichtet werden kann. Nach den glaubwürdigsten Erzählungen von Personen, die ihn lange beobachtet haben, ist er ein über alle Vorstellungen heftiger, unbesonnener und unbeständiger Mann, und der glücklichste Einfall also, den er vielleicht in seinem Leben gehabt hat, war unstreitig dieser, daß er sich gleichsam unzugänglich machte, und die hartnäckigste Zurückhaltung als ein Bollwerk um sich herzog, ohne welche Vorsicht er gewiß schon lange ertappt, oder ausgehohlt worden wäre. Darin that man ihm eine Zeitlang Unrecht, daß man glaubte: er theile mit seinem Apotheker die Vortheile des Verkaufs der Arzneyen, die er seinen Patienten verschriebe. So bald Cagliostro hörte, daß man dergleichen Argwöhne hege, änderte er sogleich seinen Apotheker, und nöthigte ihn (so habe ich wenigstens von mehrern gehört) die Arzneyen so wohlfeil zu verkaufen, daß er nur wenig dabey gewinnen kann. Er selbst nimmt für seine Bemühung weder Bezahlung, noch Geschenke, und wenn die letztern von der Art sind, daß er sie ohne Beleidigung nicht aus=

schlagen kann, so macht er sogleich Gegengeschenke, die eben so viel, oder noch mehr werth sind, als die, welche er empfangen hat. Ja er nimmt von seinen Patienten nicht allein nichts, sondern nimmt sie oft Monate lang in sein Haus, und an seine Tafel auf, ohne sich die geringste Vergeltung aufdringen zu lassen. Bey dieser, wie Sie leicht denken können, sehr in die Augen fallenden Uneigennützigkeit macht er einen beträchtlichen Aufwand, spielt hohe Spiele, verliert fast beständig an Damen, so daß er nach dem mäßigsten Anschlage wenigstens 20000 Livres jährlich verzehren muß. Das seltsamste bey dem großen Aufwande dieses Mannes ist der Umstand, daß kein Mensch weder die Quellen weiß, aus welchen, noch die Hände, durch welche er beständig so viel Geld erhält. Er hat niemals beträchtliche Summen auf der Post bekommen. Kein Wechsler hat ihm je Geld ausbezahlt, und kein Juwelirer hat Edelgesteine von ihm eingekauft, wiewohl mich jemand versichert hat, daß er in Sachsen große Schätze, sowohl an baarem Gelde, als an Kleinodien bey sich gehabt hätte. Diese Dunkelheit, welche Cagliostro vorsetzlich über die Quellen seiner Einkünfte, und seines Aufwandes verbreitet, hat noch mehr, als seine Uneigennützigkeit und angeblichen Wundercuren, das Vorurtheil befördert, daß er ein göttlicher außerordentlicher Mann seyn müsse, der die Natur in ihren geheimsten Wirkungen belauert, und ihr unter andern Geheimnissen auch das des Goldmachens abgestohlen habe. Meiner Meynung nach hätte man aus dem geheimnißvollen Wesen des Grafen weiter

nichts schließen sollen, als daß er vermuthlich mit einer Gesellschafft von Menschen in Verbindung stehe, die durch ihn gewisse ihnen sehr wichtige Zwecke befördern wollen, und denen es ein leichtes ist, nicht nur den Aufwand des Dieners ihrer Absichten zu bestreiten, sondern ihm auch große Summen zukommen zu lassen, ohne daß irgend ein anderer Mensch etwas davon erfahren könne. Wenn Cagliostro auch die Kunst Gold zu machen verstünde, so müßte man doch wenigstens annehmen, daß jemand die von ihm verwandelten Goldmassen oder Goldstangen gesehen, oder gekauft hätte. Mit einer Mischung von Wehmuth und Unwillen gegen unser Zeitalter schreibe ich es nieder, daß dieser Mann nicht nur unter manchen Großen, die von jeher von solchen Menschen am leichtesten berückt worden sind, sondern auch bey manchen Gelehrten, und selbst Aerzten, und Naturforschern Eingang gefunden hat. Wenn wir Teutschen so verdorben wären, als die Römer und Griechen im ersten und zweyten Jahrhunderte; so wollte ich so gewiß, als irgend ein Prophet je geweißagt hat, die Rückkehr der Neuplatonischen Philosophie, und der damit verbundenen Barbarey verkündigen.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

go Ch.

Meine

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meiners, Christoph, 1747-1810

Briefe über die Schweiz

Bd.: 2

Tübingen (1791)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 6345 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249075-0
VD18 12501840-001